Gegen den Strom.

Gegen den Strom.

Gesammelte Aufsätze

von

Julius Duboc,

Dr. phil.

Zweite Ausgabe.

Hamburg,

Verlag von Hermann Grüning.

1883.

Herrn

Professor Wilhelm Bolin

Bibliothekar der Universität zu Helsingfors,

als Zeichen

herzlich empfundener Gesinnungseinheit

freundschaftlichst

zugeeignet.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 88, Zeile 8 von unten, lies court statt cours.

I.

Bürger's Charakter in seinem Liebesleben.

Eine psychologisch-ethische Studie.

Auch von Bürger gilt, wie von so vielen über das gewöhnliche Maß genialisch beanlagten Menschen der Spruch:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Sind es auch keine politischen Parteiströmungen gewesen, die den Dichter der Lenore in ihren verwirrenden Strudel hinabzogen und die Linien seines Bildes für den Beschauer entstellen, so doch die großen, auf dem Gebiet des Sittlichen gegensätzlichen Gefühls- und Anschauungsweisen: auf der einen Seite die disciplinirten, allen Ausschreitungen abgeneigten und zu ihrer Verurtheilung schnell bereiten Naturen, auf der anderen jene, die im Gegensatz zu diesen einen sympathischen Zug für Alles empfinden, was mit der Vollkraft tiefer Leidenschaft in stürmischen Wellen aufbraust. Kaum sollte es Einem erklärlich bedünken, wie ein und derselbe Mann, ein hervorragender Dichter in seiner eigenen Nation, eine Apotheose seines Lebens und Wirkens erfahren konnte, wie sie Bürger z. B. in dem in vieler Beziehung vortrefflichen Roman von O. Müller: „Bürger ein Dichterleben" gefunden und eine Verurtheilung, wie sie Dr. S. W. Ebeling

vor einiger Zeit in einer Polemik mit Ad. Strodtmann, dem Herausgeber der „Briefe von und an Bürger" (Berlin 1874, Gebr. Paetel) mit den Worten aussprach: „Das niedrige, klobige, aller höheren Herzensbildung bare, halt- und charakterlose Wesen Bürger's" — kaum sollte Einem ein so schroffer Widerspruch erklärlich bedünken, wenn man eben nicht die vorerwähnte gegensätzliche Beschaffenheit der hauptsächlich das Wort führenden Parteien als Erklärungsgrund mit in die Waagschale zu werfen hätte. Die vermittelnden Stimmen werden dazwischen kaum gehört oder ihr Geltungsbereich schränkt sich hauptsächlich doch nur auf das ästhetische Gebiet ein. Wenn Schiller in Folge der großen Erregung, die seine Recension der Bürger'schen Gedichte hervorgerufen hatte, sich noch 1802 zu der abwehrenden Bemerkung veranlaßt sah: „Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen", so hat er mit dieser Berufung auf eine spätere Zeit Recht behalten. Angriffe, wie sie seiner Zeit Schlegel auf diese Schiller'sche Recension richtete, haben längst ihre Kraft verloren, während eine unbefangene Würdigung des Bürger'schen Genius nicht umhin kann, in den meisten Punkten den Ausstellungen, die Schiller erhoben, eine nicht abzuweisende Berechtigung zuzuerkennen. Aber über Bürger's Charakter als Mensch schwankt das Urtheil viel mehr als über seine Bedeutung als Dichter. Ueber jenen wird eine auch nur annähernde Gleichmäßigkeit der Beurtheilung durch zwei Punkte ganz wesentlich erschwert: durch den Mangel übereinstimmend bindender, für die Anwendung leicht verwerthbarer Grundbegriffe auf dem Gebiet des sittlichen Verhaltens und durch die bisherige Lückenhaftigkeit des der Beurtheilung zu Grunde zu legenden Materials. Was diesen letzten Punkt betrifft, so ist

nun allerdings durch die Veröffentlichung des vorerwähnten Bürger'schen Briefwechsels eine Abhülfe geschaffen worden, wie sie erwünschter und wesentlicher kaum gedacht werden kann. Ist schon die Ausbeute dieser Sammlung für den Literarhistoriker eine so bedeutende, daß der „den Göttingern" gewidmete Abschnitt der meisten Literaturgeschichten wesentliche Abänderungen erfahren dürfte, so ist sie für die psychologische Beurtheilung von Bürger's Liebesleben eine noch größere. Hier zu einem abschließenden Urtheil zu kommen, ist an der Hand dieser werthvollen Vereinigung aller vorhandenen brieflichen Zeugnisse aus Bürger's Leben wenigstens ermöglicht. Freilich kann diese Ermöglichung nur fruchtbringend werden, nur Ueberzeugung wirken, wenn — und hier komme ich auf den ersten, vorher erwähnten Punkt zurück — die Kritik ihren Ausgang nicht von mehr oder minder undeutlichen, im Zwielicht des Gefühlslebens verschwimmenden Gegensätzen nimmt, sondern sich scharf formulirte, faßlich begrenzte Maßstäbe der Beurtheilung schafft.

Wenn es die Gerechtigkeit gegen einen großen nationalen Dichter erfordert, daß wir nicht leichthin abschließend und aus Ermüdungsscheu jede tiefere Prüfung nicht allein des Thatbestandes, sondern auch der gewohnten ethischen Maßstäbe von vornherein ablehnend, über des Dichters zarteste Lebensbeziehungen aburtheilen — sei dies nun zu seinen Ungunsten oder zu seinen Gunsten — so erfordert dies andererseits auch noch die Gerechtigkeit gegen die in Bürger's unheilvollen Schicksalsgang verflochtenen Frauencharaktere. Auch hier laufen die Fäden der Beziehungen so wirr und verschlungen durcheinander, daß einige Geduld dazu erforderlich ist, sie übersichtlich zu ordnen und in ihnen den leitenden Faden für die ethische Beurtheilung nicht zu verlieren. Kein Wunder daher, daß wo diese prüfende Ueberlegung verschmäht oder doch nicht hinreichend geübt wird,

Widersprüche entstehen und daß selbst diejenigen sich schließlich auf völlig entgegengesetztem Boden befinden, die gleichwohl, ganz im Allgemeinen genommen, von übereinstimmenden sittlichen Anschauungen auszugehen glauben und auch wirklich ausgehen. Eine schwere, fast ungemilderte Sentenz pflegt über Bürger's dritte Gattin, Elise Hahn, zu ergehen. Ihr eigenes Schuldbekenntniß erdrückt sie anscheinend, zieht ihren Namen nieder in den Schmutz der Gemeinheit — und gleichwohl hat auch sie einen überzeugten Vertheidiger, eben den vorher erwähnten Dr. Ebeling, gefunden; — mit verführerischem Glanze scheint uns Molly's, der Vielgefeierten, Bild, umgeben von dem Strahlenglanz der vollsten Dichterglorie, anzulächeln, aber das Lächeln der Erwiederung, mit dem wir ihre anmuthvolle Erscheinung begrüßen möchten, erstirbt uns unwillkürlich auf den Lippen, wenn wir den Blick auf eine Gestalt in ihrer nächsten Nähe abschweifen lassen, auf Dorette, die still duldend ein furchtbares Schicksal mit Ergebung und ungebrochener Liebe trägt, bis der Erlöser Tod sie abberuft.

Recapituliren wir zunächst noch einmal in kurzem Umriß das Thatsächliche der Doppelbeziehung Bürger's zu den beiden Schwestern, soweit sich dasselbe in der Briefsammlung in mehr oder minder erkenntlichen Linien aufgezeichnet oder angedeutet findet. Mit 26 Jahren, im Jahre 1774, schließt der jugendliche Dichter den Ehebund mit der älteren Tochter des Justizamtmanns Leonhart zu Niedeck. Einzelne briefliche Aeußerungen aus jener Zeit — an Boie 1774: „ach, da kommt sie her, die Minnigliche, die mein Herz mit all' ihren Tugenden und Fehlern, sowie sie da ist, über Alles in der ganzen weiten Welt liebt. Mag sie doch Anderen nichts sein, mir ist sie Alles"; — an Gleim 1775: „mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor

wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude" — scheinen ein innig empfundenes, ungetrübtes Glück auszusprechen. Gleichwohl ist aus dem 16 Jahre später geschriebenen Brief Bürger's an Elise Hahn zu entnehmen, daß schon vom ersten Anbeginn seiner Ehe neben der Gattin und sie verdunkelnd das aufgehende Gestirn jener Liebe stand, die des Dichters Herz und Sinn bald einzig und allein auszufüllen bestimmt war. „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt", heißt es in dem erwähnten Brief vom Jahre 1790, „schon als ich mit der ersten vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite, die damals noch ein Kind und kaum 14 bis 15 Jahre alt war, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl, allein ich hielt es für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde." In den in den nächsten Jahren nach 1775 geschriebenen Briefen mehren sich denn auch die Spuren tiefer Seelenkämpfe. Bittere Verstimmung und Herzensnoth ringen nach Ausdruck, und obwohl ein Theil derselben auf Rechnung der sonstigen unbehaglichen und den Dichter schwer belastenden Lebensumstände gesetzt werden mag — namentlich die Einsamkeit und Ruhe des Landlebens drückte schwer auf den lebhaften, mittheilungsbedürftigen Mann, — so bezieht sich ein anderer Theil unverkennbar auf Bürger's Herzensangelegenheiten, wiewohl jede genauere Kennzeichnung derselben selbst in den an seine nächsten Freunde gerichteten Mittheilungen stets sorgfältig vermieden wird. Auf das Verhältniß zu seiner Frau und Schwägerin zielen offenbar die folgenden, wenn auch kurzen doch um so heftigeren brieflichen Ergüsse, die oft wie der Nothschrei eines Verzweifelnden erklingen. (An Sprickmann, Februar 1777): „O Sprickmann! Ist es denn gar nicht möglich, daß wir leben können? Denn man lebt ja nicht, wenn man

nicht so lebt, wie man zu leben wünscht. Gott im Himmel, was soll daraus noch werden? Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche, die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." (An ebendenselben, Juli 1777). „Mir steht nun bald Trennung von der Geliebten meines Herzens bevor. Was wird aus mir und was aus Ihr werden. O daß mich so viele heilige, wiewohl schwere, sauere Pflichten gegen Andere an die Welt fesseln! ... Doch was hilft's? Man muß die Zähne zusammenbeißen, die Augen zudrücken und mit zerfetzter Stirn vorwärts durch die sperrigen Dornhecken dringen." In der nächsten Zeit nahmen die Aeußerungen einer höchst gesteigerten Mißstimmung so sehr überhand, daß Boie, Bürger's intimster und um ihn unermüdlich besorgter Freund, ihm Vorschläge zu Reisen machte mit der hinzugefügten Bemerkung: „Ich fürchte, Du hast irgend einen Seelenkummer, den Du mir nicht sagst, der Dich abspannt und Dich unthätig macht." Bürger antwortet ihm (October 1778): „Ach freilich belastet geheimer Kummer schon seit einigen Jahren mein Herz und jetzt geht mir das Wasser fast bis an die Seele. Entweder ich gehe bald zu Grunde oder ich genese. Aber kann ich genesen? Schwerlich anders als der Halbgeräderte zum Krüppel." Im nächsten Jahre heißt es dann schon wieder: (An Boie. Januar 1779.) „Alles wäre gut, aber ach! — mein tief verwundetes, ewig unheilbares Herz. Kein Sterblicher hat wohl seinen Tod eifriger gewünscht als ich."

Von dieser Zeit ab mindern sich in den Briefen jene leidenschaftlichen Accente, und sie verstummen nach und nach gänzlich. Die Krisis hatte ihren Höhepunkt erreicht, der lange gestaute Strom war durch die Schranken gebrochen, auf der einen Seite heißem Sehnen Erfüllung gewährend, auf der an-

deren unheilbar schädigend. Mit einem Wort, es hatte sich jener Zustand ausgebildet und befestigt, den H. Kurz in seiner „Literaturgeschichte“ einfach als „ein auf der schreiendsten Unsittlichkeit beruhendes Verhältniß“ bezeichnet und dessen wesentlichen Kern Bürger später selbst in einem Briefe an E. Hahn dahin angab, daß seine Frau sich entschlossen habe, sein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, die Schwester es zu sein. Im Jahre 1782 wurde Bürger ein Sohn geboren — von Molly, drei Töchter entstammen außerdem seiner Verbindung mit Dorette. Zwei Jahre später, im Hochsommer, starb Bürger's angetrautes Weib, langsam nahmen ihre Kräfte ab, bis der Tod einem unheilbar gewordenen Körper- wie Seelenleiden ein Ende setzte. Fast unheimlich contrastirend mit dem, was hier ein dichter Schleier den Blicken der Menschen entzog, klingt es, wenn Bürger in der Todesanzeige vom 30. Juli 1784 den frühen Verlust seiner Frau „in dem zehnten Jahr unserer überaus friedsamen und gemächlichen Eheverbindung wehmuthvoll beklagt.“ Schon wenige Monate später — Ostern — 1785 folgte Molly Bürger zum Traualtar. Ein anfängliches Sträuben, das sie erschüttert durch den Tod der Schwester, dem Eingehen des Ehebundes entgegensetzte, überwand des Dichters heiße Leidenschaft, die sich namentlich in dem Gedicht: „Als Molly sich losreißen wollte“ in den bittersten Schmerzensklagen ergoß. Der Bund war geschlossen, ein voller Himmel des Glückes, unwandelbar bestehend im Wechsel der Zeiten, sollte nach Bürger's Meinung in ungetrübter Sonnenhelle dem Liebespaar lächeln und alle schwer empfundene und überwundene Drangsal vergessen lassen. Abgethan war das Alte; für die neue Laufbahn an der Universität Göttingen, die der Dichter voll Zuversicht betrat, schien eben die endliche Erfüllung seiner liebsten Hoffnungen

ihm die Kräfte stählen und ihn mit jenem Lebensmuth, der sich das Höchste zutraut, erfüllen zu sollen. Aber:

Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der dunklen Mächte Hand.

Nur kurze Zeit währte der Traum des Glücks, das den Dichter zu den volltönenden Accorden seines „hohen Liedes von der Einzigen" begeistert hatte. Molly starb im Jahre 1786 an den Folgen eines Wochenbettfiebers und der entsetzliche Schlag überantwortete den Liebenden einer äußersten Verzweiflung.

Wenn es soweit mit der Berichterstattung über das Bürger'sche Liebesleben keine Schwierigkeit hat, so gewährt uns der Einblick, den wir durch dieselbe erhalten, vorläufig auch nur einen sehr dürftigen Anhalt für eine ethisch-psychologische Beurtheilung. Soll dieselbe nicht auf eine nach einigen conventionellen Gesichtspunkten zugeschnittene Kritik eingeschränkt bleiben, so ist die nächste Frage, die sich aufdrängt und Beantwortung erheischt, die nach dem Charakterbild aller Betheiligten. Wie haben wir uns Dorette, wie Molly vorzustellen? Worin lag der sirenenhafte, unwiderstehliche Zauber, den diese auf Bürger ausübte? Was entführte ihn aus den Armen Dorettens? Und wie — für die ethische Beurtheilung Bürger's ein sehr wesentlicher Punkt! — hat diese das ihr zubereitete Loos ertragen, — ich meine nicht, mit wie viel Ergebung in ein Unvermeidliches, sondern mit wie viel innerer Antheilnahme? Bürger, zu nahe betheiligt allerdings, um ein unverdächtiger Zeuge zu sein, hat später einmal (in einem Brief an Elise Hahn vom Februar 1790) auf „einige Herzensgleichgültigkeit" hingedeutet, die Dorette eigen gewesen und die es ihr erleichtert habe, gegen ihn „billig und großmüthig" zu sein. Ist dem wohl wirklich so gewesen, und welche Ant-

wort geben uns die brieflichen Zeugnisse auf all' diese Fragen?

Was Bürger's erstes Weib betrifft, so ist ihr Bild, dünkt mich, nicht zu verkennen, wie wenig sie auch in den Vordergrund tritt, wie selten ihr auch ein flüchtiges Wort, das ihr Wesen charakterisirte, gegönnt wird. Die wenigen Briefe an ihren Bruder Georg, die von ihr erhalten, sprechen meiner Ansicht nach, mit überzeugender Gewalt ihr Wesen aus, statten ihr Bild und ihr Schicksal mit jenen feinen Zügen aus, die das ganze Geheimniß ihres Liebens und Leidens enthüllen, und schwerlich wird Jemand, wenn er aufmerksam zusieht, ohne tiefe Rührung in diesen Seelenspiegel zu blicken im Stande sein. Daß Dorette keine glänzende Erscheinung war, sondern, wenn äußerlich überhaupt anziehend, dies höchstens im Sinn eines zarten, bescheidenen Reizes genannt zu werden verdiente, geht schon aus jenen oben erwähnten Briefstellen aus Bürger's erster Liebeszeit hervor. Auch andere sie betreffende briefliche Notizen sprechen den ähnlichen Eindruck aus. Boie, welcher der Verbindung Bürger's ursprünglich entgegen war, urtheilte über die Töchter des Amtmanns Leonhart an Bürger gerichtet: „Die ältesten beiden sind ganz gute Mädchen, werden Dir aber nicht gefährlich werden, vor der dritten (Molly) würde mir angst werden, wenn sie schon wäre, was sie sein wird." In einem Briefe von Philippine Gatterer an Bürger (September 1777) wird Dorette erwähnt als: „Ihre liebe, sanfte Frau." „Ihre Frau Gemahlin", fährt die Briefstellerin alsdann fort, „sah sehr krank aus und schien nicht viel Lust zum Reden zu haben. Ich hoffte es wenigstens und schrieb ihr Stillsein ihrer Schwächlichkeit und keiner Abneigung gegen mich zu." Einige Monate später schreibt dieselbe Freundin an Bürger: „Ihre Frau saß so zärt-

lich und sittsam auf dem Kanapee, hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonne." Von Dorettens sensitiver, scheu in sich zurückgezogener, keineswegs aber inhaltleerer und gefühlsarmer Natur giebt eine Anmerkung Bürger's in einem Briefe an Boie vom Jahre 1777 Kunde. Er schreibt diesem Freunde: „Neulich bin ich hinter einige geschriebene Heimlichkeiten meiner Frau gekommen, die gar erstaunlich viel Anlage verrathen. Es ist aber ein gar schnurriges Weib. Von alle dem läßt sie keinem Menschen, am allerwenigsten mir was sehen. Wüßte sie, daß ich was davon ausspionirt hätte, so wäre Alles aus. Ich muß sie also in der Stille beginnen lassen und verstohlen sehen, was dabei herauskommt."

Daß trotz aller Demüthigung, die aus Bürger's Leidenschaft für Molly Doretten erwuchs, diese ihrem Gatten in treuer Liebe ergeben blieb, daß sie Eifersucht und Kränkung in sich überwand, davon hat er selbst Zeugniß abgelegt in der an seine Freunde gerichteten Todesanzeige, in der es, fast mit einem Anflug von Selbstanklage, heißt: „Außer vielen vortrefflichen Eigenschaften des Herzens und Geistes meiner verklärten Lebensgefährtin hätte blos ihre ungeheuchelte, stets unverdrossene Güte und Liebe gegen mich weit mehr Erdenglück verdient, als ich ihr zu gewähren vermochte." Auch in dem vorerwähnten Briefe an Elise Hahn bezeugt er Dorettens Hochsinn mit den Worten: „Wäre das mir angetraute Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen, so wäre ich längst zu Grunde gegangen."

Aber einen viel tiefern Einblick als diese Zeugnisse gewähren uns Dorettens eigene Briefe, namentlich wenn man genau die Zeitbestimmung derselben erwägt, worüber ich mir weiterhin noch einige Bemerkungen erlauben will. Zunächst folgt hier ein

kurzer Auszug aus zwei derselben, beide an ihren Bruder Georg gerichtet. In dem ersten vom October 1782 heißt es: „Nun horch auf, sieh' einen so artigen Schwager hast Du vom Himmel empfangen, daß der den Tag Deiner Schwester feierte, ganz ohne mein Wissen, ganz aus eigenem Trieb und mich noch obendrein mit einem gar allerliebsten Reisekleid beschenkt hat. Daß Du meine Freude und gute Laune nun nicht dem Reisekleid zuschiebst, da denke ich, hast Du denn doch zu viel Verstand zu, aber der Art, mit welcher ich's erhielt, dem Bezeigen, wie viel Freude Er selbst daran hatte, sieh, Georg, das bringt Leben und Weben in das neu erwachte Gefühl meines Herzens und ich bitte Gott herzlich, er wolle es so lassen, wie es jetzt ist.... O Georg, Gott laß mich nicht undankbar für die viele Güte sein, die er mir jetzt unter so manchen freudigen Begebenheiten erweist." — Der zweite, vom December 1782, schildert im Eingang die Freude, die sie darüber empfunden, daß sie ihren Leuten Weihnachtsgeschenke austheilen konnte. „Ich fühle in diesen Augenblicken, daß es doch Gefühle giebt, die alles Elend überwiegen und uns zu seligen Geschöpfen machen. Froh sein und fröhliche Geschöpfe zu machen, ist nach meinem Gefühl die innigste Dankbarkeit für die Güte unseres Gottes." „Uebrigens", folgt alsdann weiterhin in dem Briefe, „jage nur immerhin alle dummen Grillen zum Henker, daß wir nun gerade zum Unglück sollten geboren sein. Ich protestire öffentlich dawider, besonders in meiner heutigen Laune. Es wird Dir schon gut gehen, Georg, Du bist ein guter Junge und sieh' nur, ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du weißt, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Wortes Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe....

Dank noch, Georg, für Deine Sorge um meine Augen. Gott sei Dank, noch habe ich sie, dies ist Beweis davon. Auch glänzen sie gleich zwei hellen Sternlein des Himmels und lächeln dem Bruder meines Herzens Liebe und Dank für seine Liebe und die Versicherung ewiger Treue von seiner Dorette."

Sehr wesentlich, scheint mir, wird durch diese Briefe die Auffassung berichtigt, die man sich bis dahin, halb unwillkürlich, von Dorettens Leidensgestalt bilden mochte. Aus diesen Zeilen spricht nicht ein in Kummer verhärmtes, resignirtes Gemüth, noch viel weniger ein schwer beleidigter, durch das zugefügte Leid herb gewordener Sinn, sondern ein inniges, frisches, gläubiges Gefühl. Wie sehr lächelt dieser Brief durch Thränen, wie sehr ersehnt er noch einen Sonnenstrahl des Glücks vom Geschick, wie sehr schmachtet er nach jedem freudekündenden Zeichen! Der ganze Grundton der Briefe ist auf Liebe, Hoffen, Sehnen gestimmt. Aber man liebt nicht mit erstorbenen Sinnen und einem gleichgültigen Herzen und die Vorstellung, die ja nicht ganz fern liegt, daß der erlittene Kummer so auf Doretten gewirkt, daß er ihren Lebensmuth bis zur Apathie gedämpft, ihre Liebefähigkeit in Gleichgültigkeit verwandelt habe, ist, wie mir scheint, diesen brieflichen Zeugen gegenüber völlig unhaltbar geworden. Eine andere Auffassung wird nun namentlich auch noch durch die hierbei sehr ins Gewicht fallenden Zeitbestimmungen unterstützt. Diese verbreiten erst ein scharfes Licht über die sonst einer bestimmten Beziehung entbehrenden wiederholten Wendungen und Anspielungen, die in Dorettens Briefen von dem „neu erwachten Gefühl meines Herzens", von den „manchen freudigen Begebenheiten" u. s. w. sprechen. Der erste der Briefe fällt der Zeit nach sehr bald nach der Geburt von Molly's Sohn, der zweite vom December 1782 einige Monate später. Im April

1784 beschenkte Dorette Bürger aber selbst mit einem Töchterchen, welches bald nach dem im Juli erfolgten Tode der Mutter ebenfalls verstarb. Uebersetzen wir diese kahlen Ziffern in die Sprache der Begebenheiten, so besagen dieselben also ungefähr so viel: in der Zeit der Abfassung jener Briefe fand eine Wiederannäherung Bürger's an Dorette statt und diese Annäherung dauerte mindestens bis in die Mitte des Sommers 1783 und führte die beiden verbundenen, getrennten und wieder verbundenen Menschen abermals zur innigsten Lebensgemeinschaft. Unmöglich ist es nun allerdings, bei dem Fehlen aller brieflichen Zeugnisse einen prüfenden Blick hierbei in Bürger's Gemüthszustand zu werfen. War es ein Rest der wiedererwachten alten Liebe, war es ein dem Schuldbewußtsein verwandtes Gefühl der Abbitte, das ihn Doretten zuführte, war es ein ernstgemeinter Versuch, diese durch die Liebe, die ihr so grausam entzogen worden war, dem Leben zu retten, war es nur die Ueberfülle der Kraft, die sich reich genug wähnte, um nach zwei Seiten gleichzeitig beglücken zu können? Niemand kann hier eine Analyse wagen. Aber um so offener liegt Dorettens Gemüthszustand vor uns und ein stärkeres Zeugniß für die, man möchte sagen, kindliche Harmlosigkeit ihrer Natur, als in diesen Briefen zu Tage tritt, kann kaum gedacht werden. Mit welch' rührender Bescheidenheit versucht sie, weit entfernt von irgend einem Gefühl der Rancüne, von irgend einer Regung abweisenden Stolzes, dem Glück entgegen zu lächeln, das für sie in der wiedergewonnenen Liebe Bürger's liegt. Nur diesem einen Gedanken, nur diesem einen Gefühl ist sie bemüht ihre Seele zu öffnen und noch einmal wieder, den Frost des Kummers abstreifend, im Sonnenlicht die Schwingen zu regen, — wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit. „Ich bin ja auch seit einiger Zeit glücklicher, Du

weißt, wie wenig ich sonst auf den Sinn dieses Wortes Anspruch machen konnte. Ich freue mich des herzlich, ob ich gleich für's Künftige vom Schicksal keinen Freibrief erhalten habe." Armes Weib, das so ganz selbstlos hingegebenes Empfinden in der Liebe für den einen Erwählten war und gleichwohl von diesem selbst die Nachrede „einiger Herzensgleichgültigkeit" ertragen mußte!

Schwieriger als Dorettens ist Molly's Gestalt zu zeichnen. Aller in Ueberfülle, namentlich in dem „hohen Lied", über sie ergossene dichterische Glanz giebt uns, da es sich doch meistens nur um Gefühlslaute handelt, kein Bild ihrer Person, an brieflichen Zeugnissen fehlt es vollständig. Wenn es in der „Abendphantasie eines Liebenden" u. A. heißt:

O, wie so schön dahin gegossen
Umleuchtet sie das Mondeslicht,
Die Blumen der Gesundheit sprossen
Auf ihrem schönen Angesicht,
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
Süß, wie bei stiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen
Der Moschus-Hyazinthe Duft.

so erfahren wir aus dieser und den vielen ähnlichen Schilderungen eben doch nicht mehr, als daß Molly u. A. auch durch den Reiz üppiger jugendlicher Gesundheitsfülle unwiderstehlich auf Bürger's Phantasie wirkte. Aber zur Charakteristik des zwischen ihr und Bürger bestehenden Verhältnisses läßt sich, wie mir scheint, ohne allzu großes Wagniß aus dem Gesichtspunkt eine Ergänzung liefern, daß Molly als der Gegenstand von Bürger's höchstem Wunschverlangen, als das verkörperte Ideal seiner sehnsüchtigsten Träume und seines glühendsten Begehrens, nothwendigerweise das besessen haben muß, was er an Doretten vermißte. Berücksichtigen wir dies und ziehen

wir Bürger's scharf ausgeprägte, in ihren Grundrichtungen nicht zu verfehlende Eigenart zu Rathe, so kommen wir zu einigen, schwerlich abzuweisenden Schlüssen in Bezug auf das Schwesternpaar, wodurch sich für uns denn auch Molly's Gestalt erhellt und deutlicher gegen Dorette gehalten abzeichnet. Was Bürger so mächtig zu ihr hinzog, sie in seinen Augen so hoch über sein Weib erhob, war vermuthlich in einigen Hauptpunkten, auf die uns eine unbefangene Würdigung der Umstände und Personen hinweist, gelegen. Ohne vielleicht einen Ueberschuß an Liebe aufzuweisen, liebte Molly, ihrem Naturell entsprechend, wahrscheinlich leidenschaftlich, Dorette dagegen ruhig-innig; sie umgab — worauf verschiedene Aeußerungen Bürger's hindeuten — mit immer neuen Beweisen leidenschaftlich empfundener Bewunderung das in diesem Punkte unersättliche Herz Bürger's; sie war Dorette an sinnlichem Reiz überlegen, wahrscheinlich auch an esprit, sprühender Lebendigkeit; und endlich noch ein Punkt, der mit nichten als ein gleichgültiger angesehen werden darf: außerhalb der Ehe stehend repräsentirte sie für Bürger's Empfinden die Poesie, Dorette die Prosa. An dieser haftete die Alltäglichkeit der Hausstandspflichten, die Last der Kinderstube. Unvermeidlich — unvermeidlich wenigstens für Bürger's Naturell und Auffassung — büßte sie daher in demselben Maße die zauberische Anmuthsfrische der von aller Erdenlast befreiten Liebesschwärmerei ein, als diese des Dichters Huldgöttin, seine „Molly-Adonide", in immer höherem Grade sich zu eigen erwarb, und in keinen gefährlicheren Gegensatz in der That als diesen konnte die arme Dorette treten: sie belastet mit der Verwünschung, die Bürger in einem Unmuthsausbruch in einem seiner Briefe dem „kalten, langweiligen, trägen Ehebett" nachschleudert, jene geschmückt mit allem Reiz der Phantasie-

verklärung*), leichtfüßig über Blumenteppiche dahinschwebend, umgaukelt von Amoretten.

Wenn wir auf diese Weise versucht haben, die Herzensbeziehungen aller Betheiligten nach ihrem innern Wesen uns etwas näher zu bringen, Molly's und Dorettens Bilder in eine schärfere Beleuchtung zu rücken, Bürger's Gefühl für beide nicht einfach als ein Gegebenes, Untheilbares hinzunehmen, sondern in seine psychologischen Motive zu zerlegen und auszudeuten, so haben wir uns damit zunächst nur auf einen etwas erhöhten Standpunkt begeben, von dem aus sich ein freierer und weiterer Einblick in die Seelenthatsachen, aus denen die Verwickelungen erwuchsen, gewinnen ließ. Auch hier ist gleichwohl, soweit es sich dabei um Bürger's Charakter handelt, eine Ergänzung noch nothwendig, die sich aber erst aus der später zu betrachtenden Beziehung, in welche er mit dem „Schwabenmädchen" verflochten wird, gewinnen lassen wird. Nicht zur Erledigung gebracht ist dagegen die Frage, wie sich denn Bürger's Wesen und Charakter und sein Verhalten in der Doppelbeziehung zu den beiden Schwestern, ethisch betrachtet, eigentlich darstellt, ob wir da eine Abschätzung vorzunehmen überhaupt wagen können und

---

*) Man beachte, wie auch in den folgenden Zeilen Molly's Liebreiz gerade darin besteht, daß Last und Noth nicht an sie herantritt, also in Beziehungen, bei denen ein für Doretten unerreichbarer natürlicher Vortheil der Lage auf ihrer Seite war:

> In weiche Ruh' hinabgesunken,
> Unaufgestört von Harm und Noth,
> Vom süßen Labebecher trunken,
> Den ihr der Gott des Schlummers bot,
> Noch sanft umhallt vom Abendliede
> Der Nachtigall, im Flötenton,
> Schläft meine Molly=Adonide
> Nun ihr behäglich Schläfchen schon.

nach welchem Gesichtspunkt dieselbe zu erfolgen haben würde, wenn sie ebensowenig einer lediglich subjectiven Gemüthsaufwallung, als einem abstracten Princip formaler Gerechtigkeit dienstbar sein soll? Bürger selbst hat sich stets lediglich auf das große Naturgesetz der Leidenschaft berufen, er ruft den „kalten Vernünftlern“ zu:

> Die Sonne, sie leuchtet, sie schattet, die Nacht;
> Hinab will der Bach, nicht hinan;

und er macht die Anwendung dann auf sein Leben mit den Worten:

> Naturgang wendet kein Aber und Wenn.
> O kalte Vernünftler, wie zwinget ihr's denn,
> Daß Liebe zu lieben verlernt?

Und an seinen Schwager Leonhart, einem jungen Menschen, der nach dem Tode Dorettens, verletzt durch das, was er über das Verhältniß von Bürger's Ehe nachträglich erst erfahren hatte, Bürger entfremdet worden war, schrieb dieser zu seiner und Molly's Rechtfertigung: „Nein, lieber Junge, wir waren weiter nichts als arme, unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in nichts weiter bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben noch nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten als wir selbst....“ Auch der Otto Müller'sche Roman über unsern Dichter stellt sich im Wesentlichen ganz auf den gleichen Standpunkt. Bürger wird nur sein späteres Verhältniß zu Elise Hahn als Verschuldung angerechnet, nicht das, was vorher liegt. Hier ist der Verfasser im Gegentheil überall bemüht gewesen, durch eine Fülle feiner Zuthaten und bestechender Züge das Liebesgemälde so auszuschmücken, die dunklen Partien so in den Hintergrund zu drängen, daß Bürger nirgends unserer Sympathien verlustig zu gehen braucht und daß nur der diesem Eindruck gleichwohl nicht erliegen wird, der

auf ein eigenes schärferes Zusehen nicht verzichtet. Wenn wir aber dieses üben, so wird, meine ich, alle Kunst des Dichters nicht zu verbergen im Stande sein, daß wir mit einem solchen Beurtheilungs-Standpunkt uns auf völlig brüchigem, rissigem Boden befinden, während wir auf stahlhartem, fest in sich geschlossenem Fundamente fußen sollten.

Für den Pflicht-Rigoristen, für denjenigen, der einfach etwa so raisonnirt: „Bürger hatte seinem ersten Weibe Treue gelobt und ein bestimmtes Maß pflichtmäßigen Verhaltens übernommen, folglich mußte er sich an dieser Richtschnur halten und folglich ist er als unsittlich zu verurtheilen, wenn er es nicht that", — ist der Bürger'sche Fall natürlich sehr einfach erledigt. Allein diese Art der Abfertigung erledigt insofern sehr wenig, als sie der dämonisch schaltenden Gewalt des Liebegefühls keine Rechnung trägt. Ihrer Unzulänglichkeit gegenüber, scheinen diejenigen, welche dieses zum Selbstgesetzgeber erheben, welche ihm freie Bahn verstattet wissen wollen, die Bewahrer des Naturinstinkts zu sein. Einem so dürren Pflicht-Paragraphen halten sie das Wort Schiller's entgegen: „Ein Mensch, der wahrhaft liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht unter eigenen Gesetzen, lebt in einem erhöhten Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anwendbar sind", obwohl natürlich auch dieser Ausspruch nur eine negative Bedeutung hat, denn er giebt ja nirgends einen Hinweis auf einen positiven, zureichenden Maßstab, er formulirt nur, insofern er abwehrt. Eine positive Ergänzung gerade für die hier der Untersuchung bedürftigen ethischen Fragen habe ich an einer andern Stelle, in dem Abschnitt: „Die ethischen Beziehungen der Liebe" in meiner Schrift: „Die Psychologie der Liebe" zu geben unternommen. Auf sie hinzuweisen wird mir hier um so mehr ver-

stattet sein, als ich mir in dieser kurzen Skizze natürlich versagen muß, den Gegenstand in aller Breite zu erörtern und nur an einige Hauptpunkte erinnern darf. Was ich dort über den tragischen Conflict in der Liebe ausgeführt, findet ganz genau auf Bürger Anwendung. „Der volle moralische Gehalt des Menschen", sagte ich dort nach einer Feststellung dessen, was nothwendig zum Wesen des tragischen Conflicts gehört, „der wesentlich in der Treue gegen alles (nicht gegen ein einzelnes) Heiliggehaltene zu erblicken ist, tritt erst in der Endwirkung des tragischen Conflicts ans volle Tageslicht. Indem das sittliche Ideal im Triumphiren unterliegt, die Liebe, obwohl bezwungen, noch tödtlich zu verwunden weiß, d. h. indem der Liebende, mag er in dem tödtlichen Conflict Eins oder das Andere wählen, den gezwungenen Abfall mit dem verspielten Einsatz seines Lebens bezahlt, kurz, indem sich an ihm der tragische Conflict in seiner ganzen Stärke vollzieht, bewährt er erst, daß das Heiligthum der Pflicht sowohl wie der Liebe in ihm eine Wahrheit und eine lebendige Kraft war." Wie lag der Bürger'sche Fall? Bürger war, wie auch Boie von ihm rühmt, im Ganzen eine zu biedere Natur, um sich von vornherein mit jesuitischen Deutungskünsten selbst um das Bewußtsein und das Gefühl seiner Pflichten zu betrügen. Erst später, nachdem er dieselben einmal über Bord geworfen, versucht er es gelegentlich mit einer entstellenden oder beschönigenden Wendung. Aber der anfänglich schwere Kampf, den er gekämpft, bezeugt, wie hoch ihm das Heiligthum der Pflicht stand, wie theuer ihm das sittliche Ideal war: so zu handeln, wie ihm die gewissenhafte Erwägung dessen, was er Anderen schuldig war, vorschrieb. Es drückte gewiß sein innerstes Empfinden aus, als er 1777 — die Stelle ist weiter oben bereits mitgetheilt worden — an Sprickmann schrieb: „Ich darf nicht einmal wünschen, denn die Wünsche,

die allein zu meinem Heil abzwecken könnten, scheinen mir schwarze Sünde, wovor ich zurückschauere." In seinem Verhältniß zu Doretten handelte es sich ja auch nicht blos — dies darf man nicht übersehen! — um das Halten eines Gelöbnisses, weil dasselbe nun einmal gelobt worden war, nicht blos darum, daß einem zu Recht bestehenden Anspruch genügt wurde, weil derselbe nun einmal zu Recht bestand, sondern gleichzeitig darum, daß, indem Bürger dem magnetischen Zug der Leidenschaft für Molly folgte, er ein ihm ganz in Treue ergebenes, seinem Wort vertrauendes Herz aufs Schwerste, vielleicht (wie dies der Ausgang denn auch bestätigte) unheilbar, bis auf den Tod verwundete. Jede edelmüthige Regung seines Innern, jeder loyale und großmüthige Gedanke seiner Seele stand daher auf Seiten Dorettens, es war kein irgendwie verblaßtes und verkümmertes, sondern das volle sittliche Ideal, welches ihm innerlich zurief: Dort ist Deine Stelle und wenn Du dort wankst, so verräthst Du Alles, was Pflicht, Mannesehre und Großmuth von Dir heischen. Anders könnte das Verhältniß erscheinen, minder klar ausgesprochen, minder schroff verletzend, wenn Bürger's später gemachte Angabe, daß Dorette sich entschlossen gehabt habe, sein Weib nur zu heißen, die Schwester es zu sein, buchstäblich richtig gewesen wäre, wenn man also etwa die Vorstellung einer innerlich vollzogenen und unter allseitigem Einverständniß durchgeführten, nur vor der Welt aus äußerlichen Gründen nicht declarirten Scheidung festhalten könnte. Allein aus den vorher angeführten Thatsachen wissen wir, daß dem nicht so war, wir wissen, daß Bürger's Weib sein Weib blieb bis zum Lebensschluß und den Tod bereits im Herzen, dem Familienkreis noch neues Leben zuführte.

Neben diesem sittlichen Ideal, das also in voller Geltung für Bürger bestand, hatte sich das Ideal einer Liebe gestellt,

die, weil sie ihm die tiefinnerste Befriedigung seines Wesens, die inhaltvollste Beseligung seines sinnlichen wie seines geistigen Menschen versprach, ihn nicht minder mit unzerreißbaren Banden umschlang. Nicht minder als das sittliche Ideal durfte auch dies ihm als ein Heiligthum erscheinen, dem zu entsagen Entweihung und Abfall war. Ein tragisches Schicksal, „der Conflictsfall zwischen zwei gleich mächtig wirkenden Potenzen im Innern des Menschen“, war entstanden und mochte Bürger nun Molly für Dorette oder dieser für jene entsagen, mochte er dem Heiligthum des sittlichen Ideals oder dem Heiligthum seiner neu erstandenen Liebe Treue halten, immer konnte er den ethischen Vollgehalt seiner Natur nur dadurch bewähren, daß der Conflict sich an ihm tragisch vollzog, d. h. daß er in demselben zu Grunde ging, daß sein Lebensschiff an den unlösbaren Widersprüchen wie an Felsenriffen völlig scheiterte oder zum entmasteten Wrack wurde. Das Umgekehrte vollzog sich aber: Bürger rettete sich und ließ Dorettens Lebensschiff zu Grunde gehen. Und wenn die Entwickelung sich noch etwa in der Art gestaltet hätte, daß Bürger sein Weib völlig aus den Augen verlor, daß sie aus seinem sinnlichen Gesichtskreis entrückt wurde und daß er daher die schlimmsten, unmittelbaren Folgen seines Thuns gar nicht gewahr werden konnte, nicht eher mindestens, als bis es zu spät, zu spät selbst für eine unfruchtbare Reue geworden war. Aber auch dieser wenigstens mildernde Umstand fehlt in dieser unheilvollen Verwickelung und was dem Bürger'schen Fall so entstellende Züge verleiht, was ihn so sittlich-abstoßend gestaltet, ist vor Allem also eben dies, daß zwischen dem in Molly realisirten Liebesideal und Allem, was Bürger bewegen mußte, Dorette, die Mutter seiner Kinder, die ihm völlig in Liebe ergebene, mindestens aus Edelmuth nicht tödtlich zu verwunden,

daß zwischen diesen beiden Potenzen nicht etwa ein tragischer Conflict mit einem sich gegen Bürger richtenden zerstörenden Ausgang entsteht, sondern statt dessen ein liebegirrendes und schwelgendes Verhältniß an der Seite der sterbenden, aus dem Sonnenlicht der Liebe verbannten Lebensgefährtin. Da kommt denn jener grausam-selbstische Zug, der sich so leicht bei Personen von höchstgesteigerter Sinnlichkeit findet und der auch Bürger eigen war, auf eine erschreckliche Weise zu Tage. Jene grausam-selbstische Kälte nach der einen, bei allem Liebesfieber nach der andern Seite weht uns übrigens aus manchen Stellen seiner Briefe an. Es schnürt das Herz zusammen, wenn er kurz vor dem Tode Dorettens ihr hoffnungsloses Dahinschwinden trotz der „durstigsten Liebe zum Leben" an Georg Leonhart mit dem Bemerken meldet: „Es ist ohnstreitig eine außerordentliche Gnade und Vorsehung des Himmels, daß ich mich wenigstens noch soviel an Leib und Seele dabei aufrecht erhalten habe. Gott mache Alles nach seiner Barmherzigkeit. Ich weiß, er wird es gut machen." Und wenn er zu dem letzten Lebenswunsch der Sterbenden, der sonst als heilig gilt, nichts weiter zu sagen weiß als: „Die Kranke hat in diesen Tagen einigemal den Wunsch geäußert, Dich zu sehen. Aber das wird wohl nicht angehen, Du würdest Dir auch hier jetzt nur Schmerz und Traurigkeit holen."

Soviel zur Würdigung von Bürger's Charakter in seinem Verhalten zu seinem Weibe, zur Würdigung des Anspruchs, daß er, unter der Gerichtsbarkeit der Liebe stehend, von jedem Makel freigesprochen werden müsse, ein Anspruch, der in seinem Fall eben nicht zu Recht besteht und nur bei einer gedankenlosen Auffassung des ethischen Grundverhältnisses für begründet erachtet werden kann. Aber Bürger, obwohl kein makelloser Charakter, obwohl unedlen Handelns fähig, wenn

ihn das sinnlich heiße Blut über Gebühr stachelte, war gleichwohl keine unedle und namentlich keine seichte Natur. Selbst die Gefahr, die seinem wollüstig gestimmten Naturell sehr nahe lag, daß er dem eigentlichen Don Juanismus verfiel, überwand er glücklich. Bei aller ausgesprochenen Vorliebe für das weibliche Geschlecht, war sein Liebessehnen und Trachten nicht dem Geschlecht als solchem, sondern einer einzelnen Erscheinung gewidmet, der er unablässig und unwandelbar all' sein Sinnen zuwandte, so lange sie im Leben weilte. Der Zauber von Molly's Wesen erlosch für ihn nie, kaum daß er je an Stärke abgenommen zu haben scheint, so ganz befriedigte sie das höchste Wunschverlangen, dessen er fähig war. Ergreifenderes wie seine Todtenklage um ihren Verlust ist kaum je in ungesuchteren und doch so tief rührenden Schmerzenslauten ausgeströmt worden. Einige Stellen derselben mögen hier noch Aufnahme finden, da die fernere Kritik von Bürger's Charakter wesentlich an diese Aeußerungen anzuknüpfen haben wird. „Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen", schreibt er 1786 an Boie, „aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher, mein Herz auf das Schmerzlichste zusammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Ebenso tief als einst meine unendliche Liebe, ebenso tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O, wie könnte ich ihrer vergessen? Ach, ihrer, ihrer! der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang, mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte! Ihrer, durch welche ich bin, Alles, was ich bin und nicht bin. Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes sowohl als Geistes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer,

die diese verwelkte Blüthe endlich wieder ganz zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief und in einen lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing! — Ach und wozu? Um so schnell, so auf einmal mir wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen bessern Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurücksinken zu lassen! O, Boie, ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht blos der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien.... Ach, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest Du die Stimmen, auch der gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichtes, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme, kurz, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrlost war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es, und was sie je in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, Alles verzehrenden Liebe zu Buche. An dieser herrlichen, himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufdringen sollen.... Doch wozu noch viel Worte? Hin ist hin, verloren ist verloren! Das ist die Hauptsumme von Allem. Wären meine Kinder nicht, so würde der sehnliche Wunsch, mich je eher je lieber neben

meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist? Ah! Te meae si partem animae rapit maturior vis, quid moror altera, nec carus aeque nec superstes integer? Ille dies utramque ducet ruinam etc.“ ....

So Bürger! Wer sollte denken, daß in dem Tempel, der von dieser beredten Schmerzensklage ertönte, fast unmittelbar darauf das Geflüster und buhlerische Gekose der niedrigsten Liebeshändel vernommen wird. In den für eine nüchterne Erkenntniß von Bürger's Charakter überhaupt unschätzbaren Briefen seiner Schwester, Friederike Müllner, aus dem Jahre 1789, lesen wir fast nichts als Mittheilungen von Liebesintriguen und Liebeskomödien, deren nichtiger Inhalt in dem widerwärtigsten Abstich zu dem großen Schmerz, der den Dichter eben erst betroffen, steht. Noch mehr. In einem an seine spätere Schwiegermutter, Frau Hahn, gerichteten Briefe aus dem Jahre 1792 bekennt Bürger sich, offenherzig genug, zu einem ehemaligen vertrauten Umgang mit einer verheiratheten anrüchigen Dame aus Göttingen, „deren Umgang“ — fügt er hinzu — „ich aber schon vor fast vier Jahren gänzlich entsagt habe, nachdem ich überzeugt wurde, daß sie eine liederliche Frau war, die im Stande war, ½ Dutzend Liebesintriguen zu gleicher Zeit zu unterhalten.“ Vor fast vier Jahren, — also nur zwei Jahre nach Molly's Tode hatte Bürger schon einem Verhältniß abermals zu entsagen, — wann dasselbe begonnen, erfahren wir daraus gar nicht einmal. Nicht die kurze Spanne von zwei Jahren hindurch schützte ihn der Talisman einer Liebe, der er nur soeben noch, von Schmerz überwältigt, nachgeseufzt hatte: „O, wie könnte ich

ihrer je vergessen!" Aber mag man dies auch auf Rechnung einer bei Bürger's Naturell entschuldbaren Libertinage setzen, mag man darin weniger einen Beweis für die geringe Wurzeltiefe seines Gefühls als einen Act der Selbstbetäubung gegenüber dem Uebermaß des ihn erdrückenden Schmerzes erblicken, wie in ähnlicher Weise Holtei nach dem Tode seiner ersten Frau dies von sich bekennt, so findet eine solche Erklärung auf die übrigen Verhältnisse keine Anwendung. Anstößiger, eben weil anständiger, ist mir daher auch das in den Briefen von Bürger's Schwester hauptsächlich commentirte Verhältniß zu Frau Dr. Kaulfuß. Denn obwohl sich dasselbe wohl nur in den Grenzen einiger schönthuenden verliebten Reden, einiger Anschwärmerei und Sonetten-Begeisterung (die Sonette: „Der Entfernten" im Göttinger Musenalmanach von 1790*)) gehalten haben dürfte, obwohl alles Hierher-

*) Das erste dieser Sonette, das nach den Erläuterungen von Friederike Müllner's Briefen auf Frau Dr. Kaulfuß bezogen werden muß, wie auch Strodtmann annimmt, lautet:

O wie soll ich Kunde zu ihr bringen,
Kunde dieser ruhelosen Pein,
Von der Holden so getrennt zu sein,
Da Gefahren lauernd mich umringen?

Hüll' ich, der Entfernten sie zu singen,
In den Flor der Heimlichkeit mich ein:
Ach! so achtet sie wohl schwerlich mein,
Und vergebens muß mein Lied verklingen.

Doch getrost! Zerriß nicht als sie schied
Laut ihr Schwur die Pause stummer Schmerzen:
„Mann, Du wohnest ewig mir im Herzen!" —

Diesem Herzen brauchest du, o Lied,
Des Verhüllten Namen nicht zu nennen;
An der Stimme wird es ihn erkennen.

gehörige, von Friederike Müllner in ausführlichster Breite hin und her gewendete Material immer nur den Eindruck einer aufgebauschten Liebelei, einer Comödie macht, in der sich auf beiden Seiten hauptsächlich nur die Eitelkeit aufbläht, so ist doch andererseits nicht zu bezweifeln, daß Bürger in dieser Comödie als ein sehr antheilnehmender Schauspieler agirte. Und eben daß er das leisten konnte, daß ihn nicht ein Unbezwingliches hinderte, sein Herz, den Friedhof eines großen Schmerzes, zum Tummelplatz fader Alltäglichkeiten, gewürzt nur durch die Lust der Selbstbespiegelung, zu machen, das gewährt einen tiefen Einblick in das Wesen des Mannes und giebt auch einzig den Standpunkt an, von dem aus das Verhältniß zu Elise Hahn seine Erklärung und Beurtheilung zu finden hat.

Friederike Müllner's Briefe sind sehr aufmerksam zu lesen und bilden alsdann einen durch alle anderen an Bürger gerichteten Briefe nicht zu ersetzenden Beitrag für eine intime Charakteristik der Personen und Verhältnisse. Ihrem Bruder von Kindesbeinen an mit der wärmsten schwesterlichen Anhänglichkeit ergeben, ward sie von diesem selbst als ein Seitenstück seines Wesens anerkannt und gefeiert. Er widmete ihr die Zeilen:

Sie ist Geist von meinem Geist,
Herz von meinem Herzen,
Ist wie ich zur Lust gestimmt
Und wie ich zu Schmerzen.

Eine sehr offene, ungestüme, warmfühlende, aber in der Bildung völlig vernachlässigte und dadurch einigermaßen verwahrloste und unfeine Natur drückt sie, was sie einmal zu sagen vorhat, stets einerseits mit der naturwüchsigsten Naivetät, andererseits mit der rücksichtslosesten Derbheit aus. Immer nur

darauf bedacht, daß ihr Lieblingsbruder die größtmöglichste Summe an Vortheil und Nutzen aus Allem, was er beginnt, erzielen möge, zermartert sie ihren Kopf damit, theils wie sich aus den angeknüpften Beziehungen Bürger's zu Frau Dr. Kaulfuß trotz des hinderlichen Umstandes, daß dieselbe verheirathet war, Seide spinnen lasse, theils ob das zur Schau getragene Gefühl der letzteren für ihren Bruder echt oder unecht sei. Und in dieser Beziehung überbietet sie Bürger bei weitem an echt weiblicher Spürkraft und Scharfsinn. Dieser hatte zuerst, wie es scheint, mit seiner Liebe hinter'm Berge zu halten versucht, wird aber damit von der nicht zu verblüffenden Schwester kurz und drastisch mit dem Bemerken abgefertigt: „Daß ich jene Liebe, die Du zu der Kaulfuß gefaßt hattest, merkte, das weißt Du. Daß sie gewiß edler Art war, weiß ich auch und daß sie sich blos auf ihren Geist und ihre edleren Theile einschloß." Im weiteren Verlauf kam Friederike Müllner aber von ihrer anfänglichen Begünstigung jenes Verhältnisses gänzlich zurück und zwar weil sie sich überzeugt zu haben glaubte, daß es sich dabei nicht um ein ernstlich gemeintes Gefühl handle. „Ich mag nie wieder ein Wort von dieser Liebe hören", schreibt sie in einem späteren Briefe, „sie ist, so wie ich es jetzt beurtheile, nur ein Quodlibet, sie spielt Dir als eine gute kluge Actrice eine schöne Comödie für. O wie weit anders war Guste (Molly), Gott, was hätt' ich für die Alles thun und aufopfern können, ich kann mich ordentlich nach ihr in der Ewigkeit sehnen. Junge, Du bist von jenem Engel an einen Teufel gerathen." Und weiterhin in demselben Briefe: „Glaub' mir, die Kaulfuß liebt Dich nicht echt, sondern nur zum Temperaments-Zeitvertreib. Ich habe jetzt die paar Tage zu ernstlich drüber nachgedacht habe, Alles erwogen, und betrachte sie überdies

mit unbefangeneren Augen als Du. Du sagst: mein Herz hängt so sehr an ihr, als es irgend noch an einem Gegenstand zu hängen fähig ist. Das ihrige hängt nicht so an Dir, das weiß ich gewiß, es hat dazu auch gar keine Beständigkeit und Gleichheit in sich liegen. Ihre Liebe zu Dir ist nichts weiter als Capriolen und Comödien." Bürger hatte keine Zeit sich zu überlegen, ob er diesen Warnungen und Abmahnungen folgen solle, denn gerade zu der Zeit der Abfassung dieses Briefes (November 1789) erhielt er das im Stuttgarter „Beobachter" abgedruckte Gedicht eines „Schwabenmädchens", das sofort bei ihm zündete und die Ursache und Einleitung der unheilvollen Schlußkatastrophe seines Lebens wurde.

Das Thatsächliche derselben ist genügend bekannt, um hier nur in der kürzesten Weise in Erinnerung gebracht zu werden. Die Verfasserin des so bekannt gewordenen Gedichts, das mit den Worten:

O Bürger, Bürger, edler Mann,
Der Lieder singt, wie's Keiner kann!

beginnend in den nächstfolgenden Versen Bürgern eine unumwundene Liebeserklärung und zum Schluß einen förmlichen Heirathsantrag machte, Elisabeth Hahn, Tochter einer nicht unvermögenden, in Stuttgart lebenden Wittwe, ward 1790 Bürger's Weib. Schon nach zwei höchst unglücklich verlebten Jahren leitete Bürger den Scheidungsproceß wegen Ehebruchs ein und das Gericht sprach die Trennung der Ehe auf Grund der von Elise Hahn selbst zugestandenen, mannigfachen und schimpflich gravirenden Schuldbeweise aus. Der widerliche Verlauf in seinen Einzelheiten gehört nicht hierher. Wer denselben aber in dem vierten Bande des Bürger'schen Brief-

wechsels sich näher angesehen und die Lage des gleichzeitig getäuschten, in seinem Selbstbewußtsein und seiner männlichen Eitelkeit gedemüthigten und vor der Welt beschimpften Mannes erwägt, wird nichts daran zu verwundern finden, daß selbst die ungemein kräftige, obwohl bereits erschütterte Gesundheit des Dichters dem Schlage nicht widerstand. Mannigfache hinzutretende Verdrießlichkeiten boten einem sich entwickelnden Brustleiden reichliche Nahrung und nur zwei Jahre später erlag Bürger, 46 Jahre alt, der tödtlichen Krankheit. Kummer, getäuschte Erwartungen und gesteigerte ökonomische Bedrängniß bildeten das Geleite seiner letzten Lebenstage.

Wenden wir einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit der letzten Frauengestalt zu, die zu Bürger's Leben in enge Verkettung gerathen ist und prüfen wir ihren Fall, unbestochen von einer sehr natürlichen Regung, sie vor Allem für das traurige Lebensende des Dichters haftbar zu erklären und danach eine ungemilderte Verurtheilung über sie ergehen zu lassen. Ebensowenig sollte diese letztere ausschließlich aus dem Gesichtspunkte der Pflichtversäumniß gefällt werden. Wie wir vorher Bürger in seinem Verhältniß zu Doretten nicht lediglich nach der Elle einer einmal übernommenen und nicht inne gehaltenen Leistung gemessen und verurtheilt haben, sondern anderen Erwägungen Gehör gaben, so sollte es auch hier der Fall sein. Eine ethisch-psychologische Untersuchung hat eben immer tiefer zu greifen und darf sich bei der Schablone nicht beruhigen, weil diese die nuancirte Individualität des Verhältnisses unberücksichtigt läßt. An dieser das allgemein gültige ethische Maxim zu messen, um es dadurch für die Anwendung im einzelnen Falle als Grundlage eines Richterspruchs zureichend zu gestalten, ist die ideale Anforderung, die sie an sich selbst zu stellen hat.

Elise Hahn war, als sie mit Bürger den Ehebund schloß, erst 21 Jahre alt, Bürger dagegen zählte gerade das doppelte Alter. Daß ein zwanzigjähriges Mädchen in einem jugendlichen Herzen Bescheid weiß, in einem vierzigjährigen dagegen nicht, ist naturgesetzlich in der Ordnung und kann Elise Hahn nicht zur Last gelegt werden. Eben diese Täuschung bildete aber unzweifelhaft den Keim- und Ausgangspunkt ihrer Verirrungen, sowie des durch dieselben über Bürger hereingebrochenen Unheils. Bürger konnte dem jungen Mädchen, das nur seine Gedichte und von Hörensagen seine Schicksale kannte, in keinem andern Lichte erscheinen, als in dem des feurigen Liebesängers, an dem ganz Deutschland seit vielen Jahren voll Bewunderung hinaufsah. Seine Molly-Gesänge hatten ihm in vielen weiblichen Herzen eine Schwärmerei errungen, deren der Dichter sich wohl bewußt war und mit der er gern ein wenig Coquetterie trieb. Als er Subscribenten für die Prachtausgabe seiner Gedichte warb, wandte er sich vorzugsweise an seine weiblichen Verehrerinnen mit der Bitte um Beförderung derselben und schrieb darüber an Marianne Ehrmann: „Ich bin in Stunden der Anfechtung bisweilen eitel genug, mir einzubilden, als ob ich zarten, weiblichen Ohren und Herzen mein Lebelang Süßes genug vorgesagt und vorgesungen hätte, um Weiberhuld auf eine solche Probe setzen zu dürfen.“ Einer entzündlichen Phantasie und überquellenden Sinnlichkeit, wie sie E. Hahn jedenfalls mehr als zur Genüge besaß, war Bürger, insofern sie in ihm ein Ideal zu erblicken glaubte, ein solches vor Allem als der Liebhaber Molly's und wie diese geliebt zu werden, mit derselben glühenden Sinnlichkeit und dem verzehrenden Feuer der Empfindung, die des Dichters Gesänge aushauchten, das bildete den eigentlichen Angelpunkt ihres Gefühls für denselben. Daß

hierauf vor Allem der Nachdruck für die Beurtheilung zu legen ist, geht übrigens auch aus Stellen in den späteren Actenstücken hervor, in denen das junge Weib seinen unverhohlenen Unmuth und sein enttäuschtes Gefühl darüber ausspricht, nicht wie Molly geliebt worden zu sein.*) Freilich hatte Bürger in einem langen, langen Selbstbekenntniß einer solchen Enttäuschung vorzubauen, sich selbst seiner Zukünftigen, noch ehe das bindende Wort gesprochen, portraitähnlich zu zeichnen versucht; allein war es einem so jungen Herzen zuzumuthen, diese umständliche Beichte nüchtern zu prüfen? War nicht schon die Eitelkeit des Weibes sehr natürlich bei dem Gedanken im Spiel, daß es ihr gelingen könne und müsse, für sich dasselbe glänzende Feuerwerk der Begeisterung zu entzünden, das vorher einer Andern zu Ehren geleuchtet hatte? Und war nicht gerade Bürger am wenigsten der Mann, durch einige kühle und verständige Reflexionen jene Gluth der Sinnlichkeit zu dämpfen, die in Tausenden von Funken in seinen Liedern umhersprühten und die bei seiner jugendlichen Verehrerin nur zu sehr ge-

*) Aus Bürger's Brief an Frau Elisabeth Hahn, 3. Febr. 1792: „Mit wahrer herzlicher Liebe schloß ich sie als Gattin in meine Arme und führte sie hierher. Wie ich unter Ihren Augen, o Mutter, in Stuttgart war, so blieb ich von innen und von außen. Gleichwohl gerieth sie, nicht lange nach unserer Hierherkunft, ich weiß selbst nicht wie, in heftige, tragische Klagen, daß ich sie nicht wie Molly liebe — nicht so lieben könne. Ich wußte schlechterdings nicht woher und fiel dabei wie aus den Wolken. Ich suchte sie erst scherzend und dann zärtlich zufrieden zu sprechen. Als mir das aber durchaus nicht gelang, wurde ich im Bewußtsein meiner so gänzlichen Schuldlosigkeit lebhaft und ungeduldig, schlug mich unter meinen Betheuerungen vor den Kopf und eilte auf mein Zimmer. Ich erhielt hierauf ein Billet von ihr, das die glühendste Liebe athmete und worin sie bereute, mich durch ihre Leidenschaft so aufgebracht zu haben. Nach wenigen Stunden schloß ich sie wieder in meine Arme und meiner Meinung nach war Alles wieder gut u. s. w."

zündet hatten? War aber Elise Hahn mit diesem einen, sie völlig beherrschenden Sehnsuchtsverlangen nach einer Liebesleidenschaft, wie sie Molly erlebt hatte, in die Ehe getreten, einem Sehnsuchtsverlangen, das sich aus den Lebensumständen und Charakteren zwanglos erklärt und das nun wie ein unverrückbarer Anspruch, von dem sie Bürger kein Tittelchen erließ, dastand, so gehörte ein hoher Grad von Reinheit, Kraft und sittlicher Selbstbeherrschung dazu, um sich in dem ganz anders gearteten Inhalt, den ihr die Ehe bot, zurechtzufinden. Daß sie diese Eigenschaften nicht bewährte, ist ja nicht zu bestreiten, aber man muß sich nur dabei bewußt bleiben, daß die Anforderung, welche ihr aus den Verhältnissen erwuchs, auch keine ganz gewöhnliche und normale war. Hätte sie sich dem gealterten, von vielen Stürmen bereits ermüdeten und mehr oder weniger der Ruhe sich zuneigenden Manne, den sie statt des erwarteten feuersprühenden Herzenstürmers an ihrer Seite als Lebensgefährten vorfand, als eine treue und ergebene Gattin erwiesen, so wäre das eben ein Act pflichtgetreuer und edelmüthiger Resignation gewesen, und wenn sie, statt diese zu üben, ihren Ersatz für das erwartete und geträumte Glück auf Abwegen suchte und fand, auf denen sie selbst von Stufe zu Stufe immer tiefer sank, so suchte sie außerhalb der Ehe und indem sie Bürger die Treue brach, doch nur das, was sie innerhalb der Ehe und an seiner Seite zu finden vermeint und nicht gefunden hatte. Der erste Grundirrthum, ein Irrthum, der, wie gesagt, sehr leicht aus zwanzigjährigem Blut und der erotischen Qualität bei beiden Betheiligten zu erklären ist, war entscheidend für alles Uebrige und selbst in der Ausschweifung, welcher die junge Frau verfiel, schweifte sie gewissermaßen nur nach der Seite aus, wo sie Bürger zu erblicken geglaubt hatte,

wo er in der That aber nicht mehr stand. Wenn Bürger in seiner an Frau Hahn gerichteten Niederschrift ausspricht und wahrscheinlich zu machen sucht, daß ihre Tochter „es dem jüngsten, schönsten und stärksten Manne nicht besser gemacht haben würde“ und daß sie ihn, Bürger, nur gewählt habe, „um unter der Firma eines solchen Mannes ihren Wohllüsten desto ungehinderter zu fröhnen“, so ist eben diese Anklage, die in der That das Schlimmste formulirt, was sich gegen Elise Hahn überhaupt nur vorbringen läßt, weder erwiesen noch erweislich zu machen, noch auch nur unbedingt wahrscheinlich. Die Gerechtigkeit erfordert es dies auszusprechen, wie mißlich auch in solchem Falle Jeder daran ist, der für eine leidenschaftslose Prüfung des Thatbestandes auf seine ursächlichen Momente eintritt, ohne sich dabei durch die erdrückende Last dessen, was verursacht ist und offenkundig vorliegt, beirren zu lassen. In meiner Entwickelung des Liebegefühls (Psychologie der Liebe, Abschnitt: Ueber die Grenzen der Liebe) habe ich als die Grenze des Gefühls nach der Seite der überwiegenden Sinnlichkeit diejenige erotische Sinnesweise angegeben, welche von dem sinnlichen Genuß, den ihr die Geschlechtsempfindung verspricht, als idealischer, in der Phantasie fixirter Vorstellung ausgeht und den Gegenstand ihres höchsten Wunschverlangens ausschließlich unter diesem Gesichtswinkel als Symbol der geschlechtlichen Vereinigung betrachtet. Ich schied diese Gefühlsweise als Begier von dem Liebesgefühl, welchem der Mensch seinem ganzen, ungetheilten Wesen, seiner ganzen Bedeutung nach und nicht blos unter einem eingeschränkten Gesichtspunkt zum Ideal wird. Eben von dieser sinnlich-erotischen Qualität war, wie wir nach allen später zu Tage getretenen Zeichen anzunehmen Grund haben, auch Elise Hahn's Gefühl für Bürger gewesen, wozu

dieser trotz seiner vierzig Jahre eben durch seine ganze Vergangenheit den natürlichsten Anlaß bot. Damit ist, wenn man sich diese Betrachtungsweise aneignet, erwiesen, daß ihr Gefühl für Bürger von Anfang an nicht den Charakter wahrer Liebe trug, aber es ist noch keineswegs erwiesen, daß sie in demjenigen Gefühl, welches sie ihm widmete, nicht ausgedauert haben würde, wenn Bürger ihr das wirklich hätte bedeuten können, was er ihr zu bedeuten schien. Daß sie später den an Bürger's Stelle getretenen Ersatzmännern selbst keine Treue hielt, ist wohl kein genügender Beweis gegen sie, da sie sich mit dem ersten Schritt auf eine völlig schiefe Bahn sittlichen Verfalls begeben hatte, auf der wir sie zu der Zeit ihrer Begegnung mit Bürger noch nicht erblicken. Das entscheidende Wort über diese unglückliche letzte Verwickelung in des Dichters Leben, noch ehe sie eingetreten war, sprach Bürger's Schwester. Roh im Ausdruck, aber von der ihr eigenthümlichen nüchternen Verständigkeit und von durchdringendem Scharfblick ist es, wenn sie ihm 1790 schreibt: „Aber sage mir, willst Du alter abgeliebter Krepel denn wirklich im Ernst den abenteuerlichen Ritterzug nach Stuttgart beginnen? Junge, Junge, das Mädchen wird Dich fenstern, mein Alter sagt, sie stellt sich rarere Sachen unter dem großen Bürger vor. Als er ihr Gedicht las, sagte er: die Frömmigkeit läßt sich wirklich noch bei ihm halten. Kurz, sie wird betrogen mit Dir; aber nun, wenn Du es nur nicht auch mit ihr wirst. Da wäre es weniger zu vergeben, denn Du hast ja die vierziger Jahre nun erreicht.“ Gewiß ein prophetisches Wort in Hinblick auf den Verlauf und den unglücklichen Ausgang von Bürger's dritter Ehe!

Als im Sommer 1791 das Zerwürfniß des Dichters mit seiner jungen Frau, der eingetretene Zerfall des Ehe- und

Hausstandes bereits offenkundig geworden war und die nächstbetheiligten Kreise Göttingens mit Gerüchten erfüllte, die achselzuckend von Haus zu Haus getragen und von der Scandalsucht weiter verbreitet wurden, schrieb Caroline Böhmer an L. W. Meyer von „Bürger, dem Ehemann, an dem sich die Schatten seiner seligen Frauen in der lebendigen rächen.“ Und gewiß, es liegt etwas von dem unerbittlichen Walten der Nemesis in dem unseligen Verhängniß, das der Dichter über sich heraufbeschworen. „O, wie könnte ich ihrer je vergessen!“ Wie war es möglich, daß er je im Ernst daran denken konnte, Molly eine Nachfolgerin zu geben? Sie, die ihm Alles in Allem gewesen war, konnte er so ganz verabschieden, daß er mit leichtbeweglicher Phantasie einer Anderen zusang:

Holdes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag, ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselbst lebt,
Bist Du wesenlos und nichtig?
Täuschung, die mein Hirn gebar?
Oder stellest Du mir richtig
Ach! — mein Schwabenmädchen dar?

Warum schweigt mir nun die Kehle,
Die so süßen Zauber sprach
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach?
Läuft der Strahl, aus Gold entsponnen,
In ein Spinnenfädchen aus?
Ist das Glück, das ich gewonnen,
Ein geträumter Götterschmaus?

Daß er, auf der Mittagshöhe des Lebens angelangt, der Mann, der von sich selbst klagt, daß seine Schwungfedern aus Geist und Leib zum Theil schon ausgefallen seien, nur vier

Jahre nach dem Schiffbruch seiner liebsten Erdenhoffnungen seine Laute zu solchen Tönen stimmen konnte, davon ist die Möglichkeit nur einzusehen, wenn man sich gegenwärtig hält, daß Bürger's Bedürfniß bewundert zu werden (neben seiner Sinnlichkeit) das Hauptelement seines Liebegefühls, seiner Liebesschwärmerei war. Ein so leidenschaftlich empfundenes, so von der vollen Kraft der Seele und Sinne emporgetragenes Gefühl wie seine Liebe zu Molly hätte Stand gehalten, d. h. es hätte, nachdem es die schönsten und kräftigsten Jahre seines Lebens hindurch gedauert, ihn auch noch in der Erinnerung mit unzerreißbaren Banden umschlungen und ihm jeden Versuch einer Erneuerung, jeden Abfall verwehrt, wenn es nicht in diesem einen Punkt verwundbar gewesen wäre. Als Molly Bürger entrissen wurde, war ihr Bild nicht etwa verblaßt, die Kraft ihres den Dichter so beglückenden Liebreizes nicht etwa bereits im Sinken, ihr Liebesstern stand auf der Höhe seiner Laufbahn; wenn ihr ganzes Selbst, wie es einzig und unnachahmlich nur in ihr lebte, es war, das der Dichter in seinem Liebesgefühl umschlungen hielt, so war sie auch aus seiner Erinnerung nicht zu verdrängen, denn Niemand konnte ihr in allen Punkten so gleichen (geschweige denn sie überbieten), daß ein neues Bild an die Stelle des früheren treten und dem Liebenden gewissermaßen aus denselben Zügen entgegenzulächeln scheinen konnte. Am allerwenigsten war diese Metamorphose in des Dichters Lebensalter und nach der Gewalt, mit der die Liebe zu Molly in ihm Jahre hindurch gewirkt, eine natürliche, und ebensowenig wurde sie durch die Persönlichkeit des „Schwabenmädchens" unterstützt.*) Wenn

*) Ungemein charakteristisch für die Situation ist der von Elise v. d. Recke im „Gesellschafter" (1823) nach einer brieflichen Mittheilung Bürger's berichtete Zug, wonach der erste Eindruck von dem Portrait

aber ein Hauptton in Bürger's Gefühl für Molly, wie ich schon oben hervorgehoben, wahrscheinlich in der Richtung lag, daß er sich durch die ihm ungeschmälert und leidenschaftlich entgegengebrachte Bewunderung unendlich beglückt fühlte, dann freilich war jene Metamorphose nicht mehr undenkbar, dann konnte ein weibliches Wesen, das jene empfindliche Seite des Dichters mit schmeichelnder Berührung streifte, der Vielgeliebten Züge anzunehmen scheinen, wie wenig sie auch derselben gleichen mochte, dann erklang Molly's „Flötenton“ aus der

Kehle,
Die so süßen Zauber sprach,
Und der Freiheit meiner Seele
Mehr als halb den Stab zerbrach.

Und hier eben ist, wo man meines Bedünkens von einem Walten der Nemesis in des Dichters Leben wohl reden kann. Denn er wird an Leib und Leben in demselben Wesenszug gestraft, mittelst dessen er sich selbst auf Kosten eines andern Wesens, dessen Glück und Leben er dadurch vernichtete, ein Glück erschuf. Was ihn trotz der Warnungen seines besseren Selbst von Dorette fort zu Molly zog, was ihn diese erfassen, jene preisgeben hieß, das war zum großentheil wesensgleich mit dem, was ihn dann wieder Molly's theuerem Schattenbilde untreu werden ließ, um dem Schmeicheltone der Huldigung des Schwabenmädchens zu lauschen. Was ihm dort ein Paradies eintrug, weil er es über sich gewinnen konnte, ein anderes

---

des Schwabenmädchens, einer „hardi Brunette“, ein Bürger beängstigender war. Ihm schwebte „Molly mit den blonden Locken und dem sanften Blick“ warnend vor Augen. Als er aber den zärtlichen und huldigenden Begleitbrief gelesen hatte, verschwand diese Anwandlung und das Bild machte ihm nun den angenehmsten Eindruck.

Lebensglück zu verrathen, das überantwortete ihn hier der Verdammniß, weil die, die er an seine Seite zog, sein Lebensglück verrieth, und das Naturgesetz der entbrannten, rücksichtslos ihr Ziel verfolgenden Leidenschaft, das er dort für sich anrief, wandte hier, wenn auch in einer viel niederen Sphäre, seine Spitze gegen ihn. Aber wenn Bürger's letzte Schicksale, in solchem Zusammenhang betrachtet, nicht außerhalb der Grenzlinie der vergeltenden Gerechtigkeit heraustreten, unser sittliches Empfinden also nicht ohne einen gewissen Eindruck der Sühne von ihrer Betrachtung sich abwendet, Bürger als Mensch, als Dichter, als schaffende Kraft, in der das göttliche Feuer der Begeisterung in seltener Fülle emporloderte, steht unserm Gefühl doch zu nahe, als daß sein tragisches Ende nicht den vollsten Anklang der Sympathie in unseren Herzen wecken sollte. Nirgends, finde ich, versöhnt uns der Dichter mehr mit sich selbst, nirgends erscheint uns Molly's Gestalt und sein Gefühl für dieselbe rührender und reiner, als in dem bekannten letzten Sonett, das er ihr gewidmet. Als der letzte Flitter der Eitelkeit seinem Dichten und Trachten abgestreift ist, als er, mißhandelt und verrathen, wie aus einem schweren, schweren Traum erwachend die Blicke in die Oede seines Lebens umhersendet, nach einem Trosteszeichen ausspähend, steht sie wieder vor ihm da, die er von Blindheit geschlagen, vergessen konnte und wie anmuthig gestaltet er nun das Bild im Liede, wie verklärt taucht die Gestalt der Geliebten noch einmal vor uns auf, die mit liebevollem Scherz leise strafend auf seine Selbstanklage antwortet.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen wie geschworen.

Da erschien, begleitet von Auroren,
Die empor im Rosenwagen fuhr,
Jene Tochter heiliger Natur,
Ach! zu kurzer Wonne mir geboren.

Weinend wie zur Sühne hub ich an:
„Wahn, daß ich Dich, Engel, fände wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder.“

„Wisse denn, o lieber blinder Mann“,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
„Daß ich nirgends als im Himmel wohne.“

II.

Ein Nachtrag zur „Psychologie der Liebe“.

(1875.)

Wundersam, was sich die Leute nicht Alles unter einer Psychologie der Liebe vorstellen! Mir hat sich diese Bemerkung mehr als einmal bei den kritischen Excursen, zu denen meine Darstellung der Entwickelung des Liebegefühls Anlaß gegeben hat, aufgedrängt, besonders lebhaft aber bei gewissen Ausführungen, denen ich unlängst in der Pariser Revue Scientifique begegnete. Das französische Organ hat dem deutschen Buche viel Anerkennung ausgesprochen, es schlägt zwar ein Kreuz vor der seines Erachtens allzu idealistischen Definition der Liebe, aber es rühmt die realistische Beobachtungskraft des Verfassers, die es der von Balzac, Stendhal und Michelet an die Seite stellt. Ueber solches Lob dürfte ich mich als über einen friedlichen Lorbeerkranz, der doch nicht allein mir, sondern ein wenig auch der deutschen Literatur gespendet wird, billigerweise freuen; aber es folgt alsdann eine Einwendung, welche mir mehr nimmt, als mir vorher gegeben worden ist, indem sie einer Theorie des Liebegefühls einen ganz andern Inhalt zuweist, als der ist, den ich in meiner Aufgabe gelegen erblickt habe. Hierüber mich mit meinem französischen Kritiker auseinanderzusetzen und im Anschluß daran den Sinn und die Berechtigung der von mir angewandten psychologischen

Constructionsmethode im Allgemeinen etwas eingehender wie in meinem Buche zu erläutern, soll den Inhalt des nachfolgenden Nachtrags bilden.

Das erwähnte französische Organ, welches — übrigens mit Unrecht — annimmt, daß ich dem sexuellen Instinct in der Liebe nicht die ihm gebührende Bedeutung zuerkenne, sagt alsdann: „Um eine wahrhafte Theorie der Liebe zu geben, müßte man vielmehr von dem sexuellen Instinct ausgehen und alle mehr oder minder zufälligen, mehr oder minder dauernden Merkmale aufweisen, welche die Fortschritte der Humanität, die Geschichte jeder Race, der Einfluß der politischen Institutionen, die religiösen und philosophischen Ideen, die der Frau bei den verschiedenen Völkern zugewiesene Rolle, die dem Verkehr der Geschlechter bereiteten Hemmungen, die materiellen Bedingungen des Familienlebens, die Liebe des Schönen und die Cultur des Geschmacks, das kalte Temperament der nordischen Völker und die südliche Lebhaftigkeit u. s. w. demselben aufgeprägt haben. Eben diese complicirten, nach Ort und Zeit wechselnden Verhältnisse sind es, welche die Verschiedenartigkeit der Liebe bei den verschiedenen Völkern erklären." Wenn eine solche, gewiß sehr dankenswerthe und interessante Arbeit zu Stande gebracht wäre, hätte man alsdann eine Psychologie der Liebe gewonnen? Nein, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht wäre etwas ganz Anderes entstanden, das, wenn das Kind einmal getauft werden muß, am richtigsten als Ethnographie der Liebe zu bezeichnen wäre. Denn man mag sich zu der vorliegenden Aufgabe stellen, wie man will: — von einer Psychologie der Liebe auch nur zu reden, geschweige denn eine zu entwerfen, geht, ohne den gröbsten Mißbrauch des Wortes, das man auf das Aushängeschild geschrieben, nicht an, wenn man von einer Feststellung der

Psyche der Liebe, des bleibenden und in jeder Erscheinungsform dessen, was wir mit diesem Wort umfassen, geistig wirksamen Princips, absehen zu müssen glaubt. Umgehen läßt sich diese Aufgabe, aber sie läßt sich nicht lösen, indem man sie umgeht, und man umgeht sie nur, wenn man — um ein, wie mir scheint, ziemlich treffendes Bild zu gebrauchen — sämmtliche Costümformen der Liebe durch alle Länder und Jahrhunderte hindurch beschreibt, statt diese selbst, erlöst von allen Costümirungen, in nackter Ursprünglichkeit zu erfassen und festzuhalten.

Aber zugegeben, daß die Aufgabe, dem Wortsinn gemäß, so zu stellen ist, liegt nicht eben in dieser Stellung schon der Nachweis, daß eine exacte Lösung derselben eigentlich ein Unding ist? Es sind nicht gerade die schlechtesten Köpfe, denen dieselbe in der That in keinem viel bessern Lichte erschienen ist. Mein sehr verehrter und scharfsinniger Freund, Karl Frenzel, zählt in diese Reihe. Als er mein Buch in der Nationalzeitung einer ausführlichen Besprechung unterzog, sagte er u. A.: „Was ist Liebe? Ich weiß es nicht; ich unterschreibe nicht einmal die Worte: „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" — das Einzige, was ich als allgemein gültig von ihr auszusagen vermöchte, ist dies: die Liebe ist das Wohlgefallen an einem andern Menschenwesen und der Wunsch es zu besitzen. Alles Uebrige verliert den allgemeinen Charakter und paßt nur für Diesen oder Jenen." Hätte Frenzel diese Bemerkung auf die Anfangsworte eingeschränkt: „was ist Liebe? ich weiß es nicht", so ließe sich dagegen immer noch einwenden, daß er consequenterweise dann auch nicht an einer andern Stelle seiner Auseinandersetzungen von der in Philinens Liebe zu Wilhelm gelegenen „Offenbarung über das eigentlichste Wesen der Liebe"

reden durfte, denn eine solche Offenbarung kann ja für den gar nicht vorhanden sein, der sich von vornherein bescheidet, nicht wissen zu können, worin er das eigentlichste Wesen der Liebe setzen solle. Aber unser Kritiker will ja auch gar nicht so buchstäblich genommen sein, und indem er in dem nächsten Absatz schon von einem „einzigen Allgemeingültigen" des Gefühls spricht, das er auszusagen vermöchte, so schreibt er schon an einer Psychologie der Liebe, und die Frage ist nur, auf welchem Princip dieselbe beruht und ob er etwas Richtiges aussagt. In diesem Fall ist der Nachweis der Unrichtigkeit, glaube ich, so leicht zu erbringen, daß kein Streit darüber möglich ist und daß mein psychologischer Confrater selbst zugeben muß, sich geirrt zu haben. Denn nehmen wir ihn einmal beim Wort. „Die Liebe ist das Wohlgefallen an einem andern Menschenwesen und der Wunsch es zu besitzen." Nichts, was jenseits dieser Begrenzung liegt, hat mehr Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Hier ist irgend ein roher Geselle in einem zweideutigen Hause unter gefälligen Schönen, die seine Freigiebigkeit um ihn versammelt. Eine von ihnen gefällt ihm außerordentlich wohl, er muß sie coûte qui coûte besitzen. Ist das Liebe? Und wenn der Betreffende, solcher Gefühle voll, durch irgend eine poetische Zote sein Herz erleichtert, ist das etwa ein Liebeslied? Aber wenn der feinsinnige Verfasser von „Dichter und Frauen" und so manches anziehenden Liebesgemäldes dies unbedingt verneinen wird, so verneint er eben das, was er vorher bejaht hat, d. h. sein Ausspruch, den ich citirt, ist falsch und enthält eine falsche Begrenzung. Es muß noch ein anderes oder mehrere andere allgemein gültige Momente des Liebegefühls geben, weil wir mit einziger Zugrundelegung der beiden Frenzel'schen Momente dazu kommen, als Liebe gelten lassen zu müssen, wofür Jeder von uns

andere Ausdrücke nach allgemein gültigem Sprachgebrauch in Bereitschaft hält.

Eines andern Einwandes aber muß ich nun gedenken und der scheint mir der einzige zu sein, der nicht lahm geht, sondern auf zwei recht gesunden Füßen steht. Schön, sagt man mir, wenn du also auch Recht hast, das Allgemeingültige der Liebe anders zu begrenzen, weil wir mit jener Begrenzung dazu kommen würden, der Sprache selbst Gewalt anzuthun und ihren Sinn aufzuheben, so darfst du doch nie vergessen, daß du selbst die Grenze ziehst. Was dir als das ächte Wesen des Gefühls, d. h. als sein bleibender, in allen individuellen Schattirungen unveränderter Kern erscheint, das sprichst du als das Allgemeingültige aus. Für wen hast du Recht? Für dich, für deine Freunde, für deine Stammesgenossen, im günstigsten Fall vielleicht für deine Zeit. Aber hast du einen Rechtstitel gegenüber dem, der an einer andern Stelle zu anderen Zuhörern redend etwas Anderes für ächte Liebe erklärt? Nicht den geringsten. Es kommt immer nur darauf an, daß er das von ihm Beobachtete logisch entwickelt und daß ihm kein Fehler in der Uebereinstimmung mit sich selbst nachgewiesen werden kann. Die Beobachtung selbst aber ist indisputabel. Du glaubst eine Psychologie der Liebe zu schreiben? Thörichte Einbildung! Du schreibst immer nur deine eigene Psychologie und du kannst keine andere schreiben.

Dieser Einwand hat eine gewisse verzweifelte logische Gewalt und wenn ich ihn mir nicht glücklicherweise selbst und zwar vor Abfassung meines Buchs gemacht hätte, so würde er, von einem Andern wider mich erhoben, mir sehr ungelegen gekommen sein, denn aus ihm schien sich zu ergeben, daß „die Psychologie der Liebe“ ein falscher und gewissermaßen

anmaßlicher Titel meiner Auseinandersetzungen war, die ich vielmehr, um ganz correct mich auszudrücken, nur als „Meine Psychologie der Liebe" hätte beim Publikum einführen dürfen. Allein hier handelte es sich um ein Princip, und wenn auf den ersten Blick in dem Gesagten eine wirklich unausweichliche Nothwendigkeit vorhanden zu sein schien, ein Etwas, dem man so wenig den Abschied geben kann, wie etwa ein beleuchteter körperlicher Gegenstand nicht umhin kann, einen Schatten zu werfen, so wollte mich bei genauerem Zusehen doch bedünken, daß schon in der genauen Bezeichnung der Schranke, des Gebundenseins an die Subjectivität der Hinweis enthalten war, wie diese Schranke zu sprengen, dies Gebundensein zu überwinden war. Wie sagte doch der Altmeister Ludwig Feuerbach, als er sich vorsetzte, ein rein objectives Bild von dem Leben und Wirken seines Vaters zu geben? Er sagte in der Vorrede: „Mögen die Herren Historiker sich noch so sehr mit ihrer Objectivität brüsten: es giebt nur Eine und diese besteht darin, auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen. Es vertritt sich Jeder selbst am besten." Um eine Psychologie der Liebe im objectiven Sinne und nicht meine Psychologie zu schreiben, mußte die Menschheit und nicht ich bestimmen, was das Allgemeingültige, das „wahre, wirkliche, ächte" Wesen der Liebe in dem Sinne sei, in welchem wir diese Worte gebrauchen, wenn wir nicht das Aechte des Individuums, sondern das Aechte der Gattung meinen. Ich mußte dieser Bestimmung nur zu Worte verhelfen. Nur indem ich meine Subjectivität vollständig fahren ließ, konnte ich die Objectivität des Gegenstandes gewinnen.

Vergegenwärtigen wir uns hier noch einen Augenblick an einem Beispiel aus der sinnlichen Erscheinungswelt, was das „Allgemeingültige" überhaupt bedeutet. Die ferneren Aus-

drücke: das „wahre, wirkliche, ächte, das eigenste Wesen“ u. s. w. haben ja genau denselben Sinn, sie wollen ebenfalls nur das Allgemeingültige ausdrücken und nur für unser Gefühl gewinnen sie leicht noch eine Nebenbetonung, die darin gelegen ist, daß wir mit unserer Sympathie für das Individuell-Aechte mitbetheiligt sind und daß uns dasselbe demnach auch als das Höhere, Edlere erscheint. Aber, abgesehen von dieser, sehr leicht irreführenden Nebenbedeutung, ist das Allgemeingültige wort- und sachgetreu doch nur das, was für Alle gültig ist, es umfaßt diejenigen Merkmale, die sich bei allen der Beobachtung unterliegenden Gegenständen wiederfinden. Hier haben wir Bäume vor uns, die bei näherer Betrachtung gewisse gemeinsame Merkmale aufweisen. Wir fassen dies in Eins zusammen und bezeichnen diejenigen Baumexemplare, welche dieselben aufweisen, mit einem und demselben Namen, wir nennen sie z. B. Fichten. Wollte eine besonders lange und eine besonders dicke Fichte sich allein oder ihren speciellen Typus als ächte Fichte, jede mit Ausschluß der anderen, proclamiren, so würden wir dies zurückweisen und wir finden keine Schwierigkeit dabei, uns sehr rasch darüber zu verständigen, warum und in wiefern beide ächte Fichten im Sinne der Gattung sind. Die Schwierigkeit, die hierbei nicht vorhanden ist, tritt aber sofort und zwar in ernstester Weise ein, sobald wir uns etwa in gleicher Weise über den Gattungscharakter, das Allgemeingültige, das Aechte der Liebe verständigen wollen. Denn nun haben wir statt mit einem in die sinnliche Beobachtung fallenden Gegenstand es mit innerlichen Vorgängen zu thun und noch dazu mit solchen, an denen Jeder mit seinen privaten Empfindungen betheiligt ist. Nun entsteht ein chaotisches Durcheinander von subjectiver Symptomatik, von so oder anders gearteten Auslegungen ahnungsvoller Gefühle, durch welche an-

scheinend kein leitender Faden den Ausweg anzuzeigen vermag. Hier muß die psychologische Constructionsmethode sich ins Mittel legen und sie muß, wenn sie etwas taugt, Rath zu schaffen suchen. Sie muß in der subjectiven Symptomatik aller einzelnen widerstreitenden Aussagen den Bestand einer gleich wohl vorhandenen übereinstimmenden objectiven Symptomatik nachweisen.

Hier ungefähr knüpft mein Kapitel: „Ueber die Grenzen der Liebe" an. Ich habe dort meine Meinung an dem Theater erläutert, was theilweise auch zu ganz falschen Auslegungen Veranlassung gegeben hat. Das Theater ist aber von mir nur gewählt worden, weil es in der That am besten sinnfällig veranschaulicht und vor Augen stellt, wie zwischen den allerverschiedensten Individualitäten, die in ein und dieselbe Richtung eines ihnen vorgeführten Liebesgemäldes schauen, keine trennende Schranke mehr besteht, wenn es sich darum handelt, gewisse charakteristische Ausprägungen, gewisse energische Lebensäußerungen des Liebegefühls sofort zu erkennen und durch Beifall und Sympathie als dasjenige zu bezeichnen, was für sie Gültigkeit hat, was, von Allen angenommen, also „Allgemeingültigkeit" besitzt, das „Aechte" darstellt. Ich habe als solcher energischsten Lebensäußerungen der Liebe, die Blüthen vergleichbar den vollsten Duft des Gefühls ausströmen, nur drei aufgeführt: nämlich daß sie (die Liebe) für den geliebten Gegenstand das Aeußerste wagt und trägt, daß sie, gilt es die Vereinigung mit dem Geliebten durchzusetzen, sich selbst bis zu dem ihr Sittlich-Widerstrebenden fortreißen läßt und daß sie zu entsagen mindestens versucht, wenn sie dem Geliebten dadurch ein Leid ersparen zu können glaubt, während sie doch auch von dieser Entsagung wieder unheilbar geschädigt wird. (S. 21 d. Psych. d. L.) Und ich behaupte, daß eben diese Wesenszüge

als die ächte Liebe beglaubigend und offenbarend von aller Welt und in einem zeitlich wie räumlich äußerst großen, wenn auch nicht unbegrenzten, von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart hineinreichenden Umkreis der Menschheit erkannt und anerkannt worden sind, während alles Andere nur Zuthat für die Individualität der Einzelnen ist, die daher auch immer nur von Einzelnen begriffen und angenommen wird, Anderen aber nicht mundet oder ihnen nicht verständlich ist. Das allgemein packende Motiv in allen Liebesgemälden und Liebespaaren, heißen dieselben nun Max und Thekla oder Romeo und Julie, von Shakespeare oder von Keller, Hero und Leander, oder Adrienne Lecouvreur, Philine und Wilhelm oder Tasso und Leonore, erblicke ich daher auch nur in diesen Wesenszügen, und wenn ich diese kurze Skizze mit Citaten beschweren dürfte, so würde es nur geringe Mühe verursachen, dieselben aus aller Herren Länder beizubringen und an ihnen den consensus gentium zu erweisen, soweit derselbe durch eine solche Sammlung von Aussprüchen überhaupt zu erweisen ist. Auch sehe ich nicht ein, wie in dieser Grundlegung des Liebegefühls, in der aufgestellten Forderung, daß wir in dem, was sich in den erwähnten Punkten nicht bewährt, den Vollgehalt der Liebe nicht anzuerkennen und danach denn auch die Grenzen zu ziehen haben, ein sentimentaler, schwächlicher Zug gelegen ist. Für den geliebten Gegenstand das Aeußerste wagen, für die Vereinigung mit ihm selbst an den Sittengesetzen rütteln, aber von ihm abzulassen versuchen, wenn auch unter dem Versuch erliegend, sobald die Vereinigung ihm Unheil und Gefahr droht, das Alles vereinigt sich sehr wohl mit einem im Uebrigen völlig ungebändigten, vielleicht wilden Temperament. Ja gerade das Sentimentale und Schwächliche ist vielmehr der Entfaltung solcher Wesenszüge ungünstig. (Psych.

d. L. S. 59.) Freund Frenzel meint freilich, ich hätte, „mir selber unbewußt, immer den deutschen sentimentalen Jüngling, die schwärmerische Jungfrau aus Chamisso's Liebesliedern" im Auge gehabt, allein aus der von mir niedergelegten Grundanschauung ist das nicht ersichtlich zu machen, und daß ich als Privatindividuum wenig zur Sentimentalität und Schwärmerei neige, dafür könnte ich nöthigenfalls Zeugen stellen.*)

Freilich haben wir aber auf Grund der von uns angewandten psychologischen Constructionsmethode bis hierhin noch nichts weiter gewonnen als ein Einverständniß darüber, daß in gewissen Wesenszügen die für alle Menschen gültige, am meisten

---

*) Und wie ist mir doch überhaupt? Ist es der deutsche, sentimentale Jüngling etwa, welcher der Geliebten zuruft:

Ja, wie wär' ich zufrieden in heimlichen Wäldern zu leben,
Wo kein menschlicher Fuß je einen Weg sich ertrat.
Du, meine Sorgenruhe Du mir! in schwärzester Nacht Du
Licht, am einsamen Ort Fülle der Menschen Du mir!
Wohl; was immer Du willst, ich thu's. Dein bleib' ich auf immer,
Weigre mich nicht, Dein Sklav', trauteste Herrin, zu sein.

Ist es die schwärmerische Jungfrau aus Chamisso's Liebesliedern, die in den folgenden rührenden Zeilen selbst ihre Genesung als werthlos verschmäht, wenn sie nicht der Geliebte vor Allem begehrt?

Denkst Du denn auch mit bekümmerter Brust an Dein Mädchen, Cerinthus,
Da nun die Glieder so heiß zehrendes Fieber mir quält?
Ach! ich wünsche mir nicht vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn ich nicht glaub', auch Du willst es und wünschest es Dir.
Denn was nützt es mir auch, vom traurigen Bett zu genesen,
Wenn mit gelassener Brust Du meine Leiden erträgst?

Oder sind dies nicht die (von Wilbrandt uns verdeutschten) Herzensergüsse eines Liebespaares aus dem alten Rom, der Sulpicia und des Cerinthus, und klingen in ihnen nicht alle Töne an, die ich der dritten Stufe der Liebe zueignete?

charakteristische Ausprägung des Liebegefühls zu erblicken ist, und welches diese Wesenszüge sind. Wir haben damit noch keine Psychologie der Liebe geliefert, so wenig wie wir ein Bild der Pflanze durch eine genaue Schilderung ihrer Blüthe entwerfen können. Aber gleichwohl haben wir ein Wesentlichstes, den leitenden Faden für alle weiteren Schritte, gewonnen. Und wie es ein höchster Triumph des Naturforschers auf dem Gebiet der sinnlichen Erscheinungswelt ist, aus irgendwelchen aufgefundenen Knochenresten ergänzend das Thier nach Bau und Größe zu bestimmen, dem dieselben angehörten, so möge der Psychologe als wahrer Naturforscher auf geistigem Gebiet sich dadurch erweisen, daß er die Pflanze typisch-normal und grundgesetzlich vor unseren Augen darstellt, die allein jene Blüthen aus und an sich zu entfalten vermag. Auch für ihn gilt ja das allgemeine Grundgesetz, daß eine so beschaffene Leistung nur auf eine so beschaffene Voraussetzung paßt, nur durch dieselbe ermöglicht ist, und nur von seinem Scharfsinn, von seiner Seelenkunde und seiner Denkerkraft hängt es daher ab, daß er, nachdem die Leistung einmal festgestellt ist, aus ihr alle zu ihr führenden Voraussetzungen ableitet und damit das ewig gleiche Urbild der Liebe, ihr Wesen, wir ihre Grenzen bestimmt.

Bescheidenheit und Ehrgeiz wohnen bekanntlich häufig Thür an Thür. Ich habe von meinen geringen Gaben immer bescheiden genug gedacht, um mir nie eine Rivalität weder mit den geistreichen Plaudereien der französischen Meister auf diesem Gebiete, noch etwa mit den poetisch-philosophischen Subtilitäten eines Schleiermacher zuzumuthen, aber der wissenschaftlichen Erkenntniß und einer realistischen Auffassung einen gangbaren Weg zu einer wirklichen objectiven Psychologie der Liebe mit Beiseitesetzung aller mystischen Zweideutigkeiten nachgewiesen zu haben, den Ehrgeiz besitze ich noch heute. Freilich verglichen

mit des Lebens goldnem Blüthenbaum ist alle Theorie grau und unschmackhaft, aber etwas von Farbenduft und Glanz ruht doch auch auf ihr, wenn sie den unverwandten Blick statt auf metaphysische Schrullen auf die Kraft und Fülle der Erscheinung richtet, den Athemzügen ihres Mundes lauscht und ihr liebebeseeltes Geheimniß ausdeutet, des Properz eingedenk, wenn er ausruft:

Dum nos fata sinunt, oculos satiemus amore,
Nox tibi longa venit nec reditura dies.

III.

Ein deutscher Revolutionair.

Eulogius Schneider's Gedichte. Schneider's Schicksale in Frankreich. Notes sur la vie et les écrits d'Euloge Schneider. Publiées par Heitz. 1862. Les sociétés politiques de Strasbourg pendant les années 1790—1795. Publiées par Heitz. 1863.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß werthvolle Bereicherungen zur Kenntniß gewaltiger Umwälzungen und tiefgreifender geschichtlicher Vorgänge oft einer sehr späten Zeit vorbehalten sind. Die nächsten Zeugen wie die nächste Zukunft großer Katastrophen im Völkerleben stehen denselben mit einem wesentlich theils dramatischen, theils pathologischen Interesse gegenüber, welches sich erst abschwächen muß, ehe das nüchterne Studium aus den Acten der Zeit in seine Rechte tritt. Wenn die durch bedeutsame Erschütterungen fruchtbar angeregte Phantasie zeitgenössischer Schriftsteller mit dem Roman fertig ist, in dessen Gewand sich für sie naturnothwendig der Verlauf der Begebenheiten kleidet, dann erst und gewöhnlich noch viel später beginnt die objective Geschichtsforschung ihr Werk, und ihre erste unbarmherzige That besteht meistens darin, das wieder zu zerstören, was jene aufgebaut haben.

Gilt dieser Satz für die meisten geschichtlichen Begebenheiten, so gilt er noch ganz besonders für die erste fran-

zösische Revolution. Die ausschweifende Natur dieses geschichtlich größten Vorganges der Neuzeit bringt es mit sich, daß er nur allzu leicht unter den Händen der Bearbeiter sich zu einem Gemisch von Roman und Geschichte gestaltet, welches Zeugniß ablegt von der gefährlichen Gewalt des Stoffes über die Phantasie des Schriftstellers. Wir sagen gefährlich — und es bedarf dieser Ausdruck wohl keiner besondern Rechtfertigung. Denn wenn es einerseits die Aufgabe des Geschichtschreibers ist, sich von dem Stoff, dessen Behandlung er unternommen, durchdringen zu lassen, so wird andererseits mit Recht die Forderung an ihn gestellt, dem Object gegenüber die freie Thätigkeit des Subjects zu bewähren. Mit anderen Worten: er soll alle thatsächlichen Momente des Stoffes in sich aufnehmen, der geistigen Atmosphäre desselben aber keine seine Selbständigkeit aufhebende Herrschaft über sich einräumen. Die über die Revolutionszeit so ungemein reiche französische Literatur ist bis auf die neueste Zeit reich an Beispielen vom Gegentheil. Lamartine lieferte in seiner „Histoire des Girondins“ ein farbenreiches Gemälde, das auf jeden Zug verräth, wie der sozusagen malerische Charakter des Stoffes in der Seele des Darstellers das Uebergewicht behauptet hat über den geschichtlichen Gehalt, dem eben dadurch der entschiedenste Abbruch geschieht. Hamel's fleißig gearbeitete und ausführliche „Histoire de St.-Just“ erhebt sich trotz aller Quellenbenutzung durch den voreingenommenen Standpunkt des Verfassers nicht über das Niveau einer Parteischrift, die in den Quellen immer das findet, was sie zur Verherrlichung ihres Gegenstandes eben braucht. Unzählige andere folgen diesen Beispielen, und meistens finden wir in ihren Schriften, trotz vieles Werthvollen, dieselben hier näher bezeichneten Mängel wieder: entweder der Stoff wirkt auf

den Darsteller wie ein künstlerischer Vorwurf — er regt seine Phantasie an zu freier Gestaltung — oder er zieht ihn unwillkürlich in das Bereich der in ihm lebendig wirkenden politischen Gegensätze und macht ihn zur Partei. In beiden Fällen ergeben sich Klippen, an denen die geschichtliche Wahrheit bald mehr, bald weniger Schiffbruch leidet.

Von ganz entgegengesetztem Charakter wie die hier berührten sind die in der Ueberschrift erwähnten Arbeiten des Herrn Heitz. Wesentlich einander ergänzend und zusammengehörig liefern sie ein werthvolles Material zur Beurtheilung eines leider noch ungenügend bearbeiteten Abschnittes der Revolutionszeit, eines Abschnittes, der schon deshalb gerade für uns von überwiegendem Interesse ist, weil er die meisten deutschen Elemente und Beziehungen enthält. Der vor einigen Jahren verstorbene Verfasser, selbst Besitzer einer werthvollen Sammlung von Actenstücken und Documenten aus den Zeiten der Schreckensherrschaft in Straßburg und in seiner Stellung als Archivar der Geschichtsforschenden Gesellschaft des Niederrheindepartements mit dem Studium der Geschichte seiner Vaterstadt genau vertraut, hat in den beiden vorliegenden Werken eine gesichtete Auswahl des ihm zugänglichen Materials zur Geschichte jener Zeit geliefert.

In der sorgfältigen Sichtung und Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen einerseits, in der mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines Archivars vollzogenen Vollständigkeit der gesammelten Notizen andererseits beruht das Verdienst dieser dankenswerthen Arbeiten. Sein eigenes Urtheil, ohne es ganz zu unterdrücken, stellte der Verfasser überall in den Hintergrund. Seine Thätigkeit war keine raisonnirende, sondern eine ordnende. Ueberall gewahrt man die dem Archivar so natürliche Neigung, das Thatsächliche und nur dieses zu

geben, und die Begebenheiten ihre eigene Sprache sprechen zu lassen.

Die Geschichte Straßburgs in den Jahren 1791—94 ist eng verknüpft mit dem Namen eines Mannes, den Sybel — mit Unrecht, wie uns scheint — „einen verlaufenen deutschen Geistlichen" nennt, der außerdem in allen Conversations-Lexiken bis auf die neueste Zeit als der wahnwitzigsten Schreckensmänner einer geschildert wird, der zum Vergnügen mit der Guillotine im Lande umhergefahren sei, unzählige Opfer dem „Schwert des Gesetzes" überliefernd, unzählige Erpressungen zu seinem Privatvortheil ausübend, bis sein zuchtloses Treiben, gipfelnd in einem gewöhnlich romanhaft ausgeschmückten Gewaltact gegen ein junges Mädchen, das er sich zur Frau bestimmte, schließlich selbst den Ekel des Schreckensmannes St.-Just erweckt und damit seinen Untergang herbeigeführt habe. Dieser Mann oder vielmehr der, von dem dies vielfach entstellte Bild entworfen wird, ist Johann Georg Schneider (der ihm gewöhnlich beigelegte Vorname Eulogius ist sein Mönchsname), dessen Sturz (am 10. April 1794) dem von St.-Just und Genossen nur um wenige Monate vorherging.

Hr. Heitz, der in Schneider ebenfalls bis zu einem gewissen Grade die Personification des Schreckensregiments in Straßburg erblickt, hat sich das Verdienst erworben, durch eine Zusammenstellung der bezeichnendsten Erzeugnisse aus Schneider's schriftstellerischer Thätigkeit, die sich in Straßburg den Umständen entsprechend besonders der Journalistik zuwandte, das nothwendige Material zu einer vorurtheilsfreien Beurtheilung seiner Gesammtthätigkeit wie seiner Persönlichkeit geliefert zu haben. Eine werthvolle Ergänzung der auszugsweise mitgetheilten Artikel aus dem von Schneider herausgegebenen,

nur in wenigen Exemplaren noch erhaltenen Journal „Argos oder der Mann mit hundert Augen“ (von 1792—94)*) bilden eine Reihe bisher noch unbekannter Briefe, die Schneider aus dem Gefängniß an seine Freunde richtete, sowie ein an demselben Ort geschriebener Brief Schneider's an Robespierre, dessen Verbreitung Schneider's Feinde zu verhindern wußten.

Man muß gestehen, die auffallende Ungunst, mit der ein uns Deutschen zugehöriger revolutionairer Charakter — und Schneider ist, was man sonst auch über ihn denken mag, ein ächt revolutionairer Charakter — von uns geschichtlich behandelt ist, erweckt eigenthümliche Betrachtungen. Ist dies bloßer Zufall, veranlaßt durch den Umstand, daß die als nächste Quelle dienende französische Literatur, so freigebig mit der Verherrlichung ihrer eigenen hervorragenden Charaktere, über den Ausländer das volle Maß ihrer Ungunst ausschüttete? Oder tritt uns hierin nicht auch noch ein anderes entgegen? Einer eingehenden und unparteiischen Würdigung eines Charakters, wie Schneider's, stemmt sich bei uns, so scheint uns, jener ausgesprochene Widerwille entgegen, den wir vor maßlosen Ausschreitungen innerlichst fühlen. Uns fehlt der sympathische Zug für Charaktere dieses Schlags, den wir überall in der französischen Literatur pulsiren fühlen; uns widerstrebt die Beschäftigung mit diesen über das gewöhnliche Menschenmaß hinausgereckten, aus allen harmonischen Proportionen seelischer Beschaffenheit hinausgetretenen Naturen, deren fanatische Energie uns nur eine widerwillige Bewunderung abnöthigt, vorwiegend aber Grauen erweckt.

---

*) Bei Schneider's Sturz und der über ihn und seinen Anhängern hereinbrechenden Verfolgung vernichteten die meisten Abonnenten des „Argos“ ihre Exemplare, um jedes Zeichen einer Verbindung mit den Jakobinern wegzuschaffen. Daher das seltene Vorkommen von Exemplaren des „Argos“.

Und wie könnte dies anders sein bei einer Nation, die — mag man dies nun als Mangel oder Vorzug bezeichnen — unzweifelhaft für revolutionaires Wesen nur sehr schwach beanlagt ist. Es ist dies schließlich Sache des Temperaments oder des Mangels an Temperament. Denn wenn es auch richtig ist, was ein Geschichtschreiber der Neuzeit sagt: „Was die Revolution in der einheimischen, ist die Eroberung in der auswärtigen Politik. Beide beginnen mit der Leugnung des formellen Rechtes, des Rechtes des Bestehenden", so muß man doch ergänzend hinzufügen: beide beginnen erst, wenn die theoretische Leugnung des Rechtes des Bestehenden zur praktischen Vernichtung des Bestehenden selbst wird. Ob dies geschieht oder nicht, ob eine Nation mit dem erstern sich begnügt, durch Entziehung der moralischen Stützen langsam, obwohl unausbleiblich den Zerfall des rechtlich von ihr geleugneten Bestehenden vorbereitend, ob sie dasselbe mit gewaltigem Schlage und oft in verzweifeltem Kampfe zertrümmert, darüber entscheidet am Ende doch vorwiegend das Temperament der Nation und über den Mangel desselben bei uns, wenn man auch seine bahnbrechenden Wirkungen nicht verkennen kann, wird sich zu trösten wissen, wer die furchtbaren Verirrungen der französischen Revolution sich vergegenwärtigt.

Der ganze Unterschied des französischen und deutschen Wesens im Verhältniß zur Revolution tritt sehr schlagend bei Forster hervor. Selbst Forster, den die eigenthümliche Entwickelung seiner Jugend früh dem handelnden Leben zuwandte, der so oft klagte, daß „des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt sei", der mit dem Bewußtsein, „daß es nicht mehr möglich sei, Mittelstraße und Mäßigung zu beobachten, und daß es sogar zur Pflicht werde, zu Extremen zu greifen", in die französische Revolution eintrat — selbst diese

thatenfrohe Natur finden wir, einmal innerhalb der Bewegung gestellt, bald außer allem Verhältniß zu den riesigen Anforderungen derselben. Er findet bald die „Stellung zwischen Betrügern und Betrogenen“ erdrückend. „Giebt es kein drittes“, fragt er, „woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß, es gehört Muth dazu, diese so fürchterlich sich aufdringende Betrachtung zu ertragen und dann, im eigenen Bewußtsein verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben.... Immer nur Eigennutz und Leidenschaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken — wer kann das aushalten?“ Bekanntlich war es Forster, als er diese Worte an seine Frau schrieb, auch nicht mehr lange beschieden, diesen Zwiespalt zu ertragen — einen Zwiespalt, der in der That nichts weiter ist, als die Differenz zwischen der deutschen und der französischen Revolution, zwischen der theoretischen Leugnung des formellen Rechts und der haßentbrannten Vernichtung des Bestehenden, die nicht ohne Leidenschaft und Verirrung möglich ist.

Ein ganz anderes Schauspiel als Forster gewährt uns ein Mann, der, von wahrhaft revolutionairem Drang getrieben, sich weiter vorwagt: ein Mann, der mit allen dämonischen Mächten der Revolution in Berührung tritt, unabläßig seine Kraft an ihnen erprobt, ihre entfesselte Gewalt nicht scheut, ihre Verirrungen theilt, ihren Gefahren Trotz bietet und, noch aus dem Gefängniß mit ihnen ringend, bis zum letzten Augenblick ruhe- und rastlos, wenn auch nicht makelfrei, erfüllt bleibt vom Athem der Revolution. Ein solches Schauspiel bietet Schneider, und schon wegen der Seltenheit dieser Gattung von Charakteren unter uns ist ein Blick auf sein Leben nicht ohne Interesse.

Schneider wurde am 20. Oct. 1756 in Wipfeld, einem fünf Stunden von Würzburg gelegenen, damals zum Fürstbisthum Würzburg gehörigen Dorfe, von armen katholischen Eltern geboren. Sein Vater bekleidete einen gewissen Rang in seinem Orte — er war Mitglied des Dorfgerichts und scheint ursprünglich in besseren Verhältnissen gelebt zu haben. Vom Himmel reichlich mit Kindern und mit einem Leichtsinn gesegnet, der auch in Schneider's unstetem Jugendleben sich erkenntlich ausprägt, wußte er sein geringes Vermögen nicht zusammenzuhalten. Die ihm zugehörigen Grundstücke, meistens aus Weinbergen bestehend, verpfändete er und verarmte so mit der Zeit gänzlich. Schneider's Kindheit wurde indessen nur wenig von dieser erst allmählich hereinbrechenden Armuth berührt. An den schönen Geländen des Main in ungebundener Freiheit aufwachsend, mehr auf den sonnigen Traubenhügeln, wie in der engen Hütte zu Hause, durchlebte er die dörfliche Idylle einer Jugend, deren glückliche Zwanglosigkeit ihm besonders in der spätern Periode seines Mönchslebens manch' sehnsuchtsvollen Rückblick erweckte.

In einem seiner besten, weil ein tiefes Gefühl am unmittelbarsten aussprechenden Gedichte: „Empfindungen an meinem dreiunddreißigsten Geburtstage", finden wir die folgende Stelle:

— — —

Aber da mir die Kindheit so sanft, so glücklich dahinfloß,
Sah mich ein Edler und sprach: „Der Knabe gehöret den Musen."
Hätt' er geschwiegen! Jetzt säng' ich vielleicht ein fröhliches Herbstlied,
Preßte die Trauben, mit eigener Hand am Stocke gepfleget,
Hörte vielleicht den Namen, den ach! zu hören mir ewig,
Ewig verwehrt ist — ich höre dafür die römische Kette
Klirren am schüttelnden Arm, zum Spott der glühenden Mannheit!

Es ist nicht bekannt, ob eine bestimmte Person und wer alsdann unter dem „Edlen“ zu verstehen ist, der auf Schneider's Lebensbestimmung einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt hat.*) Wahrscheinlicher ist, daß einerseits der lebhafte, sich rasch entwickelnde Geist des Knaben, andererseits der besondere Umstand, daß er unter einem günstigen, nach der damaligen Auslegung Cardinalshüte und Bischofsstäbe verheißenden Planeten geboren war, in den Eltern den Wunsch erweckte, den Sohn dem geistlichen Stande zu bestimmen. Man darf nicht vergessen, daß der geistliche Stand damals, wie in den urkatholischen Gegenden noch jetzt, der armen Bevölkerung als der einzig gangbare Weg zu Macht, Ansehen, Reichthum und Ehren erschien, als die einzige Möglichkeit dessen, was man mit einem wenig gewählten Ausdruck: Carrière machen zu nennen pflegt. Und es mag gleich hierbei daran erinnert werden, daß für die innere Geschichte des geistlichen Regiments, für die hervorragendsten Stützen, wie für die gefährlichsten Feinde, die ihm erwachsen sind, nichts bedeutungsvoller geworden ist, als diese Einreihung fast jeder emporstrebenden Kraft aus den unteren Volksschichten unter die Fahnen der Kirche.

Wir kehren zu Schneider zurück, der nach einer Vorbereitung in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache durch einen Mönch der benachbarten Abtei Heydenfeld, den schon erwähnten Valentin Fahrmann, das Jesuitengymnasium zu Würzburg bezog und, da ihm die Mittel zum eigenen Unterhalt fehlten, nach bestandener Prüfung in das sogenannte Julierspital aufgenommen wurde, eine damals weithin berühmte geistliche Krankenanstalt, welche gleichzeitig eine Anzahl armer Studenten mit allem zum Lebensunterhalt Nöthigen zu versorgen

*) Möglicherweise der Kanonikus Valentin Fahrmann, der auch seinen ersten Unterricht leitete.

pflegte. Die unmönchische und unbändige Natur des Knaben brach hier sogleich nach allen Richtungen durch. Nach der in „Eulogius Schneider's Leben und Schicksale im Vaterlande" (einer 1792 in Frankfurt erschienenen anonymen Biographie) enthaltenen Schilderung wurde er wegen allerhand Ausschweifungen, namentlich aber wegen eines in den Augen der Jesuiten unverzeihlichen Hanges, statt lateinischer deutsche Gedichte zu machen, vor der bestimmten Zeit aus dem Spital gejagt. Doch war Schneider mittlerweile selbständig genug geworden, um auf eigenen Füßen stehen zu können; er erhielt sich durch Privatunterricht, setzte seine Studien auf der Akademie in Philosophie und Jurisprudenz, gleichzeitig aber sein zügelloses Leben in einem so ungebundenen Stil fort, daß er bald in die äußerste Bedrängniß gerieth. Nach Hause zurückgekehrt, kommt er mit der Ortsbehörde in Conflict und wird durch gerichtlichen Zwang ausgewiesen. Von Ort zu Ort pilgernd, bald geduldet, bald ausgewiesen, bald von rasch erworbenen Freunden unterstützt, bald ohne einen Pfennig der Verzweiflung nahe, von reumüthigen Stimmungen gepeinigt, von innerer Leidenschaftlichkeit verzehrt — so stellt sich uns der kaum zwanzigjährige Jüngling dar, als ihn der lebensmüde Gedanke faßt, mit seinem ganzen bisherigen Leben abzuschließen und Mönch zu werden. Schneider war nicht der Mann, sich lange über seine Entschlüsse zu besinnen. Die energische Empfindungskraft seines Innern schlägt in seinem Leben sofort die Brücke von der Vorstellung zur That, die Freude am Gedanken wird bei ihm überwogen von der Freude, den Gedanken zu realisiren; die vollkräftige Ungeduld seiner Natur duldet ihn ein für allemal nicht in der Sphäre thatloser Abstraction. Schneider's Entschluß, Mönch zu werden, war daher auch in der Ausführung durch das ganze Ungestüm

seines Wesens charakterisirt. Er wollte Mönch nicht spielen, sondern sein. Die äußerst strenge Disciplin, welche in dem Kloster der sogenannten Braunen Franciscaner in Bamberg herrschte, kam seinen Wünschen entgegen. Je ruheloser die verlangende Ungeduld nach dem Leben und seinen Schätzen den Grund seiner Seele aufwühlte, je rebellischer gerade seine Natur gegen die Lehren der Entsagung aufbäumte, mit desto glühenderem Ernste umfaßte er die Heilsmittel des Gebetes und der Ertödtung des Fleisches, mit denen die Kirche den Menschen vor sich selbst zu retten sucht. Seltsam widerspruchsvoll mag das Thun und Treiben des jungen Mönchs in der ersten Zeit seines Aufenthalts im Kloster gewesen sein; fühlte doch der Superior, nachdem das erste Jahr des Noviziats vorüber war, sich zu dem Ausspruch veranlaßt: „Eulogius wird unserm Orden noch einmal die größte Ehre oder die größte Schande machen.“

Es spricht eine richtige und scharfe Beobachtung aus diesen Worten. In dem jungen Ordenszögling steckte — das erkannte der des Menschenherzens nicht unkundige Superior — Alles, nur nicht die goldene Mittelstraße. Er hatte das Zeug zu einem Loyola in sich und wäre es vielleicht geworden, wenn die Zeit überhaupt noch Loyolas hervorzubringen vermocht hätte. Wie die Verhältnisse einmal lagen, war es nicht anders möglich, als daß er mit dem Mönchswesen bald aufs gründlichste zerfiel und daß er, dem Zug der Zeit, der an allen Fesseln rüttelte, folgend, vor Allem seiner klösterlichen Fesseln sich zu entledigen suchte.

Schneider verlebte neun Jahre in dem Franciscanerkloster — eine Periode seines Lebens, deren unzweifelhaft reicher und für die Richtung, welche Schneider später nahm, bedeutungsvoller Inhalt uns bedauern läßt, daß nur sehr

dürftige Angaben über dieselbe vorliegen. Eigenthümlicherweise war die erste Veranlassung zu erneuten Conflicten mit seiner Umgebung dieselbe, die ihm schon im Jesuitengymnasium die ersten Anfeindungen zugezogen hatte; es ist wiederum der Dichter — seinem Beruf nach „der Bewahrer der Natur“ — der in Gegensatz zu der Unnatur seiner Umgebung tritt. Diesmal war es weniger die Form als der Stoff, welcher Anstoß erregte. Eine gewaltige Ueberschwemmung, welche 1784 Bamberg heimsuchte, veranlaßte ihn zu einer — übrigens ziemlich schwülstigen — Ode, in der er die von verschiedenen Seiten bewährte Hingebung und Aufopferung feierte. Gerade dieser Inhalt, welcher von allem Confessionellen absehend die rein menschliche That des Einstehens für die von Wassersnoth Bedrängten pries, gab Aergerniß. Der Obere und die Mönche des Klosters verlangten die Unterdrückung der Ode, die jedoch durch einige Freunde Schneider's schon zum Druck befördert war und ihm außerhalb des Klosters verschiedene mächtige Freunde erwarb, freilich aber im Kloster noch mächtigere Feinde und Neider. Auch sonst ruhte Schneider's poetische Thätigkeit in dieser Periode nicht ganz; namentlich über seinen Seelenzustand, über die Kämpfe seiner vollkräftigen sinnlichen Natur mit dem übernommenen Gelübde der Enthaltsamkeit, geben Strophen wie die folgende: „An Lina. Aus dem Kloster“, bezeichnenden Aufschluß:

Einsam schmacht' ich hier im Bette,
Thränen fallen auf die Kette,
Die der Tiger Hildebrand
Mir um Herz und Hände wand.

Joseph, kann uns der nicht retten?
Nicht zerschmettern unsre Ketten?
Nein, noch nicht, er fängt nur an,
Was vielleicht sein Erbe kann.

Erwähnen wir hier gleich noch, um mit Schneider's poetischer Thätigkeit abzuschließen, einer „Ode auf den Rettertod Leopold's von einem Franciscanermönch", die er, um sich nicht weiteren Verfolgungen auszusetzen, anonym herausgab, obgleich diese Anonymität ihn schwerlich in den Augen seiner spähenden Umgebung vor dem Verdacht der Autorschaft schützte. Leopold Julius, Herzog von Braunschweig, opferte bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung zu Frankfurt a. O. sein Leben, um einige in äußerster Gefahr schwebende Kinder zu retten — Grund genug für Schneider, dem der Tod im Dienste der Menschlichkeit gegenüber dem faulen Leben zu Ehren Gottes, wie es ihn umgab, im Lichte zauberhafter Verklärung erschien, den hochherzigen Fürsten mit begeisterten Worten zu feiern, Grund genug aber auch für ihn, dieser seiner Verehrung keinen offenkundigen Ausdruck zu geben, da der Gegenstand derselben ein Ketzer war.*)

*) Schneider's poetische Verdienste sind keine hervorragenden. Er selbst täuschte sich, trotz seiner bedeutenden Eitelkeit, trotz der Zärtlichkeit, die er gerade für seine poetischen Productionen empfand, trotz des Erfolges, den diese, durch locale und persönliche Beziehungen hauptsächlich veranlaßt, später in kürzester Frist errangen, schwerlich über die Mängel derselben. „Poetische Versuche" nennt er dieselben in der Vorrede der später von ihm veranstalteten gesammelten Ausgabe und bittet, „diese Bemerkung in ihrer ganzen mildernden Kraft auf die Arbeiten eines Mannes anzuwenden, der ohne Ermunterung, ohne Muße, blos aus einer Art von Instinct sich zuweilen ins Gebiet der Dichtkunst wandte. Wird man auch etwas Vollkommenes von einem feurigen jungen Mann erwarten, der die neun schönsten Jahre seines Lebens in einem finstern Kloster zubrachte? Und wenn es mir nachher gelang, an dem Hof eines großen deutschen Fürsten (Herzog von Württemberg) eine Zufluchtsstätte zu finden, so waren doch meine Geschäfte daselbst von einer ganz andern Art als die Poesie. Diese eigensinnige Pflanze gedeiht nur durch anhaltende Cultur auf dem Boden der Freiheit, welche an Höfen nicht viel mehr einheimisch ist als in den Zellen der Mönche." Besonders verfehlt

Schneider's Studien in der Zeit seines Klosterlebens waren übrigens sehr umfassender Natur; er trieb mit Eifer die englische, französische, italienische und griechische Sprache. Die Kenntniß der letztern benutzte er, um später zusammen mit Professor Feder in Würzburg eine deutsche Ausgabe der Homilien des Chrysostomus in drei Bänden zu veranstalten; die Kenntniß der italienischen Sprache veranlaßte ihn zu einer Uebersetzung des römischen Kirchenjournals, die er aber, nachdem der erste Band erschienen, auf Befehl seiner geistlichen Obern wieder einstellen mußte.

Von entscheidender Wichtigkeit für seine weiteren Schicksale wurde für Schneider eine 1785 von ihm zur Feier des Katharinenfestes in Augsburg gehaltene Predigt, deren „über die Toleranz" sich verbreitender Inhalt ihm die heftigsten Anfeindungen seitens der Klerikalen in einer Reihe von Pasquillen und Schmähschriften zuzog, während sie gleichzeitig auch die Aufmerksamkeit auf ihn bis in die höchsten Kreise hineintrug und damit die Erlösung aus seinen bisherigen Verhältnissen vorbereitete. Es war ein hochgestellter Geistlicher selbst, der Weihbischof von Augsburg und kurfürstlich trierische Statthalter, Baron von Umgelter, der diese Veränderung bewirkte. Auf-

---

sind Schneider's Oden, bei denen seine rhetorische, dem Pomphaften zugeneigte Natur ihn auf Abwege leitet. Statt des Einfach-Erhabenen begegnet uns hier eine endlose Häufung gesuchter Bilder und bombastischer Phrasen, die zum Theil geradezu geschmacklos sind, wie denn die erwähnte Ode auf den Rettertod Leopold's mit den Worten schließt:

Schon rollt sein Wagen im Triumph
Zwischen den Reihen erstaunter Engel.

Daß es ihm andererseits nicht an Tiefe des poetischen Gefühls und, wo er sich lediglich von diesem leiten läßt, nicht an dem entsprechenden Ausdruck fehlt, beweisen die obenerwähnten „Empfindungen an meinem dreiunddreißigsten Geburtstag".

merksam geworden auf Schneider's hervorragende rednerische Begabung und angezogen durch seinen Freimuth, empfahl er ihn dem regierenden Herzog von Württemberg, der ihn 1786 als Hofprediger nach Stuttgart berief. Schneider erwarb sich in seiner Stellung die Freundschaft und Achtung bedeutender Männer. Dagegen wollte es ihm mit dem Herzog selbst nicht in gleicher Weise gelingen; wie es scheint, mißfiel demselben die freie Weise, in der er sich in mehreren Predigten*) über die Pflichten der Fürsten verbreitete. Gewiß ist, daß Schneider schon im zweiten Jahre einsah, daß es ihm unmöglich sein würde, sich dauernd in der Gunst des Fürsten zu befestigen, und daß er sich deshalb ängstlich nach einer andern Stellung umsah, um der ihm drohenden Eventualität, in das Kloster zurückkehren zu müssen, zu entgehen. Unter diesen Umständen begegnete es seinen lebhaftesten Wünschen, daß auf Empfehlung des aufgeklärten Curators der Universität Bonn und Kammerpräsidenten Baron von Spiegel zum Desenberg Maximilian Joseph, Kurfürst von Köln, einer der wohlmeinendsten und achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, ihm die Professur der griechischen Sprache und Grammatik, sowie der schönen Wissenschaften an der Universität Bonn antragen ließ. Schneider nahm mit tausend Freuden an, wurde durch Vermittelung des Kurfürsten von seinem Orden dispensirt und eröffnete im Frühjahr 1789 seine neue Thätigkeit mit einer Antrittsrede „Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland".

Ehe wir Schneider auf seinem fernern Lebensweg, durch die Enttäuschungen seines Bonner Aufenthalts hindurch nach

*) Dieselben Predigten wurden später in Breslau dem Druck übergeben und von den damaligen gelehrten Journalen für Meisterwerke der Kanzelberedsamkeit erklärt.

Frankreich, durch die Wechselfälle seiner revolutionairen Thätigkeit bis an das Ende seiner Laufbahn begleiten, werfen wir einen raschen Blick auf die Zeitumstände jener sich immer verhängniß-voller gestaltenden Periode.

Das Jahrhundert neigte sich seinem Ende zu, mit ihm eine ganze Reihe wohlmeinender ministerieller und fürstlicher Reformer, deren Mißbräuche abstellende, Verbesserungen bezweckende Thätigkeit für den Geist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchaus charakteristisch ist. Wer die Aeußerungen dieses Geistes oberflächlich beobachtete, wer Friedrich den Großen, Joseph II. und Katharina II., wie durch ein und denselben Zug der Zeit verbrüdert, mit inneren Reformen beschäftigt und gleichzeitig eine Reihe von kleineren deutschen Staaten an dem Verbesserungswerk theilnehmend erblickte, wer selbst in den romanischen Staaten die in Mißbräuchen erstarrten Formen des Staatslebens mit einem erneuten Inhalt sich erfüllen sah, konnte an der Schwelle einer großen friedlichen Umwälzung zu stehen glauben. Ihm mochte die Vermuthung fern liegen, daß es zu der von allen Einsichtigen für unvermeidlich erkannten Herbeiführung eines neuen Zustandes der Dinge jahrelanger, die Fugen des ganzen europäischen Staatensystems erschütternder, bluttriefender Anstrengungen bedurfte. Um das Jahr 1789 herum freilich waren die Aussichten einer Neugestaltung des staatlichen Lebens in Europa auf dem Wege der Reform schon wesentlich erschüttert. Joseph II. stand an dem Ende seiner prüfungsreichen Regentenlaufbahn; die Stammes- und Standesinteressen, die sich seinen großgedachten, aber von fürstlicher Willkür nicht freizusprechenden Reformversuchen entgegengestemmt hatten, waren mächtiger geblieben als er, dem aus der Summe bitterer Enttäuschungen, die sein Leben umfaßt, die geschichtliche Lehre entgegentrat, daß ein Volk zu knechten schwer,

zur Freiheit aber zu zwingen unmöglich ist. In Preußen war, seit das helle Auge des großen Königs sich geschlossen, die Nacht des Obscurantismus niedergesunken, die Zeit der Wöllner und Bischofswerder war in langsamem Anzug begriffen, allüberall und besonders am Rhein aber hob die unüberwundene Macht des Papismus mit den sich immer gleichen Prätensionen und dem unauslöschlichen Haß gegen alles Andersdenkende ihr Haupt stolzer und siegeszuversichtlicher als seit Langem empor, die Gegensätze schärfend, die Leidenschaften anstachelnd, die Erbitterungen vertiefend.

Unter diesen Verhältnissen drang das erste Grollen der französischen Revolution nach Deutschland herüber. Mit dem eigenthümlichen Zug von Glanz und Schnelle, der den französischen Entwickelungen eigen, hatte sich hier aus den verworrenen Kämpfen des Hofes und der herrschsüchtigen Parlamente ein Conflict gestaltet, der sofort mit der kategorisch gestellten Forderung einer gänzlichen Veränderung der Staatseinrichtungen sich zu der Höhe des Zeitbewußtseins emporschwang. Ebenso rasch klärte sich das Verhältniß der streitenden Gegensätze. Die alten Wortführer, die bisherige selbstsüchtige Parlamentsopposition verschwand vom Schauplatz. Durch die selbstbewußte Heftigkeit, mit welcher der „dritte Stand“ alsbald im Namen der Nation und auf Grund der Menschenrechte das Wort ergriff, schwand die Unklarheit der Beziehungen und der Kern des Streites trat scharf begrenzt hervor, als der Widerstreit eines neuen politischen Glaubensbekenntnisses mit allem, was den alten Formen und Satzungen aus irgendwelchen Gründen anhing.

So ungefähr war der allgemeine Zustand der Dinge beschaffen, als Schneider, großer Erwartungen und Hoffnungen

voll, sein neues Amt in Bonn antrat. Vieles vereinigte sich, um seine sanguinische Natur in außergewöhnlichen Schwung zu versetzen. Bonns neugegründete Universität war damals der Sammelplatz der Freisinnigen und der Gegenstand des Hasses der besonders in Köln zusammengescharten klerikalen Partei. An der Universität wirkten im Sinne einer milden Aufklärung die Professoren Hedderich, Thaddäus, van der Schüren ꝛc. und ihre Thätigkeit wurde begünstigt durch die humane Richtung des Kurfürsten und seiner nächsten Räthe, Baron von Waldenfels, Baron von Spiegel und Anderer. Schneider seinerseits fühlte sich entlastet von dem Druck seiner Ordensverbindlichkeiten und glaubte die Bahn vor sich zu sehen, eine ungewöhnliche reformatorische Thätigkeit entfalten zu können. Abgeschlossen hinter ihm lag eine vielbewegte Jugend, hinter ihm das verhaßte Klosterleben, aus dessen Banden er sich mühsam losgerungen hatte. Vielen Naturen wäre es eigen gewesen, ruhe- und abschlußsuchend nunmehr sich auf sich selbst zurückzuziehen, die Welthändel an sich vorüberrauschen zu lassen und in einer mäßigen Thätigkeit beharrend das langentbehrte Gleichgewicht in sich selbst herzustellen. Nicht so Schneider. Seiner kampfgerüsteten, ungeduldigen Natur klang die Aufforderung, an den Rhein zu kommen, wie ein Ruf, fortan mit ungetheilter Seele sich dem gemeinsamen Dienst der Freiheit zu weihen. Die vorsichtige Weisheit, welche in dem Sprengen der eigenen Ketten ein volles Genüge findet, den Anderen es überlassend, ihr Tagewerk ebenfalls selbst zu thun, lag in seiner Natur so wenig wie in der Stimmung der Zeit überhaupt. Aber auch der vermittelnden und nicht ohne Geschick lavirenden Richtung, wie sie in Bonn vertreten war, stand er innerlich fremd gegenüber. Wenige Zeilen, die er damals an Professor Feder in Würzburg richtete, genügen, dies zu beweisen; sie lauten:

Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
Der Dummheit Scepter zu zerbrechen,
Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
Ha, das vermag kein Fürstenknecht.
Dazu gehören freie Seelen,
Die lieber Tod als Heuchelei
Und Armuth vor der Knechtschaft wählen —
Und wisse, daß von solchen Seelen
Die meine nicht die letzte sei.

Unter diesen Umständen war Schneider für Bonn im Grunde ein gefährlicher Erwerb. Das Agitatorische seines rücksichtslosen Auftretens machte sich in den Consequenzen einer verstärkten Anfeindung seitens der klerikalen Partei bald fühlbar, vollends aber erreichte die Aufregung einen bisjetzt noch ungekannten Grad, als Schneider 1790 seine Gedichte herausgab. Das offene Geständniß des Verfassers in der Vorrede zu dieser der Fürstin Luise von Wied-Neuwied gewidmeten Sammlung, „daß er trotz seiner Weihen wie andere Adamskinder fühle, daß er zwischen Liebe und Wollust unterscheide und daß er keine zehn Gedichte habe machen können, ohne daß wenigstens eins davon das echteste menschliche Gefühl ausdrücke", erregte einen außerordentlichen Sturm. In Bonn und Köln wurden die Gedichte, die übrigens noch im selben Jahre eine mit Schneider's Bild gezierte zweite und dann bis 1812 noch eine ganze Reihe von Auflagen erlebten, bei schwerer Strafe verboten. Von der Fluth von Schmähschriften, die sich über den Dichter ergoß und zu der auch Damen ihr Scherflein beitrugen (ein Frl. de Clair, die aber deshalb vom Kurfürsten einen Verweis erhielt), erwähnen wir des barbarischen Latein und des ingrimmigen Hasses halber nur eine von Professor van den Elcken unter dem Titel: „Tenebrae nubesque, quibus jam tribus ab annis coelum Bonnense involutum

fuit.“ Es heißt daselbst unter anderm: „Gratulamur vobis Schneiderum; sit is gloria vestra! — ille praeceptor amoris! scurra ille! ille religionis et sanctorum contemptor! ille ipso scelere sceleratior! — — o bestia! o monstrum! o Priape! quae te porro catholica feret terra? Tu sacerdos? Tu filius Belial, tu spuma Veneris, tu porcus, taurus, canis. Quis non horreat te ad aram ministrum? abi, rogo te, abi ad castra Lutheri! nos non patimur te“ etc. Ein speculativer Domherr zu Köln aber erfaßte die merkantilische Seite der Angelegenheit und erfand ein besonders heilkräftiges Weihwasser „wider die Anfechtungen und Versuche des Bonnischen Satanas“; die Geschichte berichtet uns leider nicht, ob dasselbe gleich ergiebige Resultate lieferte, wie gewisse schwungvoll empfohlene Heilmittel der Neuzeit.

Gleichzeitig erschien eine kurfürstliche Commission in Bonn, bestehend aus zwei Examinatores synodales, um ein geistliches Verhör mit Schneider vorzunehmen. Dasselbe nahm indessen einen sehr ungefährlichen Verlauf. Die Ketzerrichter scheinen nicht durch besondern Scharfsinn ausgezeichnet gewesen zu sein. Schneider fertigte ihre Anfragen zum Theil sehr kategorisch ab und die Sache blieb, nachdem ein Protokoll über das Verhör aufgenommen worden und die Kosten mit 200 Thlrn. liquidirt waren, auf sich beruhen, da die Examinatoren das Ergebniß für nicht bedeutend genug hielten, um eine gerichtliche Procedur einzuleiten.*)

---

*) Wir führen der Curiosität halber einige der Fragen und Antworten aus diesem Protokoll an:

XII. Wahr, daß P. S. die heiligen Reliquien als von den Römern verkaufte Knochen verachtet habe?

Antwort: P. S. weiß sich nicht zu erinnern, ausdrücklich von den Reliquien gehandelt zu haben; übrigens ist er nicht der erste, welcher

Man kann es dem Kurfürsten nicht gerade verargen, daß er sich durch Schneider's Auftreten einigermaßen verletzt fühlte. Wiederholte Ermahnungen, sich zu mäßigen und der Universität nicht unnöthig neue Feinde zu schaffen, hatten nichts gefruchtet.*) Schneider war nicht der Mann, vor Drohungen zurückzuschrecken, wo ihm das Princip der Freiheit in Frage zu kommen schien; in dem Kurfürsten aber regte sich der fürstliche Eigenwille, der die mit unbeschränkter Machtbefugniß Ausgerüsteten nie verläßt. Unter diesen Umständen konnte ein Zusammenstoß nicht ausbleiben. Die Gelegenheit dazu sollte sich

---

daran zweifelt, ob ein und derselbe Heilige zwei rechte Arme und zwei linke Beine haben könne. Ueber den Unfug des Reliquienhandels haben schon längst die einsichtsvollsten und frömmsten Theologen, selbst auf dem Concilium zu Trient, geklagt; was aber die echten Reliquien der Heiligen angeht, so hält es P. S. mit dem Ausspruch des besagten Kirchenrathes.

XIII. Wahr, daß P. S. die Geistlichen als Müßiggänger dargestellt habe, welche das Fett der Erde verschlingen, mit dem Beisatz: die Franciscaner sollten Strümpfe stricken, wenn sie sich nicht anders ernähren könnten?

Antwort. P. S. kennt eine Menge solcher Müßiggänger. Was den Beisatz betrifft, so erinnert er sich nicht, ihn in formalibus gesagt zu haben, hält übrigens dafür, jede Art von Handarbeit sei ein besseres und anständigeres Mittel sich zu ernähren, als das Betteln.

XIV. Wahr, daß P. S. gesagt habe, jeder Mensch könne in seiner Religion selig werden, wenn er nach seiner Ueberzeugung darin lebe?

Antwort. Ja, wenn anders ein solcher Mensch immer die Wahrheit aufrichtig sucht und bereit ist, den bekannten Irrthum abzulegen.

*) Besonders erbittert hatte eine Elegie Schneider's an den „sterbenden Kaiser Joseph II.“, welche mit den Worten endigte:

Und gelangtest du zum Throne,
Griffest du dem Höllensohne
Fanatismus ins Gesicht;
Ha! da spie das Ungeheuer
Schwefeldampf und Gift und Feuer —
Ganz besiegtest du es nicht.

bald finden. Ein von Schneider herausgegebener „Katechetischer Unterricht in den ersten Grundsätzen des praktischen Christenthums“ zog abermals ein kurfürstliches Verbot nach sich. Der Kurfürst war diesmal ganz offenbar von dem Wunsche geleitet, die ewigen Querelen der Kölner Domherren zum Schweigen zu bringen: denn dem Werkchen war zuerst das imprimi permittitur nicht verweigert worden und die Facultäten von Salzburg und Würzburg hatten sich auf Befragen günstig über dasselbe geäußert. Schneider ließ daher in dem Frankfurter „Staats-Ristretto“ eine Erklärung darüber drucken, welches der wahre Grund für das Verbot seiner Schrift sei. Dieser Schritt erbitterte den Kurfürsten außerordentlich; er ließ den widerspenstigen Professor rufen und drohte ihm mit seiner höchsten Ungnade. Schneider blieb gelassen, ließ es aber an bitteren Wahrheiten nicht fehlen und der Ausgang der Audienz war, daß er seine Entlassung zu nehmen, der Kurfürst dagegen ihm 100 Carolinen und einen vollen Jahrgehalt auszuzahlen versprach. Schneider reichte noch am selben Tage seine Entlassung ein, konnte jedoch nicht unterlassen, dabei so viel scharfe Bemerkungen anzubringen, daß er den Zorn des Kurfürsten abermals aufs höchste reizte. Beinahe hätte ihm dies die versprochene Entschädigungssumme gekostet. Da das Entlassungsdecret nichts von derselben erwähnte, so verlangte er noch eine Unterredung mit dem Fürsten. Dieser aber verweigerte dieselbe und seine gewohnte Milde ganz beiseite setzend, befahl er seinen Bedienten, „den Pfaffen wegzuführen“. Später ließ er indessen die stipulirte Summe an Schneider's Schwester auszahlen.

Schneider's Aufenthalt in Bonn hatte gerade zwei Jahre gedauert. Von dem Hof mit Gunst empfangen, von den Angesehensten der Stadt mit Auszeichnung aufgenommen, so war

der verheißungsvolle Anfang seiner dortigen Wirksamkeit gewesen, die nun, gehemmt durch die Ungnade des Fürsten, unter dem Jubel der Widersacher der Freiheit ein verhängnißvolles Ende nahm. Daß Schneider's Herz, da er bei Nacht und Nebel die Stadt verließ, um, von zweien seiner Schüler begleitet, eine fluchtähnliche Reise nach einem benachbarten Dorfe anzutreten, voll Bitterkeit war — wer wollte es ihm verdenken? Aber er war nicht muthlos. Er hatte als Fürstendiener der Freiheit zu dienen versucht und war gescheitert; allein er war sich selbst treu geblieben, er fühlte, daß er noch zu den „freien Seelen" gehörte,

> Die lieber Tod als Heuchelei
> Und Armuth vor der Knechtschaft wählen.

Und jenseit des Rheins ging die Sonne der Freiheit immer glänzender auf, der Fall der Bastille, den Schneider seinerzeit in einer pomphaften Ode gefeiert hatte, war das Signal zu dem Sturz der Zwingburg des Feudalismus in ganz Frankreich geworden, die Menschenrechte waren erklärt, die Abschaffung aller Privilegien ausgesprochen, eine vollständig neue Ordnung des Kirchenwesens (constitution civile du clergé vom November 1790) eingeführt, die Gründung eines freien Staatsbürgerthums decretirt — nach außen aber wirkte noch der mächtige Eindruck eines Festes ohne gleichen nach, das der neuen Schöpfung den feierlichen Abschluß zu verleihen und dessen blendender Glanz die dunkel auftauchenden Schatten der Zwietracht und innern Zerrüttung zu verspotten schien.

Nach Frankreich! — so klang es in Schneider's sehnsüchtig nach einem neuen Halt für sein Leben, nach einem neuen Boden für Thätigkeit ausschauender Seele. Ob er selbst infolge dessen einleitende Schritte that, ob sein weitverbreiteter Ruf

und das durch seine brüske Entlassung verursachte Aufsehen die Aufmerksamkeit angesehener Männer in Straßburg auf ihn richtete — gewiß ist, daß er schon in den nächsten Wochen nach seinem Scheiden von Bonn durch den Maire von Straßburg, Dietrich, eine Einladung nach dem Elsaß zu kommen erhielt und daß er am 12. Mai 1791 in Straßburg eintraf, um daselbst als bischöflicher Vicarius und Professor der katholischen Akademie in Wirksamkeit zu treten. Einen Monat später leistete er den durch die Constitution den Geistlichen auferlegten Gehorsamseid, den in ganz Frankreich damals nur vier Bischöfe geleistet hatten. Die Rede, die er bei dieser Gelegenheit „Ueber die Uebereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken“ hielt, bestätigte den Ruf, der Schneider als einem der ersten Kanzelredner voranging und erwarb ihm schnell die Gunst der aufgeklärten Bürgerschaft, besonders der Protestanten.

In Straßburg war die revolutionaire Bewegung bisher ohne erhebliche Erschütterungen verlaufen. Nach Art der meisten französischen Städte hatte sich im Januar 1790 hier ein politischer Club gebildet, der seinen anfänglich angenommenen Namen „Revolutionsgesellschaft“ bald mit dem friedlichern der „Gesellschaft der Freunde der Constitution“ vertauschte und der das ganze politische Leben der Stadt in sich vereinigte. Daß in diesem Club, dessen authentische Protokolle bis zum März 1791 erhalten und in dem obenerwähnten Werke des Hrn. Heitz „Les sociétés politiques de Strasbourg“ veröffentlicht sind, das französische Element prädominirte, lag in der Natur der Sache und des französischen Wesens. Das deutsche demokratische Element wurde erst später und namentlich, als sich in Schneider ein Führer gefunden hatte, mehr in die Bewegung hineingezogen. Vorläufig stand es dem Gange der Dinge mehr abwartend

und namentlich, soweit die Landbevölkerung, in der ein vorwiegend conservativer Instinct waltete, in Betracht kommt, nicht ohne innere Antipathie gegenüber. Der Club hielt wöchentlich drei französische Sitzungen. Für die Deutschen wurden mit Rücksicht darauf, daß sie überwiegend dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörten, Sonntags und an den Festtagen Sitzungen abgehalten. Es wurden die Decrete der Nationalversammlung, Artikel der Pariser Zeitungen und eingelaufene Correspondenzen der zahlreichen affiliirten Gesellschaften verlesen; die schwebenden Tagesfragen und wichtigsten Ereignisse wurden discutirt, Eingaben und Adressen an die Nationalversammlung und die localen Behörden beschlossen, Deputationen zu demselben Zwecke abgeordnet, patriotische Festlichkeiten arrangirt; man theilte die im contrerevolutionairen Sinne erscheinenden Broschüren und Pamphlete mit, denuncirte sie, sowie überhaupt die in dieser Richtung hervortretenden Symptome und Persönlichkeiten bei den Behörden, kurz man unterzog das ganze politische Leben der Nation einer fortlaufenden Kritik und Controle. Uebrigens waren die meisten auf der Tagesordnung des Jahres 1790 stehenden Gegenstände nicht sehr erregender Natur. Im Elsaß war es besonders die die wirthschaftlichen Interessen des Landes sehr nahe berührende Frage der freien Bebauung und Fabrikation des Tabacks, welche die Gemüther bewegte und zur Absendung einer eigenen Deputation an die Nationalversammlung Veranlassung gab; auch die Frage der Zulassung der Juden zum Bürgerrecht beschäftigte die öffentliche Meinung und verursachte lebhafte Controversen. Damals existirte in Straßburg noch eine alte Sitte, wonach zu einer gewissen Stunde der Nacht auf einem Horn geblasen wurde zur ewigen Erinnerung eines den Juden schuldgegebenen Verrathes. Die Constitutionsgesellschaft beantragte die Abschaffung

dieses Gebrauchs*) und nahm einen Juden als Mitglied auf. Welche Bedeutung diesem die bisherige Praxis ganz über den Haufen stoßenden Schritte beigelegt wurde, beweist der Umstand, daß die Gesellschaft die Antrittsrede des neuen Mitglieds ausdrücklich in alle Zeitungen einrücken ließ und mit einer die Wichtigkeit des Vorgangs hervorhebenden Note begleitete. Die Frage der Zulassung der Juden zum Bürgerrecht wurde übrigens trotzdem als ungelegen auf eine spätere Zeit verschoben.

Die Decrete der Nationalversammlung über die Ordnung des Kirchenwesens, welche die politischen Verhältnisse der katholischen Hierarchie vollständig neu gestalteten, und besonders der den Geistlichen bei Strafe der Entlassung die Beobachtung dieser Decrete auferlegende Eid brachten zuerst eine tiefe Aufregung im Elsaß hervor. Die Geistlichkeit setzte von nun an alle Hebel gegen die neue Ordnung der Dinge in Bewegung. Eine im katholischen Seminar im Januar 1791 abgehaltene Katholikenversammlung, welche drei ausführliche Eingaben an das Directorium des Departements, an den König und an den Papst beschloß, erzeugte eine solche Bewegung der Gemüther, daß die Plätze der Stadt mit Kanonen besetzt, die Posten verdoppelt wurden und die Ruhe nur durch die angestrengteste Thätigkeit der Nationalgarde, sowie der Besatzung erhalten werden konnte. Die Behörden ergriffen gegen die Führer der Versammlung strenge Maßregeln und auf Veranlassung des Maire Dietrich erschienen drei königliche Commissare in Straßburg, um die Ordnung wieder herzustellen. Oberflächlich gelang dies, im Grunde aber trug die Gegenwart

---

*) Bekannt unter dem Namen „Kräuselhorn". Erst anderthalb Jahre später willfahrte die Municipalität dem Gesuch um Abschaffung dieses Gebrauchs.

dieser Herren nur dazu bei, dem Fanatismus der Clubisten, sowie der Gegner derselben neue Nahrung zu geben. Namentlich auf dem Lande, weniger in Straßburg, wo die starke protestantische Bevölkerung ein Gegengewicht bildete (Straßburg hatte damals circa 25,000 katholische, 23,000 protestantische Einwohner) gährte die katholische Agitation, der sich jetzt alle contrerevolutionairen Elemente anschlossen, in gefährlicher Weise. Der niedere Landklerus hatte im Allgemeinen noch wenig Vertrauen auf den neuen Bestand der Dinge und gestellt zwischen die Nothwendigkeit, entweder den revolutionairen Mächten zu gehorchen, die sich bis jetzt nur eine Gewalt über ihn anmaßten, oder seinen Obern, die bis jetzt noch die Gewalt über ihn besaßen, zog er es vor, mit aller Kraft die Gegenrevolution zu predigen. Geistliche Emissare des Prinzen, Cardinal von Rohan, welcher der Revolution den Verlust eines Einkommens, das man auf anderthalb Millionen Livres schätzte, verdankte und der jetzt in dem jenseit des Rheins gelegenen Theil seiner Diöcese die Gelegenheit abwartend residirte, durchzogen das Land mit der einen lauten Widerhall findenden Parole, man wolle den alten Elsaß zerstören. In Hirtenbriefen wurde die Gegenrevolution als ein nahe bevorstehendes, unausbleibliches Gericht mit Prophetenton angekündigt, man predigte von den Kanzeln, daß der bürgerliche Eid der Priester das Grab der Revolution sei und daß schon die Hände gerüstet seien, um der Nationalversammlung die letzte Oelung zu reichen. Auf der andern Seite verdoppelte die Gegenpartei ihre Thätigkeit. Der Club in Straßburg, der außerordentlich an Mitgliederzahl zugenommen hatte, hielt jetzt täglich Sitzungen, das aus seinem Schoß gebildete Aufsichtscomité (comité de surveillance) wirkte durch die Vertheilung patriotischer Schriften und durch die Aussendnng

eigens dazu bestellter ländlicher Missionäre (missionnaire rustique) den Agitationen des Klerus entgegen, überall suchte man durch die Vertheilung von Waffen die Gesinnungsgenossen in den Stand zu setzen, sich selbst zu helfen, wo die Mittel der Nationalgarden nicht ausreichten. In der That waren diese letzten kaum im Stande, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, da überall Symptome aufständischer Bewegungen sich zeigten und an einigen Punkten, wie in Kolmar, wirkliche Emeuten ausbrachen. Dazu kam die Lage der bedrohten Grenzen. Man schrieb dem Kaiser Leopold die Absicht zu, im Frühjahr den Elsaß mit Krieg zu überziehen, man wußte, daß der Prinz von Condé in Stuttgart, daß hohe Mitglieder der Emigration in Basel Anwerbungen machten, von den verschiedensten Seiten kamen Briefe, die Meldungen und Warnungen über die immer dreister auftretenden Umtriebe der Aristokraten enthielten.

Einen namhaften Triumph feierten die Anhänger der neuen Ordnung durch die von der Nationalversammlung ausgesprochene Entsetzung des Cardinals Rohan als Bischof und die Einsetzung eines von der Bürgerschaft, Katholiken und Protestanten gewählten beeidigten Priesters, Brendel, in die erledigte Bischofswürde. Es erschienen bei dieser Gelegenheit zahlreiche Pamphlete, eins unter dem bezeichnenden Titel: „Neu verbesserter Straßburger National-Katechismus. Mit Fragen und Antworten, zum Unterricht und Gebrauch der großen Kinder im Elsaß, mit Fleiß zusammengetragen und mit bischöflicher Erlaubniß herausgegeben von Vexatorius, der National-Gelahrtheit Doctor. Gedruckt und umsonst zu haben bei Anton Brendel." Ebenso schleuderte Prinz Rohan von Ettenheim aus eine Art Bannbulle wider den neuernannten Bischof und richtete einen Hirtenbrief an die Gläubigen, welchen

man unter dem Unterrock eines die Rheinbrücke passirenden Weibes verborgen entdeckte. Indessen die Worte eines Rohan waren ohnehin nicht von besonderm moralischen Gewicht begleitet und die Thatsache selbst, die Wahl eines unbeeidigten Bischofs, war nicht wegzuschaffen. Um diese Zeit verließen denn auch die Kapuziner, einer nach dem andern, Straßburg, welchem Ereigniß zu Ehren eine besondere Caricatur erschien, und die Franciscaner rüsteten sich, das Gleiche zu thun. Trotzdem erschien die innere und äußere Lage des Elsaß fortwährend gleich bedrohlich. Als die obenerwähnten königlichen Commissare im April 1791 ihre Mission für beendigt hielten und nach Paris zurückreisten, richtete der Club eine Adresse an den Minister, worin er in Hinweis auf die allgemeine Gährung, auf die Unzuverlässigkeit der Gerichte, auf die Agitationen gegen den Bischof, auf die Uneinigkeit der Administrativbehörden die Nothwendigkeit einer abermaligen Absendung von Commissaren darlegte.

In die aufgehäufte Zündmasse flog plötzlich ein Funke der gefährlichsten Art — die Flucht des Königs und seine Verhaftung in Varennes. Ein Brief des Jakobinerclubs in Metz kündigte dies Ereigniß von unberechenbarer Tragweite am 23. Juni der Straßburger Gesellschaft mit folgenden Worten an: „Freunde, zu den Waffen! Der König und seine Familie sind in Varennes, vier Meilen von Verdun, festgenommen. Im Namen des Vaterlandes trefft eure Maßregeln und rechnet auf eure Freunde."

Bei Empfang dieser Nachricht erklärte sich die „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" in Permanenz, bis das Vaterland außer Gefahr sei und beantragte bei den Behörden, sämmtliche widerspenstige Geistliche in Gewahrsam zu nehmen, da sie das Volk aufwiegelten. Die Wirkung der Nachricht

von der verhängnißvollen Flucht des Königs war deshalb eine so außerordentliche, weil sie zwei Parteien gleichzeitig Recht gab, nämlich zunächst derjenigen, welche ihn schon immer als geheimen Feind und Verschwörer gegen die Freiheit angeklagt hatte, ohne für diese Anklage bisher viel Gehör gefunden zu haben, gleichzeitig aber derjenigen, welche das Volk gegen die kirchlichen Beschlüsse der Nationalversammlung mit der Behauptung einzunehmen versuchte, daß dem König die Sanction nur widerwillig abgerungen, er aber im Herzen diesen Eingriffen in die gesetzlichen Rechte der Kirche feind sei. Nur die Gemäßigten, diejenigen, welche diesen Zwiespalt geleugnet, welche bisher sich überall auf den königlichen Namen als die Garantie der constitutionellen Freiheit berufen, welche noch im März an einem Tedeum zur Feier der Genesung des Königs theilgenommen, diejenigen, welche bisher noch den überwiegenden Theil der „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" ausgemacht hatten, behielten Unrecht. Unmittelbar nach diesem Ereigniß trat daher auch die Rückwirkung ein und zum ersten Mal tauchte jetzt der Jakobinismus mit vollem Namen auf, indem eine beträchtliche Anzahl Bürger unter dieser Bezeichnung sich in der St.-Nikolauskirche in Straßburg vereinigte. Waren dieselben auch noch zu schwach, um selbständig zu bestehen und traten dieselben deshalb einige Tage später in die „Gesellschaft der Constitutionsfreunde" ein, so war andererseits auch diese Gesellschaft durch die Vorgänge zu sehr erschüttert, um sich der Aufnahme dieser nicht homogenen Elemente widersetzen zu können, und sie legte damit den ersten Grund zu ihrer spätern Spaltung.

Die Leidenschaften wuchsen auf beiden Seiten. Um eine Probe von dem damaligen contrerevolutionairen Stil zu geben, der an Heftigkeit den revolutionairen womöglich noch überbot,

rücken wir eine Stelle eines „Ultimatum" ein, welches im August 1791 in Straßburg circulirte. Es heißt daselbst: „Club der Hölle, Feiglinge, Verfolger, euer Reich geht zu Ende, der Sturm grollt über euern Häuptern, ein Blitz aus den vier Winkeln Europas wird euch in Staub verwandeln. Zittert, man kennt euch alle, eure Häupter werden der Rache des beleidigten Gesetzes und der mit Füßen getretenen Menschlichkeit nicht entgehen. Und du vor Allem, schändlicher Dietrich, Ungeheuer, verabscheut von deinen eigenen Satelliten, die geheimen Wandthüren, die du dir in deinem Hause hast machen lassen, werden dir nichts helfen. Du wirst nicht nach Amerika gehen, wie du es vorhast, und deine heimlich durch einen bestochenen Zollwächter fortgeschafften Effecten wirst du nicht wiedersehen. Ihr werdet erfahren, aber zu spät, grausame und ruchlose Aufwiegler, daß die mißhandelte Geduld ehrlicher Leute ihre Rächer findet. Verwünscht von euern Mitbürgern, euern Verwandten, euern Freunden, wird das brennende Feuer der Scham und Verzweiflung das Mark eurer Knochen verzehren und euer Herz zerreißen ꝛc."

Wir müssen hier einen Augenblick bei einem Manne verweilen, der für die inneren Kämpfe Straßburgs gerade jetzt von Bedeutung wird. Es ist dies der in dem mitgetheilten Schriftstücke von contrerevolutionairer Seite so heftig angegriffene, bald von den Jakobinern und namentlich von Schneider nicht minder leidenschaftlich verfolgte, schließlich dem Revolutionstribunal anheimgefallene Maire Dietrich. Dietrich war, nachdem er in Paris bei den königlichen Prinzen in Diensten gestanden, bei Ausbruch der Revolution als königlicher Commissar nach Straßburg gekommen, hatte sich hier durch eine geschickt vermittelnde Haltung, durch einen anscheinend glühenden Eifer für die neuen Grundsätze wie durch

große Milde gegen die erschreckte Bourgeoisie ebenso fest in der Gunst der niederen Volksschichten wie der vornehmsten Familien Straßburgs gesetzt. Er war alsdann Maire geworden und hatte schon als solcher, noch mehr als Volksmann und Abgott der Bürgerschaft, einen überaus weitreichenden Einfluß. Sein Privatcharakter war nicht makellos. Man sagte ihm nach, daß er in Paris seiner Stellung zum König zu Liebe katholisch geworden sei, während er sich in Straßburg aus Rücksicht auf die zahlreichen angesehenen protestantischen Familien zur protestantischen Kirche hielt, er hatte seine erste Frau verlassen und lebte in einem zweifelhaften Verhältniß mit einer Schweizerin, er hatte, oder wenigstens behauptete man von ihm, er habe durch wucherische Wechselgeschäfte Reichthümer gesammelt und dergl. mehr; indessen die Straßburger kümmerten sich darum nicht, sie bewunderten die glänzenden Reden ihres Maire, sie bewunderten seine glänzenden Feste, bei deren einem er sich mit einer Bürgerkrone krönen ließ, sie bewunderten seine stets volksthümliche Herablassung, seine Verdienste um die neue Verfassung und kurz „unser Herr Maire“ war das Glaubensbekenntniß des richtigen Straßburgers in den Jahren 1790 und 1791.

Aber die Zeit war nahe, wo mit den Mitteln, mit denen Maire Dietrich bisher das klippenreiche Revolutionsmeer durchsegelt hatte, nicht mehr auszukommen war. Die Umstände drängten zu entschiedenen Maßregeln. Ein Kopf von der Gewandtheit und dem klugen Ueberblick Dietrich's konnte sich der Erkenntniß dieser Nothwendigkeit nicht verschließen. Es frug sich nur, auf welche Seite sich stellen und was thun? Die immer drängenderen Anforderungen der „Constitutionsgesellschaft“, gegen die zahlreichen contrerevolutionairen Elemente Straßburgs mit größter Energie einzuschreiten, waren dem

Maire längst lästig geworden, er griff zu einem nicht ungeschickten, aber gewagten Auskunftsmittel. Er beantragte im März 1792 bei dem Generalrath der Commune mit Rücksicht auf die große Menge aufrührerischer Schriften und die Anwesenheit zahlreicher unbekannter Individuen in der Stadt, Straßburg in Belagerungszustand zu erklären, und während über die doppelseitige Natur dieses Antrags in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde die heftigsten Debatten entbrannten, ließ er ein Pasquill gegen sich selbst verbreiten (ihm wird wenigstens allgemein die Vaterschaft zugeschrieben), welches ihn offen als Contrerevolutionair angriff und verhöhnte. Wenn es in Dietrich's Absichten gelegen, hiermit eine Mine anzulegen, welche die Gesellschaft der Constitutionsfreunde in die Luft sprengte, so gelang ihm dies vollkommen. Es entstanden die tumultuarischsten Scenen, bei denen es selbst zu Thätlichkeiten kam und die zur Folge hatten, daß 286 Mitglieder der bisherigen Gesellschaft austraten und sich selbständig als Club der Jakobiner oder Sansculotten*) constituirten. Der Rest, bestehend aus 137 Mitgliedern, Anhängern Dietrich's und den Gemäßigten, tagte in der bisherigen Weise fort bis zum 1. Juni 1792, wo er, überholt von den Sturmfluthen der Revolution, seine Sitzungen schloß.

Der Zerfall der Constitutionsgesellschaft wurde das Zeichen zu einem offenen Kampf zwischen den Gegnern und Anhängern Dietrich's, gleichzeitig aber auch in gewissem Grade zu einem feindlichen Gegensatz zwischen den französischen und deutschen Einwohnern Straßburgs. In einer französischen Sitzung hatte die Vertheilung jenes gegen den Maire gerich-

*) Formell wurde dieser Name erst vier Monate später, Juni 1792, angenommen.

teten Pasquills stattgefunden, in einer deutschen war der Unwille darüber losgebrochen, deutsche Plakate verkündeten an allen Straßenecken, daß einige namhaft gemachte Franzosen die Verfasser, Verleger und Drucker der Schmähschrift seien, und das deutsche bürgerliche Element vor Allem — mit Ausnahme einer demokratischen Minorität — war es, welches sich durch die seinem Maire widerfahrene Kränkung beleidigt fühlte.

Schneider, zu dem wir nach dieser nothwendigen Abschweifung zurückkehren, hatte schon in der alten Gesellschaft als Vicepräsident fungirt, nachdem eine in der Versammlung gehaltene, von dem Bischof Brendel mit einem ausdrücklichen Anathem belegte Vertheidigung der Priesterehe ihm die Stimmen der Entschiedensten unter den Entschiedenen gewonnen hatte. Er behielt dieselbe Stellung auch in dem neuen Jakobinerclub bei und er ist fortan als das Haupt der deutsch-demokratischen Partei Straßburgs zu betrachten, die nunmehr eine gewisse selbständige Mittelstellung einnimmt, einerseits gegen die meistens dem Beamten- und höhern Kaufmannsstande, sowie auch den niederen Bürgerschichten angehörigen Anhänger Dietrich's, andererseits neben der mit ihr verbündeten, aber doch nicht eigentlich verschmolzenen französischen Jakobinerpartei. Eine nicht unwichtige Nuance für die Stellung der deutsch-demokratischen Partei ergiebt sich noch aus dem Umstande, daß ihr Führer und mehrere, die sich ihm in ähnlicher Stellung anschlossen, keine eingeborenen Straßburger waren. Der beschränkte Geist eines engherzigen Nativismus, welcher den von „Fremden“ ausgeübten Einfluß mit unüberwindlicher Mißgunst betrachtet, war damals ebenso maßgebend, wie er noch heute, selbst in größeren deutschen Hauptstädten, seine unerquickliche Rolle spielt.

Schneider entwickelte in seiner jetzigen Stellung seine gewohnte umfassende Thätigkeit. Als eifriges Clubmitglied war

er dort einer der unermüdlichsten Redner, als bischöflicher Vikar benutzte er die Kanzel zu zahlreichen Predigten, die der Sache der Freiheit Vorschub leisten sollten — über den Mißbrauch der geistlichen Gewalt, über „Jesus den Volksfreund", über „die Quellen des Undanks gegen Gott, den Stifter und Gründer unserer weisen Staatsverfassung" —, als Professor an der katholischen Facultät hielt er Vorlesungen über geistliche Beredsamkeit und über die neue Ordnung des Kirchenwesens in Frankreich; als Schriftsteller bewegte er sich jetzt vorzugsweise auf politischem Gebiet und trat bald mit der Herausgabe des „Argos" (die erste Nummer erschien 3. Juli 1792, die letzte 10. Juni 1794) ganz in die Reihe der politischen Tagesschriftsteller ein; als Mitglied des Straßburger Raths endlich widmete er seine Thätigkeit dem damals sehr anstrengenden Dienst der innern Verwaltung.*)

*) Wir schalten hier die in Schneider's Biographie enthaltene Skizze seiner äußern Erscheinung ein. Sie verräth eine Constitution, die einer solchen Arbeitslast und aufregenden Thätigkeit gewachsen sein mochte: „Schneider ist von mittelmäßiger Größe, hat einen untersetzten, fetten und starken Körper, eine einnehmende Miene, ein volles Gesicht, große, frei umherrollende Augen, eine eben nicht sehr hohe, mit Haaren leicht bedeckte Stirn, ein halb schwarzes, halb graues Haar, das ihm lang über den Rücken hinunter hängt, einen großen, blauen Bart, der mit dem starken Backenbart ihm mehr ein militärisches als priesterliches Aussehen giebt; seine Nase könnte wohl etwas größer sein, der Mund ist nicht zu weit und nicht zu enge, die Lefzen sind ebenso wohl und verhältnißmäßig gebildet." Man darf diese Schilderung im Ganzen für ziemlich zutreffend halten, da sie mit dem Schneider's Gedichten vorgesetzten Bildniß in den Hauptsachen übereinstimmt. Sie kennzeichnet einen Mann von sanguinisch-nervösem Temperament, von vorwiegender Sinnlichkeit, von lebhaft angeregtem, fruchtbarem Geiste, von starkem Selbstbewußtsein und furchtloser Energie. Fügen wir übrigens noch zur Ergänzung die wenig einnehmende Schilderung hinzu, welche uns ein französischer Schriftsteller (Ch. Nodier, „Souvenirs de la révolution") von ihm etwas später

Die Gunst der Zeitumstände war damals zu sehr auf Seiten der Jakobiner, als daß Dietrich nicht bald hätte bemerken sollen, daß die Erfolge, die er sich von einer Sprengung der jakobinisch inficirten Constitutionsgesellschaft versprochen hatte, nicht eintreten würden, nicht eintreten konnten. Er hatte durch das moralische und numerische Uebergewicht seiner Partei die Gegenpartei zu discreditiren, durch die von jakobinischen Elementen gereinigte Constitutionsgesellschaft die revolutionairen Bestrebungen zu lähmen gehofft — das Gegentheil trat ein. Die Constitutionsgesellschaft entbehrte des treibenden Elements und verfiel unaufhaltsam einem sie zur Bedeutungslosigkeit verurtheilenden Marasmus, der neugebildete, ihr entgegenstehende Club entbehrte des mäßigenden Gegengewichts und bildete in seinem Schoße mehr und mehr die rücksichtsloseste Opposition gegen den Maire aus. Sobald dieser diese Sachlage begriff, versuchte er daher einzulenken und eine Wiedervereinigung der beiden Gesellschaften zu bewirken. Allein dieser Schritt, obwohl unterstützt durch das Gewicht der persönlichen Gegenwart und die Beredsamkeit Dietrich's, scheiterte. Nach langen und tumultuarischen Debatten verwarf der Club, auf Betreiben seines Präsidenten Laveaux, Schneider's und anderer, die Wiedervereinigung, und es scheint hierbei besonders der Umstand maßgebend gewesen zu sein, daß die ersten

aus dem Jahre 1791 entwirft: „C'était un homme de 35 ans, laid, gros, cours et commun, aux membres ronds, aux épaules rondes, a la tête ronde. Ce qu'il y avait de plus remarquable dans sa face orbiculaire d'un gris livide, frappée cà et là de quelques rougeurs et criblée de petite vérole, c'était le contraste de ses cheveux noirs, coupés de très-près, avec ses sourcils touffus et brun, sous lesquels étincelaient deux yeux fauves, ombragés de cils roux." Daß diese Schilderung einen starken Widerwillen athmet, ist nicht zu verkennen.

bald nach der Spaltung von dem Jakobinerclub gemachten Annäherungsversuche damals ihrerseits von der Constitutionsgesellschaft zurückgewiesen worden waren. In dieser Richtung gescheitert, versuchte Dietrich einen Hauptschlag in der entgegengesetzten zu führen und verfügte durch den Municipalrath im April die Verhaftung von Laveaux, dem Präsidenten des Clubs und Redacteur des „Courrier de Strasbourg", der sich damals durch heftige Angriffe auf die Behörden von Straßburg auszeichnete.

Diesen gegen den Jakobinerclub gerichteten, übrigens völlig wirkungslosen Schlag, denn Laveaux wurde vom Gericht freigesprochen, erwiederte Schneider durch eine Reihe der von da ab systematisch fortgesetzten heftigsten Angriffe gegen Dietrich. Man hat Schneider aus diesen Angriffen einen besondern Vorwurf aus dem Grunde gemacht, weil ihn schon die Dankbarkeit verpflichtet hätte, gegen Dietrich, der seine Berufung in den Elsaß veranlaßt hatte, ein anderes Verfahren einzuhalten. Wir gestehen, diesem Vorwurf kein Verständniß abgewinnen zu können. Wem die Pflicht, der Sache der Freiheit alles persönliche Interesse unterzuordnen, als die erste erschien, dem mußte nothwendigerweise die Pflicht der Dankbarkeit nur als eine niedere erscheinen. Wer dort einer ungetheilten Hingebung fähig sein wollte, der durfte, ja vielmehr mußte die zarteren Erwägungen des Wohlanstandes und der persönlichen Erkenntlichkeit zurückweisen, wo sie ihm hindernd in den Weg traten. Die Sache der Freiheit, soweit sie in Frankreich bis dahin errungen war, erschien aber gerade damals aufs äußerste gefährdet. Damals hatte soeben der österreichische Minister Cobenzl in einer insolenten Note als Bedingung der Aufrechterhaltung des Friedens unter anderm die Forderung gestellt: Wiederherstellung des Adels und der Geistlichkeit als Stand, Restitution der Güter

des Klerus und der Besitzungen des deutschen Adels im Elsaß mit allen Souverainetäts- und Feudalitätsrechten; damals hatte auf Dumourier's Antrag die legislative Versammlung als Antwort darauf den Krieg beschlossen (20. April 1792). Ein fast aussichtsloser Kampf, so schien es, mit dem monarchisch coalirten Europa stand bevor. Jeder fühlte die ungeheuere Gefahr, in der die junge Freiheit nach außen durch übermächtige Feinde, nach innen durch einen conspirirenden Klerus und einen widerstrebenden Schattenkönig schwebte, und Jeder, der den Glauben an die Kraft der Revolution noch nicht verloren hatte, war überzeugt, daß die Gefahr nur durch eine vernichtende Strenge gegen alle widerstrebenden Elemente beschworen werden konnte. Es scheint uns daher sehr natürlich, daß Schneider unter diesen Umständen die zum mindesten zweideutigen und einer Entfesselung der Volkskraft hemmend in den Weg tretenden Maßregeln Dietrich's aufs äußerste bekämpfte, und wir haben keinen hinreichenden Grund, seinen wiederholt abgegebenen Versicherungen zu mißtrauen, daß er diesen Kampf nicht aus persönlicher Gehässigkeit geführt habe.

Eher noch dürfte für Schneider's ehrgeizige Seele gerade in der offenkundigen Gefährlichkeit seines Auftretens gegen den noch immer über einen großen Einfluß verfügenden Maire ein besonderer Reiz gelegen haben. Denn die Erbitterung, die er, der Fremde, der Abenteurer, wie ihn die Gegner bezeichneten, dadurch unter der Bürgerschaft gegen sich rege machte, war keineswegs gering anzuschlagen. Sie ging so weit, daß bei der Todtenfeier des ermordeten Maire Simoneau von Etampes Schneider wegen einer Ode, in welcher er die Tugenden Simoneau's mit den angeblichen Lastern Dietrich's contrastirt hatte, in dringende Lebensgefahr gerieth und sich durch einen Sprung aus dem Fenster der aufgeregten Volksmenge entziehen mußte.

In einem „Wort im Ernste an die Bürger Straßburgs“ beklagt Schneider sich bitter über die ihm zutheil werdenden Verfolgungen: „Prüft meinen Rath, Bürger, er ist der eines Freundes, eines Bruders, er ist der Rath eines Mannes, den weder Verfolgungen noch Verleumdungen, weder Gefängniß noch selbst der Tod dahin bringen werden, gegen seine Ueberzeugung zu sprechen. Sind meine Vorschläge gut, so kann es euch wenig ausmachen, von wem sie kommen. Bisjetzt hat man mir euer Zutrauen zu rauben versucht, man verschreit mich als einen Fremden, einen Abenteurer. Selbst in dem Heiligthum meiner Häuslichkeit spähet man mir nach, um meinen moralischen Charakter und meine Lebensart bei euch zu verdächtigen. Meine Privatgespräche werden belauscht und gewisse öffentliche Blätter strotzen von Verleumdungen wider mich. Und wozu all diese Anstrengungen? Ich werde doch, solange ich lebe, fortfahren zu kämpfen für eure Wohlfahrt, für die Freiheit und das Wohl der ganzen Menschheit. — —“

Während um diese Zeit der König durch seine Weigerung, das Decret, betreffend die Einsperrung widerspenstiger Priester und das andere wegen Bildung eines jakobinischen Heeres von 20,000 Mann bei Paris, zu unterzeichnen, die Leidenschaften aufs äußerste gegen sich erhitzte, versuchte Dietrich wieder einen machtlosen Schlag gegen den Jakobinerclub, indem er am 24. Juni die Sitzungen desselben schließen und die Unterzeichner einer von demselben beschlossenen Adresse an die Nationalversammlung vor Gericht fordern ließ. Natürlich war es unmöglich, diese gegen eine Jakobinerversammlung gerichtete Maßregel in demselben Augenblick aufrecht zu erhalten, wo in Paris der Jakobinismus gerade eine siegreiche Emeute veranstaltete, dem König die phrygische Mütze mit Gewalt aufzwang und die constitutionellen Gewalten vollkommen in den Hintergrund

drängte. Vier Tage nach der Schließung mußten daher die Sitzungen des Clubs schon wieder freigegeben werden, wenn auch formeshalber unter gewissen seine Ueberwachung bezweckenden Bedingungen. Gleichzeitig richtete der Generalrath von Straßburg eine Bitte an die Nationalversammlung um Unterdrückung der „anarchischen und conspirirenden Jakobinercorporationen" im ganzen Reich und gab seinen Gegnern auf diese Weise eine neue Waffe gegen sich an die Hand. Der Maire Dietrich und die vollständig mit ihm übereinstimmenden Municipalbehörden Straßburgs waren sich übrigens der ganzen Größe der ihnen immer näher rückenden Gefahr wohl bewußt und suchten derselben durch energische Maßregeln zu begegnen. Zunächst wurde gegen Schneider eine Untersuchung angestrengt, weil er sich in verschiedenen Reden für die Absetzung des Königs wegen dessen Widersetzlichkeit gegen die Decrete der Nationalversammlung ausgesprochen hatte.*) Unterdessen wuchs in Straßburg die innere Aufregung stündlich und in demselben Maße, als die Kriegsgefahr der Stadt nah und näher rückte. Während der Club Hülferufe an alle befreundete Clubs in Frankreich richtete, während sich Vorschläge von verzweifelter Natur, wie z. B. die Frauen mit Piken zu bewaffnen und einer aus ihnen gebildeten Legion die Vertheidigung der Festung zu übergeben, damit alle Männer zur Armee eilen könnten, in planloser Hast überstürzten und mit anderen auf die Ver-

*) Die von Schneider entworfene und vom Club unterzeichnete Adresse lautete: „Gesetzgeber! Ludwig XVI. ist in unseren Augen ein Undankbarer, ein Meineidiger, ein Verräther. Er ist unwürdig, über ein freies Volk zu herrschen. Wir fordern, daß ihr auf Grund der Constitution seine Entsetzung aussprecht. Wir werden den Tod nicht scheuen, um eure Beschlüsse auszuführen. Solches ist das Gelübde der unterzeichneten Bürger Straßburgs."

nichtung aller inneren Feinde abzielenden kreuzten, verfügte die Militairautorität die Ausweisung von zwei Mitgliedern des Clubs, Laveaux und Simond, und der Generalrath der Commune wandte sich noch einmal in zwei Adressen an den König und die Nationalversammlung, um sich für die Erhaltung der monarchischen Gewalt und die Unterdrückung der revolutionairen Agitation auszusprechen.*)

Mit der Uebergabe dieser Adresse, deren muthige Sprache immerhin Anerkennung verdient, würfelte die Municipalität Straßburgs um ihre Existenz. Siegte in Paris die Sache des Königthums, so wagte man zu hoffen, auch in dem im Grunde wenig revolutionair gestimmten Elsaß noch des Jakobinerwesens Herr zu werden; unterlag sie dort, so riß sie in ihrem Sturz auch die mit fort, die noch in der letzten Minute für sie eingetreten waren. Es war daher ein Moment erwartungsvoller Spannung, wo beide von dem Gang der Dinge in Paris vollkommen abhängige Parteien die Nachrichten aus der Hauptstadt erwarteten. Am 9. August, demselben Tage, an welchem in Paris der das Schicksal des Königthums ent-

*) Der Schluß des letztern für die Municipalität verhängnißvoll gewordenen Actenstücks lautet: „Gesetzgeber! erinnert euch eurer Schwüre! Wir werden den unserigen treu bleiben. Wir haben nur der Constitution Gehorsam gelobt, wir anerkennen keine Autorität, die nicht in ihrem Namen geübt wird. Wenn sie verletzt ist, sind unsere Bande gelöst und wir unserer Verpflichtungen ledig. Wir fordern, daß dem König die Gewalt erhalten wird, welche ihm die Constitution verleiht. Der Augenblick, wo dieselbe nicht mehr vorhanden erschiene, wäre dieselbe, wo wir an der Rettung des Reiches und dieses von so übermächtigen Kräften bedrohten Departements verzweifeln würden. Wir fordern endlich, daß durch strenge Gesetze den aufrührerischen Umtrieben ein Ziel gesetzt werde, welche das innerste Wesen der constitutionellen Gewalten zu verändern drohen. Diese erschüttern, heißt den Umsturz des Reiches bewirken, heißt die Pläne seiner Feinde unterstützen."

scheidende Aufstand ausbrach, hatte der Generalrath die obenerwähnte Adresse unterzeichnet, am 14. traf das die Suspendirung der königlichen Gewalt aussprechende Decret der Nationalversammlung in Straßburg ein. Das Directorium des Departements und der Generalrath der Commune erklärten sich sofort in Permanenz und verboten alle Volksversammlungen. Die Bürger, welche ein Interesse daran nähmen, hieß es, möchten auf das Stadthaus kommen, wo ihnen alle einlaufenden Nachrichten mitgetheilt werden würden.

Daß eine derartige Maßregel acht Tage lang durchführbar war, beweist am besten, wie stark die Stellung der Behörden und der conservativen Partei, wie schwach es mit der Macht der eigentlichen Revolutionairs noch in Straßburg bestellt war. Man darf dies nicht übersehen, weil es für die Beurtheilung der Thätigkeit und Stellung Schneider's und seiner Anhänger maßgebend ist. Während Paris schon an die Schreckenszeit streifte, handelte es sich in Straßburg noch immer um die Bekämpfung und Verdrängung der zahlreichen contrerevolutionairen Elemente der Provinz; während dort sämmtliche einflußreiche Stellen schon in den Händen der hitzigsten Republikaner waren, stand hier noch der ganze Beamten- und Regierungsapparat der wenn auch etwas eingeschüchterten, doch zugleich doppelt erbitterten conservativen Partei zur Verfügung. „Bis der 10. August 1792 erschien", sagt der keineswegs extrem gesinnte Verfasser von „Schneider's Schicksalen in Frankreich" (vermuthlich F. Cotta), „hatte die sogenannte patriotische Partei noch Zeit und Gelegenheit genug, ihre Geduld und Langmuth recht ernstlich zu üben. Die aristokratische Zunft ließ es an nichts fehlen, jenen, wie es immer nur hieß, Rottirern, jener Unruhstifterpartei ihren Haß und ihre Uebermacht recht deutlich fühlen zu lassen."

Mit dem 10. August allerdings änderte sich die Sachlage vollkommen. Dietrich hatte in verschiedenen Volksversammlungen vergebliche Anstrengungen gemacht, seinen Anhang zu einer ernsten Widersetzlichkeit gegen die neuen Maßregeln zu bewegen; die Bürger waren allerdings ganz seiner Ansicht, aber von dieser Meinungsverschiedenheit mit der herrschenden Richtung bis zum offenen Widerstand gegen dieselbe war ein weiter Schritt, den die ruheliebende, heftigen Mitteln abgeneigte Bevölkerung Straßburgs mitzumachen gar keinen Beruf fühlte. Es blieb daher beim Reden, und als die nach Straßburg gekommenen Commissare der Nationalversammlung von sämmtlichen Beamten die Unterschreibung der Absetzung des Königs forderten, blieb Dietrich als letzte Consequenz seiner bisherigen Haltung nichts übrig, als diese zu verweigern und seine Absetzung entgegenzunehmen. Mit ihm dankten die sämmtlichen Mitglieder der Municipalität Straßburgs ab, die erledigten Stellen aber kamen bei den Neuwahlen im December zunächst nicht in die Hände der Jakobiner, sondern wurden wiederum, der Gesinnung der Bürgerschaft entsprechend, mit Gemäßigten, zum Theil sogar mit den bisherigen Mitgliedern wieder besetzt.*)

*) Wir können die ferneren Schicksale Dietrich's hier nur summarisch andeuten. Nach seiner Amtsentsetzung entwich er zunächst nach der Schweiz, kehrte aber, wie es scheint im Vertrauen auf seinen großen Anhang, im November nach Straßburg zurück, wo er auf Grund gegen ihn erhobener Anklagen sofort verhaftet wurde. Schneider hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede im Club, in der er unter anderm sagte: „Gestern kam Dietrich in unseren Mauern an und heute ist er in demselben Gefängniß, in welches er den Patrioten Laveaux hatte werfen lassen. Das Schwert des Gesetzes schwebt über seinem Haupte. Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich nie die Absicht hatte, der Person dieses Mannes zu schaden, weder durch Schrift noch Rede. Nur die feste Ueberzeugung, daß er meine Mitbürger an den Rand des Abgrunds führe, nur der Wunsch, einen Mann zu entlarven, der das Ansehen, welches er genoß, mißbrauchte, konnten

Schneider erhielt bei dem Umschwung der Dinge den Auftrag, als Commissar nach Hagenau zu gehen, woselbst die Wahlversammlung für den Nationalconvent stattfand. Nachdem er dort drei Monate die Functionen eines Maire bekleidet, kehrte er nach Straßburg zurück und erhielt bald darauf (Febr. 1793) die Stelle als öffentlicher Ankläger beim peinlichen Tribunal des niederrheinischen Departements. Es war dies im Grunde das erste Mal, daß Schneider über seine Gegner triumphirte. Vergebens hatte er sich schon in Hagenau um diese Stelle bemüht, die Gegenpartei blieb mächtiger und die Wahlmänner wählten statt seiner einen bekannten Anhänger Dietrich's, der aber eben dieser Eigenschaft halber bald als verdächtig aus Straßburg ausgewiesen und später verhaftet wurde.

Mit Schneider's jetziger Stellung beginnt seine eigentliche öffentliche revolutionaire Thätigkeit. Sie erstreckt sich über zehn Monate bis zu der Zeit, wo die Verhaftung seinem fernern Wirken und bald darauf seinem Leben ein Ziel setzte. In dieser verhältnißmäßig kurzen Periode entwickelte er die blutige Wirksamkeit, die seinen Namen unauslöschlich mit dem Schreckensregiment in Straßburg verbunden hat, obwohl er

---

mich bestimmen, einen Kampf zu beginnen, den jetzt das Gesetz entscheiden wird. Fern sei von mir Parteilichkeit, Rachsucht und Eigenliebe; ein Gefangener ist ein Unglücklicher und jeder Unglückliche hat ein Recht auf Schonung und Billigkeit. Nur die Liebe zur Wahrheit und der Eifer für die gute Sache dürfen uns in der Untersuchung dieser Angelegenheit leiten." Obgleich es nicht zu einem Ausbruch kam, steigerte die Gefangennahme des ehemaligen Maire die Aufregung in Straßburg doch so außerordentlich, daß man ihn nicht dort zu lassen und von einem Straßburger Gericht beurtheilen zu lassen wagte. Er wurde nach Besançon gebracht, auch dort freigesprochen, aber auf neue Anklagen hin vor das Revolutionsgericht nach Paris gebracht, wo er zu Ende des Jahres 1793 zum Tode verurtheilt wurde.

so wenig der Gipfel desselben war, daß gerade erst durch seinen Sturz die wahre Höhe desselben herbeigeführt wurde.

Es läßt sich sehr wohl begreifen, daß sich in Schneider's ehrgeiziger und leidenschaftlicher Natur allmählich eine Art Erbitterung gegen die guten Bürger Straßburgs herangebildet hatte, die sich auf keine Art und Weise in das eigentliche Revolutionstempo hineinreißen lassen wollten. Die unüberwindliche Abneigung der überwiegend deutschen Bevölkerung stand dem einmal als feste Schranke gegenüber, und es ist für Schneider gerade verhängnißvoll geworden, daß er sich, um diese Schranke zu durchbrechen, fortwährend auf das französische Element stützen mußte. Denn gerade dieses, einmal zur unumschränkten Herrschaft gelangt, machte mit ihm kurzen Proceß, als er sich, hierin wieder seiner deutschen Natur getreu, doch nicht dem ganzen Fanatismus einer französischen Terroristenwirthschaft hinzugeben vermochte.

Schneider, der sein neues Amt mit ein paar feurigen Anreden an die Bürger*) und Friedensrichter angetreten hatte, fand sich in seinen Erwartungen bald sehr enttäuscht. Die

*) „Bürger! erwartet keine lange Rede von mir, Worte retten nicht die Republik. Thaten, strenge Wachsamkeit, unermüdeter Eifer, unerschütterliche Festigkeit können allein den Frechen zähmen und die Feinde der Freiheit zu Staub zermalmen. Ich fühle das ganze Gewicht der Verantwortlichkeit, welche ich auf mich nehme, ich sehe die Gefahren und Hindernisse, welche ich zu besiegen habe. Aber fern sei Privatvortheil und feiger Egoismus, wenn es darauf ankommt, das Reich der Freiheit zu befestigen und eine Stütze zu sein jener großen Wiederherstellung der Rechte der Menschheit. Darum betrete ich muthig die neue Bahn, voll Zuversicht auf die Hülfe meiner Collegen und auf die Unterstützung aller rechtschaffenen Bürger. Ich will nichts als eine einzige untheilbare Republik, weg mit Menschenwillkür, das Gesetz allein muß herrschen, die Bosheit beuge ihr Haupt oder stürze hin unter dem Beil der Gerechtigkeit &c."

Revolution, wie sie ihm vorschwebte, wollte auch jetzt noch bei den Straßburgern keineswegs zum Durchbruch kommen. Im Gegentheil steigerte sich die Abneigung derselben jetzt so sehr gegen Schneider, daß in den Sectionsversammlungen*) folgender Beschluß zu Stande kam: in Erwägung, daß Schneider ein Deutscher von Köln ist und erst seit zwei Jahren in Frankreich wohnt, in Erwägung ferner, daß aus dem von ihm redigirten Journal hervorgeht, daß er entweder von den äußeren und inneren Feinden bestochen oder sein Herz von Gift und Galle erfüllt ist, die Conventscommissare zu ersuchen, ihn aus dem Gebiet der Republik zu verbannen. Schneider ließ dies Verdict indessen nicht ruhig über sich ergehen. In einer Ansprache an seine Mitbürger gab er einen ruhig und würdevoll gehaltenen Ueberblick über sein Leben und appellirte mit folgenden Worten an ihr unparteiisches Urtheil: „Bin ich schuldig, so muß ich als Rebell und Verräther sterben. Bin ich es nicht, so müssen meine Verleumder gezwungen werden, mir meine Ehre wiederzugeben und vor den versammelten Sectionen zu gestehen, daß sie mich boshaft verleumdet haben. Verlaßt euch darauf. Verschiebt, Mitbürger, euer Urtheil noch bis dahin. Man glaubt, mir Furcht machen zu können. Aber ich kenne dies Gefühl nicht. Ich bleibe in eurer Mitte. Ich will als euer Mitbürger sterben. Es wird eine Zeit kommen, ich zweifle nicht daran, wo es vor euren Augen

*) Straßburg war damals in 12 Sectionen getheilt. Die Bürger derselben hielten regelmäßige Versammlungen und hatten ein aus den Präsidenten und Secretairen gebildetes Centralcomité, welches dem Jakobinerclub entschieden feindlich gegenüberstand und überhaupt den durchaus antirevolutionairen Geist der Bürgerschaft in sich concentrirte und demselben einen bestimmten Ausdruck gab. Im November 1793 wurden die Sectionen auf Befehl von Saint-Just und Lebas geschlossen, die Präsidenten und Secretaire verhaftet.

hell werden wird, wo ihr eure wahren Freunde zu unterscheiden lernen werdet von euren Verführern."

Dies muthige Auftreten wirkte. Die Section, welche zuerst den obenerwähnten Beschluß gefaßt hatte, war genöthigt, denselben zurückzunehmen und Schneider für einen guten Bürger und redlichen Beamten zu erklären. Indessen war dieser Friede von nur kurzer Dauer. Vielmehr dauerte der erbittertste Krieg, den wir in seinen Einzelheiten hier nicht weiter verfolgen, zwischen den Sectionsversammlungen und Schneider bis gegen Ende des Jahres fort, wo die höher steigende Revolutionsfluth beide in ihren Strudel hinunterriß.

Zu den wichtigsten und unabweisbarsten Fragen von allen, die damals für die Republik von entscheidender Wichtigkeit waren, gehörte die Frage der Assignaten. Die keinen Widerstand achtende Natur des Schreckenssystems lag hier in einem von zweifelhaften Erfolgen begleiteten Widerstreit mit der Natur der Dinge. Im August 1792 war der Cours der Assignaten noch 60 Procent gewesen, mit dem unaufhaltsamen Fallen derselben (Mai 1793 17 Procent) stiegen die immer auf den Schrecken zurückgreifenden Maßregeln, ihn zu heben. Von einfachen Geldstrafen kam es im August zu einer Strafandrohung von 20 Jahren Eisen und später zu dem Conventsdecret, welches die Todesstrafe gegen den Kauf oder Verkauf von Assignaten aussprach. Aller Begriff von Gesetzen, welche das wirthschaftliche Dasein und Verkehrsleben der Gesellschaft beherrschen, war untergegangen in dem abstracten Revolutionsbewußtsein: alle Schranken durchbrechen und selbstschöpferisch jedem Gebiet neue Gesetze und Bahnen anweisen zu können. Von diesem Grundgedanken ausgehend, war es für den echten Revolutionair unvermeidlich, in allen naturgesetzlich sich entwickelnden Hindernissen stets nur das Werk intriguirender

Willkür zu erblicken, die man durch das Aufgebot größerer Willkür erdrücken müsse. Schneider hatte in diesem Geiste bald nach Antritt seiner Anklägerstelle und da das ordentliche Gericht ihm viel zu rücksichtsvoll und förmlich verfuhr, auf Errichtung eines Revolutionsgerichtes gedrungen.*) „Straßburg hat ein peinliches Tribunal", heißt es in einem darauf bezüglichen Aufsatz, „allein die Richter sind oft nachgiebig wie schwache Väter, anstatt daß sie strenge — nicht blutdürstig — wie das Gericht Gottes sein sollten. Keine Gnade! sie ist immer Gift; Gerechtigkeit! sie allein ist ächter Republikaner würdig. Denn Republikaner müssen nach denselben Gesetzen richten, wonach die Natur richtet, und diese kümmert sich nicht, ob Städte und Länder versinken oder nicht, sie geht unwandelbar ihren geraden Gang, schaut weder rechts noch links, gießt Lebenskraft auf den, der gerade mit ihr geht, verzehrendes Feuer auf den, der vom Wege abweicht. Die Natur lebt noch in ihrer vollen Kraft, wo sind die berühmten vier Monarchien? Das rheinische Departement wimmelt von entschlossenen oder feigen Feinden der Republik, einige suchen mit Mauerbrechern den neuen Tempel der Freiheit zu erschüttern, andere untergraben seine Fundamente langsam, aber fürchterlich.

*) In einer Nummer des „Argos" beschwert er sich darüber, daß zwei von ihm angeklagte Einwohner von Zabern nicht zum Tode verurtheilt worden seien. Sie hatten in einer Schenke ein Lied gesungen, worin es unter Anderm hieß:

Es leb' die Municipalität,
Die vorn' und hinten nichts versteht,
Es leb' des Dauphins Sohn,
Der bald besteigt den Thron.

In Paris wäre das allerdings ein vollgültiger Laufpaß für die Guillotine gewesen.

Beide treffe das Schwert der Gerechtigkeit. Ich bin nicht grausam, aber ich halte es für meine Pflicht, strenge Maßregeln zu empfehlen, weil unsere Lage sie nothwendig macht. Solange wir nicht mit Feuereifer Alles vernichten, was früh oder spät unsere Freiheit erschüttern kann, arbeiten wir nicht im wahren Geist der Revolution. Wir verlarven nur die Krankheit, curiren sie aber nicht."

Im August faßte das Departement einen Beschluß, kraft dessen künftighin alle, die wegen Assignatenwuchers*) angeklagt würden, revolutionsmäßig ohne Zuziehung von Geschworenen gerichtet werden sollten. Dieser Beschluß, so bestimmten die damals bei der Rheinarmee anwesenden Volksrepräsentanten, sollte unter feierlicher Mitführung der Guillotine bekannt gemacht werden, und mit der Ausführung dieser kritischen Mission wurde Schneider betraut. Dies gab Anlaß zu einem skandalösen Auftritt. Schneider, der das Mißliche des Auftrags, welcher ihn aufs neue dem Haß der Bevölkerung aussetzte, sehr wohl fühlte, dies aber nicht achtete, weil er sich wirklichen Nutzen von der Maßregel versprach, hatte angeordnet, daß die Guillotine bis zu dem Tage des nächsten Wochenmarkts, wo die Landleute mit ihrem Anblick Bekanntschaft machen sollten, auf dem Paradeplatz aufgestellt würde. Dies wurde den Straßburgern zu viel, sie konnten den Anblick des gehaßten Instruments nicht ertragen, ein allgemeiner Sturm brach in den Sectionsversammlungen los, daß so ein hergelaufener Ausländer sie, die alten Straßburger, beschimpfe, der Gemeinderath beschloß die Wegräumung der Guillotine, sie wurde aber unter-

*) Nach Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit", II, 422, trieb die Regierung den ganzen Sommer durch selbst eine gewaltige Agiotage, um den Cours der Assignaten zu drücken, sie dann in Massen aufzukaufen und sie bei eintretendem Steigen mit Vortheil wieder loszuschlagen.

wegs nächtlicherweile vor Schneider's Haus geschleppt, dort zertrümmert und die wüthenden Volkshaufen, welche dies Werk verrichteten, versuchten gleichzeitig in Schneider's Haus zu dringen, indem sie unter Flüchen seinen Kopf forderten. Der Gegenstand ihres Hasses war indessen, rechtzeitig gewarnt, dem Auftritt ausgewichen und hatte bei einem Freunde übernachtet. Die Folgen davon blieben übrigens umsoweniger für ihn aus, als er in einem Artikel des „Argos" unverblümt den damaligen Maire Monet anklagte, ihn vorgeschoben, dann aber im Stich gelassen zu haben. Monet aber, ebenso schleichend und berechnend, als Schneider ungestüm und unvorsichtig war, nach der Alleinherrschaft lüstern und durch Schneider's Einfluß hierin gehemmt, plante schon damals im Geheimen, wie er den gehaßten Nebenbuhler aus dem Wege schaffen könne.

Wie man auch Schneider beurtheilen mag, Mangel an Muth auf dem von ihm für recht gehaltenen Wege und eine selbstsüchtige Berücksichtigung seiner persönlichen Interessen wird man ihm nicht vorwerfen können. Im October richtete er unter der Ueberschrift: „Auch einmal deutsch gesprochen mit den Volksrepräsentanten", an die damals bei der Rheinarmee anwesenden Deputirten des Convents zwei Artikel in seinem „Argos", die, von einem Deutschen an Franzosen und noch dazu an Mitglieder des gefürchteten Convents gerichtet, eine fast unerhörte Sprache führten. Nicht ohne Grund nimmt man an, daß sie mit das Motiv seines Unterganges wurden, wenn sie auch, bei der sehr festen Stellung Schneider's, keine augenblicklichen Folgen nach sich zogen. Wir theilen daher einige Stellen dieser Ansprachen mit.

„Sollte es wahr sein", sagt Schneider, „daß Furcht und Schrecken nothwendigerweise auf der Tagesordnung stehen, weil man vergebens Vernunft und republikanisches Wesen

sucht? Wohlan denn, wenn es so ist, braucht die Mittel, aber als Männer, nicht wie Weiber oder Kinder. Tragt Sorge, daß die genaueste Ordnung in Ausgabe und Einnahme herrsche, und wenn ihr Getreiderequisitionen machen müßt, macht sie mit dem Gesetz in der Hand. Mögen die Köpfe derer fallen, welche sich widersetzen, und wären es eure besten Freunde, wäre es euer Gott selbst (!), herunter mit ihren Köpfen! Aber ich beschwöre euch, daß dies nur mit dem Gesetz in der Hand vor sich gehe, denn ich würde sonst der erste sein, der unerbittlich auch euren Kopf forderte. In dieser Beziehung hat man sich furchtbar vergangen. Ihr seid nicht hierher geschickt, um die Despoten unter uns zu spielen. Wenn das unser Wunsch war, konnten wir nur die Preußen und Oesterreicher in unsere Mauern rufen, sie würden uns unterdrückt und gerufen haben: „Weil wir eure Herrscher sind, seid ihr unsere Knechte." Ihr aber, ihr unterdrückt uns, und ruft: „Wir sind Republikaner, ihr seid unsere Mitbürger, unsere Brüder." O Tollheit! Man muß den Bürger achten, denn das Gesetz beschützt ihn. Solange es nicht bewiesen ist, daß er gefehlt hat, ist er unverletzlich, und auch dann noch muß man den Vorschriften des Gesetzes folgen. Wenn ihr dies nicht thut, so erkläre ich euch für Tyrannen und werde meinen Dolch schärfen. Kennt ihr nicht die Scenen von Blut und Verwüstung, die in Rom stattfanden, weil es den Generalen erlaubt war, einzukerkern und zum Tode zu verurtheilen nach ihrem Gutdünken? Möge Gott uns vor einem militairischen Despotismus schützen. Ihr aber, Volksvertreter, ich erkläre es euch offen, ihr begünstigt denselben, ihr schlaft, während das Vaterland sich in der furchtbarsten Gefahr befindet. Deshalb wiederhole ich: wachet, seid gerecht, zeigt euch als starke und charaktervolle Männer, oder ihr

macht euch eines Majestätsverbrechens gegen eine große und ehrenwerthe Nation schuldig."

Die „furchtbarste Gefahr", auf die Schneider anspielt, war diesmal keine der beliebten stehenden Phrasen, sondern bezog sich auf den militairischen Rückschlag, den die Rheinarmee soeben erlitten. Nach den glänzenden Erfolgen, welche Custine's anscheinend tollkühnen Einfall in die geistlichen Rheinlande im September 1792 begleitet hatten, war die Stimmung eine so sanguinische geworden, daß jede Enttäuschung derselben sofort die übertriebensten Befürchtungen erzeugte. Damals fielen Worms, Speier, Mainz, Frankfurt fast ohne Schwertstreich, die leiseste Erschütterung von außen genügte, um den grenzenlosen Zustand der Fäulniß in den kleinen deutschen Staaten, die gänzliche Erschlaffung aller sittlichen Triebfedern in einer Weise bloßzulegen, daß selbst die Franzosen ihren Augen nicht trauten. Ueberall nur planlose Flucht, schimpfliche Unterwerfung ohne Gegenwehr, Kurfürsten, Domherren, Pfaffen und Adel nach allen Himmelsrichtungen auseinanderstiebend, Staaten, die wie Pfalzbaiern das unerhörte Schauspiel großer an den Grenzen aufgestellter Tafeln mit der französischen Inschrift „Pfälzisch neutrales Gebiet" boten, überall ein buntes Durcheinander einer so heillosen Verwirrung, wie sie die Geschichte nicht zum zweiten Mal gesehen. Ein gewisser Rückschlag konnte auf so unglaubliche, durch die Zerrüttung des Deutschen Reichs erzeugte Erfolge nicht wohl ausbleiben, solange es überhaupt noch deutsche Heere irgendwelcher Art gab. Dennoch erzeugte namentlich der Fall von Mainz im Juli 1793 nach einer hartnäckigen Vertheidigung und nachdem Noth und Hunger daselbst den äußersten Grad erreicht hatten, eine große Bestürzung im Elsaß. Als aber Wurmser vollends im October die sogenannten Weißenburger Linien eroberte, den Unter-

elsaß mit seinen Truppen überschwemmte und als geborener Elsässer eine Proclamation an seine Landsleute erließ (November 1793), trat ein panischer Schrecken ein.

Gleichzeitig aber erschien jetzt auch jede extremste Maßregel gerechtfertigt. Die Beamten zu Straßburg wurden ab- und patriotische*) an ihre Stelle gesetzt. Aber auch diese wurden nach kaum 14 Tagen eingekerkert, nach Besançon transportirt und eine provisorische Commission von 12 Mitgliedern unter dem Maire Monet als Administrativbehörde eingesetzt. Selbst der Jakobinerclub versuchte diesmal, aber vergebens, sich bei St.-Just und Lebas zu Gunsten der Deputirten zu verwenden. Außer einem Sicherheitscomité wurde ein Revolutionstribunal geschaffen, Schneider war Mitglied von beiden. Ein Haufe zusammengetrommelten Gesindels aus den benachbarten Departements, 60—80 Mann stark, erschien auf Betrieb des Maire Monet in Straßburg, um als revolutionaire Apostel zu wirken. Sie führten den Namen Propagandisten und waren mit ihren rothen oder schwarzen Mützen, ihren langen Säbeln über dem weiten Ueberrock, auf dessen Rücken ein blaues oder rothes Stück Tuch ellenlang hinabhing, ihren unvermeidlichen Jakobinerbärten und ihrem zur Schau getragenen Deutschenhaß das Entsetzen und der Abscheu der deutschen Bevölkerung, welche sie bekehren sollten, ohne ihre Sprache zu kennen. Sie blieben ungefähr drei Wochen in Straßburg, verzehrten während dieser Zeit an 8000 Livres aus der Gemeindekasse, verherrlichten das am 20. Nov. gefeierte Fest der Vernunft durch ihre Gegenwart**) und konnten

---

*) „Patriot" hieß bis zu Robespierre's Tode jeder, der für die neue Verfassung, „Aristokrat" jeder, der gegen dieselbe war.

**) Für diesen Zweck mußte das Straßburger Münster herhalten. Alle Altäre und Bilder wurden weggeschafft, sowie später auch auf Be-

die Stadt mit der befriedigenden Ueberzeugung, sie der Revolutionshöhe wirklich sehr nahe gebracht zu haben, verlassen.

---

fehl von St.-Just alle Statuen desselben zerstört wurden, und an der Stelle des Hochaltars die Göttin der Freiheit, ein schlechtes, geklecktes Bild aufgerichtet. Umgeben war dasselbe von Abbildungen der verschiedenen Religionen, wobei die katholische Religion z. B. als Schwein mit einem Priesterkragen und Kreuz um den Hals figurirte. Nach verschiedenen himmelstürmenden Reden der Propagandisten befragte der Maire Monet das Volk, ob es zufrieden sei, wenn seine bisherigen Priester ihren Aemtern öffentlich entsagten? Die natürlich bejahend ausfallende Antwort war das Signal für eine demgemäße von verschiedenen Priestern abgegebene Erklärung. Schneider that dies mit folgenden Worten: „Volk, sieh' in drei Worten deine ganze Religion: Verehre Gott, sei gerecht, liebe dein Vaterland." Vor dem „Tempel der Vernunft" oder Unvernunft, wie die Straßburger sagten, vernichtete ein riesiges Feuer alsdann ganze Ladungen von Meßbüchern, Heiligenbildern, Priesterkleidern, religiösen Schriften und Kalendern, die noch nach dem alten System eingerichtet waren, und den Schluß des festlichen Tages bildete eine Illumination, wobei die Propagandisten zum nicht geringen Erstaunen des Volks um die erleuchtete Guillotine die Carmagnole tanzten. Sowohl die Erklärung Schneider's, in der noch von einem Gott die Rede ist, sowie seine Beschreibung des Festes im „Argos", wobei er die anstößigsten Scenen unterdrückte, zeigen, daß er von dem Fest nicht allzu sehr erbaut war. Straßburg bekam übrigens jetzt ein erträglich revolutionaires Aussehen. Sämmtliche Kirchen wurden in Magazine und Spitäler verwandelt, auch die Kleidung änderte sich; es kamen damals die weiblichen reich mit Gold und Silber verzierten sogenannten „Schneppenhauben" ab, da der Club sie als ein Symbol „sclavischer Sitten" denuncirt hatte; alle gewerblichen Schilder, welche die Bezeichnung „Meister" enthielten, mußten binnen 24 Stunden verschwinden, da es in Frankreich keine Meister mehr gebe, auch gab es hinfort keine „Hotels" mehr, welches ein anstößiger, an feudale Zustände erinnernder Ausdruck sei, sondern nur Wirthschaften (auberges). Mit knapper Noth entging das Straßburger Münster dem Vorschlag eines erhitzten Propagandisten, welcher die Thürme desselben demolirt wissen wollte. Für das Treiben der Propagandisten sind die damaligen Protokolle des Jakobinerclubs, in welchem sie bald das Uebergewicht erlangten, bezeichnend. Der Haß gegen das deutsche Element spricht sich in sehr markirten Zügen aus. Verschiedene Mitglieder machten

Der Revolutionshöhe nahe; daß es trotzdem immer nicht die wahre und wirkliche Höhe werden wollte wie in Lyon, Arras und Nantes, das lag in letzter Instanz an dem schwer zu bearbeitenden deutschen Boden, in dem trotz aller Mühe die Blutsaat nicht aufgehen wollte, es lag aber auch noch an einem Manne, der dem Uebermaß der Verwüstung sich jetzt mit seinem ganzen Einfluß und dem Muth einer ehrlichen Ueberzeugung entgegenstemmte.

Schneider's Lage war eine sehr schwierige geworden; er mochte es fühlen, als er der Revolutionscommission, deren Mitglied er war, ankündigte, daß sie das Opfer ihres Eifers für das Beste des von allen Seiten verrathenen Vaterlandes werden würden. Er wußte, daß er schon als „deutscher Hund", noch mehr als der einzige, der den derzeitigen Machthabern die Alleinherrschaft streitig machte, von ihnen gehaßt wurde, er konnte seine Stellung nicht aufgeben, ohne seinen Einfluß

---

den Vorschlag, alle der französischen Sprache unkundigen Elsässer zu deportiren und eine Colonie von Sansculotten daselbst zu gründen, andere wollten sie direct unter die Guillotine schicken. St.-Just und Lebas decretirten schließlich die Errichtung von Schulen behufs unentgeltlicher Erlernung der französischen Sprache. Die Kosten der Einrichtung mit 600,000 Livres wurden zwangsweise von den Wohlhabenden erhoben. Ein anderer Vorschlag ging dahin, die Juden zu zwingen, Christinnen zu heirathen, desgleichen die Mädchen aufzufordern, nur Patrioten ihre Hand zu reichen, desgleichen den im Gefängniß befindlichen Personen alle Garderobe zu nehmen und zur Armee abzuliefern, ein Kleidungsstück zu ihrer Bedeckung genüge, auch alle Verdächtigen einfach hinzurichten. Dieser letztere immer aufs neue vorgebrachte Vorschlag scheiterte hauptsächlich an der Undurchführbarkeit gegenüber der übergroßen Zahl von Gefangenen. Dieses Treiben dauerte, bis der Conventsdeputirte Lacoste die Jakobinergesellschaft am 1. Aug. 1794 zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen benachrichtigte, daß die „drei modernen Catilinas", Robespierre, St.-Just und Lebas, seit drei Tagen gestürzt und hingerichtet, „die Gesellschaft aber noch einmal gerettet" sei.

zu gefährden, er konnte in seiner Stellung nicht Alles gutheißen, was vorging, ohne gegen seine Ueberzeugung zu handeln. Solange er in Straßburg war, wagten die Propagandisten und ihr Anführer Monet noch nicht, ihr Wesen ganz ungescheut zu betreiben, selbst St.-Just und Lebas fühlten sich nicht sicher; denn er hatte sich mehrfach drohend über sie geäußert, und Drohungen eines Mannes, dessen Entschlossenheit bekannt war, waren immerhin nicht zu verachten. Endlich ist es nach dem Zeugniß glaubwürdiger und mit den Umständen wohlbekannter Personen eine Thatsache, daß ein abscheulicher Plan, 6000 Straßburger unter dem Vorwand einer kriegerischen Unternehmung zu Schiff zu bringen und dann dem sichern Verderben zwischen dem Feuer des Feindes und der eigenen Batterien preiszugeben, durch den energischen Widerstand Schneider's mißlang. Gegen die Ansicht Sybel's, daß Schneider bemüht gewesen sei, sich durch maßlose Strenge das Wohlwollen St.-Just's zu sichern, sprechen alle bekannten Thatsachen. Heitz führt zu seinen Gunsten noch folgende Stelle einer ungedruckten Denkschrift über den öffentlichen Geist in Straßburg seit dem 9. Thermidor des Jahres II aus der Feder eines der achtungswerthesten Männer seiner Zeit an: „Die Zeit ist gekommen, wo man seine Meinung über Schneider sagen kann. Jedermann ist jetzt überzeugt, daß sein Sturz nicht seinen Handlungen als öffentlicher Ankläger zuzuschreiben ist, zu denen er durch die Befehle der Volksrepräsentanten gezwungen war, sondern einzig dem Muth, mit welchem er offen bei der Einnahme der Weißenburger Linien gewisse Volksrepräsentanten denuncirte*), und der Energie, mit der er gegen

*) Vgl. oben den Artikel: „Auch einmal deutsch gesprochen mit den Volksrepräsentanten."

die Spitzbübereien der Faction protestirte, welche damals Straßburg tyrannisirte. Hätte er ihren Wünschen entsprechend gehandelt, hätte er alle Gegner, d. h. die reinsten Patrioten des Niederrheins, zum Tode verurtheilt, alle Bürger unserer Provinz in das Innere Frankreichs deportirt und ihre Güter den Propagandisten ausgeliefert, hätte er endlich dem Plan der Ersäufungen zugestimmt, den St.-Just, Lebas und General Dièche entworfen hatten, so würde man ihn nicht zu jener Zeit verhaftet, aber wahrscheinlich würde er das Loos von Carrier und Lebon getheilt haben. Trotz seiner zahlreichen Fehler — Folgen seiner außerordentlichen Eigenliebe, seines Selbstbewußtseins, seines rachesüchtigen Charakters und seines sanguinischen Temperaments — ist Schneider in politischer Beziehung unschuldig gestorben, und nur Verräther waren es, die ihn anklagten, mit den Feinden der Republik im Einverständniß gewesen zu sein." *)

*) Bemerkenswerth erscheint auch das in „Magister Laukhard's Begebenheiten, Erfahrungen und Bemerkungen während des Feldzugs gegen Frankreich, Leipzig 1797" mitgetheilte Urtheil der Klio, einer damals erscheinenden Monatsschrift für die französische Revolution, über Schneider. Der Verfasser ist ungenannt geblieben, hat aber offenbar dem Gange der Begebenheiten sehr nahe gestanden und dieselben ebenso wie Schneider's Charakter unparteiisch gewürdigt. Es heißt daselbst: „Schneider war ein schwärmerischer Freund der Revolution und träumte sich goldene Tage von ihr, aber er war kein Freund von Anarchie, man mag sagen, was man will: er wollte Ordnung und strenge Ordnung, so wenig er auch selbst daran gewöhnt sein mochte. Er wünschte das Gute aus voller Seele und ohne Eigennutz, aber seine Temperamentsfehler hinderten ihn an jener tiefen Sachkenntniß, Weisheit und Beharrlichkeit, womit ein Mann von festem Charakter und von gereinigter Vernunft seine wohlüberdachten Plane durchzusetzen sucht. Seinen Feinden fürchterlich, seinen Freunden gefährlich, sah er sich bald von den Meisten verlassen, die ihm einst mit Leidenschaft anhingen. Er hatte aber immer dennoch sehr gute Seiten und war ein Mann, der rathen und helfen

Aber wir sind mit diesen Betrachtungen der Entwickelung der Dinge vorausgeeilt. Gewarnt von seinen besorgten Freunden, verfügte sich Schneider nebst der Revolutionscommission einem Auftrage St.-Just's gemäß auf das Land, um dort an einigen besonders hartnäckigen Orten die Annahme der Assignaten und die Beobachtung des Maximum zu erzwingen. Es gelang ihm dies durch hohe Geldbußen und durch vereinzelte Anwendung der Todesstrafe. (Die Zahl der während der ganzen Zeit von Schneider's Anklägerschaft zum Tode verurtheilten Personen beträgt 31; unter Monet's alleinigem Regiment fielen hernach noch 62 Köpfe.) Eine auf den ersten Augenblick kaum recht begreifliche, aus dem blutigen Rahmen seiner Thätigkeit sich eigenthümlich abhebende Thatsache tritt hier in Schneider's vielbewegtes Leben kurz vor dessen Schluß: seine Heirath mit einer Bürgerstochter in Barr. Es ist eine harte Zumuthung, einen Vorgang ganz ohne romantische Ausschmückung lassen zu sollen, der der Phantasie so reichen Stoff

---

konnte, wenn Noth und Verwirrung Alles drängten. Mit etwas mehr Humanität und Mäßigung hätte ihn Jedermann lieben und schätzen müssen. Mangel an Delicatesse, übelgeäußerte Eitelkeit, thörichtes Selbstvertrauen und wunderlicher Stolz haben seine schönsten Eigenschaften verdunkelt. Man hat ein strenges Verdammungsurtheil über ihn ausgesprochen, aber vergessen, welch mächtige Partei wider ihn kämpfte und wie man ihm unsinnige Verbrechen aufbürdete, weil man ihn mehr anschwärzen als nach Recht und Gericht beurtheilen wollte. Seine Gegner waren fein und schlau, er hingegen zeigte sich immer gerade, kühn und ohne Schminke. Sein Stolz beleidigte manche Eitelkeit und seine Superiorität drückte schwer auf Alles, was ihn umgab. Auch ohne Verbrechen mußte er die Leidenschaften gegen sich empören, denn er schonte Niemanden und demüthigte mit Blick und Charakter Jeden, der kleiner war als er und doch oft größer und besser scheinen wollte. Man hat Schneidern Fehler und gar Laster schuld gegeben, zu denen er nicht einmal Anlage hatte, und ob er gleich immer strafbar bleiben wird, so ist doch sein Todesurtheil aus lauter Lügen zusammengesetzt."

bietet wie dieser. Ein mit der Guillotine umherziehender Schreckensmann als Brautwerber, eine Liebesbitte aus einem Munde, an dessen Aussprüchen die Entscheidung über Leben und Vermögen hing, Hochzeit und Blutgerüst in unmittelbarster Aufeinanderfolge, dies sind genügende Zuthaten zu einem Roman und französische Schriftsteller haben sich denselben nicht entgehen lassen. So erzählt Nodier (Souvenirs de la révolution), wie St.-Just in finsterm Brüten verloren auf dem Altan eines Hauses gestanden habe, wie seine Aufmerksamkeit dann durch einen sechsspännigen Wagen, in dessen Grunde er ein blasses junges Weib erblickt, geweckt worden sei. Plötzlich öffnet sich der Wagenschlag, das junge Weib wagt einen Sprung aus demselben und auf dem Pflaster in die Knie stürzend, ruft sie mit erhobener Stimme: „Gerechtigkeit, Bürger! Ich fordere Gerechtigkeit von St.-Just und dem Convent!“ Den Schluß von Nodier's pikanter Schauermär bildet dann folgende echt französische Wendung:

„Was würdest du gethan haben?“ sagte St.-Just endlich zu der Verlobten, „wenn du mich nicht bereit gefunden hättest, dir Gerechtigkeit gegen Schneider zu verschaffen?“ „Ich würde ihn diese Nacht im Bette getödtet haben,“ erwiederte sie. Es ist trotz Nodier's Versicherung sehr unwahrscheinlich, daß die junge Elsässerin, welche Schneider heimgeführt hatte, jemals einen solchen heroischen Entschluß gefaßt, geschweige denn, daß sie ihn ausgeführt haben würde. Im Gegentheil, wenn auch keine directen Zeugnisse von ihr vorliegen (nach der mehrerwähnten Biographie: „Schneider's Schicksale in Frankreich“, wäre übrigens das Schneider vortheilhafte Zeugniß von ihrer Hand durch seine Feinde unterdrückt worden), so beweist doch der Umstand, daß keine Bemühung jemals sie vermochte, ein Zeugniß gegen den abzulegen, mit dem das Schicksal sie auf

so eigenthümliche Weise zusammengeführt hatte, hinlänglich, daß die abenteuerliche Erzählung Nodier's einer jeden innern Wahrscheinlichkeit entbehrt.

Aber was veranlaßte Schneider überhaupt zu jenem Schritt? War die Liebe in dem siebenunddreißigjährigen Mann plötzlich so mächtig erwacht, daß sie den starren Republikaner inmitten der gefährlichsten politischen Kämpfe bemeisterte und in ihre goldenen Fesseln schlug? War es eine Anwandlung von Ermüdung unter dem Drucke der grenzenlosen Zeitwirren und eine sehnsüchtige Rückerinnerung an den langentbehrten Frieden, der ihn verführte, in einem Augenblick, wo sein Leben schon den revolutionairen Mächten verfallen war, mit den blutbefleckten Händen den häuslichen Herd zu gründen? Wir wissen es nicht und ohne die Möglichkeit derartiger Motive zu bestreiten, müssen wir doch bekennen, daß sie geschichtlich nicht nachweisbar sind. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat eine rein praktische und in Schneider's gefährlicher Lage sehr nahe liegende Erwägung für sich. Es war damals ein Decret des Convents erschienen, welches den Wunsch, die Priester möchten sich verheirathen, aussprach. Es mußte Schneider daran liegen, diesem Wunsch baldmöglichst zu entsprechen, um seine Stellung zu befestigen und jedem möglichen Verdacht wider sich vorzubeugen. Daher vermuthlich der plötzliche Entschluß, der mit gewohnter Hast so umgestüm ins Werk gesetzt wurde, daß Schneider noch denselben Abend, der in ihm den Gedanken reifte, durch zwei sehr lakonische Briefe, die ein Bote überbringen mußte, um die Hand eines jungen Mädchens anhielt.*) Ob die Eltern, ob das Mädchen gern

*) Nach der zum ersten Mal durch Heitz veröffentlichten Correspondenz von dem Präsidenten des revolutionairen Tribunals Taffin lauten

oder ungern ihre Einwilligung gaben, ist wohl nicht zu ermitteln. Jedenfalls wurde sie ertheilt und die Heirath von dem Maire von Barr vollzogen.

Am folgenden Tage (15. Dec. 1793) kehrte Schneider nach Straßburg zurück. Um 2 Uhr Morgens wurde er auf Befehl von St.-Just und Lebas verhaftet und in der Mittagsstunde genoß die Bevölkerung Straßburgs das unerhörte Schauspiel, den gefürchtetsten und verhaßtesten ihrer Feinde an der Guillotine angebunden ausgestellt zu sehen. Die Verhaftung Schneider's war den meisten unbekannt geblieben, sein Erscheinen an den Stufen der Guillotine erregte daher ein unendliches Erstaunen, aber auch einen stürmischen Jubel. Denn der deutschen Masse der Bevölkerung war Schneider, schon weil er ihr als Deutscher näher stand wie die französischen Terroristen, stets als der Inbegriff aller sie bedrückenden Unbill erschienen. Er vor Allen hatte den Sturz Dietrich's ver-

---

diese Briefe wie folgt: 1) An die Eltern. „Mitbürger und liebe Freunde! Gestattet, daß eure liebenswürdige Tochter die beifolgenden an sie gerichteten Zeilen lese und willigt in unsere Heirath. Ich werde, auf das Wort eines Republikaners, ein ebenso guter Gatte wie Schwiegersohn sein.“ 2) An die Tochter: „Vortreffliche Bürgerin, ich liebe dich, ich erbitte dich von deinen Eltern, gieb mir deine Hand, ich werde dich glücklich machen.“ Taffin und sein College Wolff waren die Ueberbringer dieser seltsamen Liebeswerbung. Die ganze Erzählung, wonach Schneider Nachts einen Gensdarm zu den Eltern geschickt und unter Androhung der Guillotine ihre Tochter begehrt habe, erweist sich damit als Fabel. Dennoch spielt dieselbe in Schneider's Proceß eine große Rolle. In der Anklageschrift wird das junge Mädchen mit folgenden pathetischen Worten citirt: „Parais, fille intéressante et malheureuse, qu'il fit demander à son père, d'un ton à ne point craindre de refus, pour partager son lit de débauche; vous toutes, qu'il a successivement souillées de ses impuretés; toi surtout, vertueuse épouse, dont le mari fut un instant victime de ses voeux rejetés avec horreur: et répondez.“

anlaßt, er vor Allen gegen die Denk- und Gefühlsweise des specifischen Straßburgers angekämpft und damit hoch wie niedrig beleidigt; unter seiner Leitung war zuerst das verabscheute Symbol der Revolution, „das Schwert des Gesetzes", umhergeführt, unter seiner Mitwirkung die blutige Arbeit desselben begonnen worden, was Wunder, daß das Volk nur hieran, nicht an die schlimmere Tyrannei, der auch Schneider zum Opfer fiel, dachte, als es endlich ihn selbst unter der Guillotine stehen sah, wehrlos, seines blauen Nationalüberrockes entkleidet, mit Stricken an den Pfahl gebunden. Als Grund der Schneider auferlegten Strafe wurde von St.-Just und Lebas angegeben, daß er in Straßburg mit einer übermäßigen Pracht, in einem sechsspännigen Wagen und von Gardisten mit bloßen Säbeln umgeben eingefahren sei. Dadurch habe er den Sitten der entstehenden Republik Schmach angethan und werde zur Verantwortung vor den Wohlfahrtsausschuß nach Paris gebracht werden. Natürlich war dies lediglich ein leerer Vorwand, um Schneider aus dem Wege zu schaffen. Die incriminirten sechs Pferde waren für einen Postwagen, der auf schlechten Wegen acht Personen befördern sollte, nach dem Postreglement unerläßlich und die übermäßige Pracht der Gardistenbegleitung reducirte sich bei näherem Zusehen auf einige Freunde, welche nach Landessitte dem neuvermählten Paare das Geleite gaben und bei dem Einmarsch in die Stadt, um die Wache zu salutiren, ihre Säbel gezogen hatten.

Mit Schneider wurden die meisten seiner intimeren Anhänger verhaftet, er selbst aber noch an dem Tage seiner Gefangennahme nach Paris abgeführt. Auch in dieser verzweifelten Lage verlor er indessen seinen Muth und seine Thatkraft nicht. Unermüdet arbeitete er im Gefängniß, das um

ihn gesponnene Netz zu zerreißen, seine Freunde zu ermuthigen und seine in Mitleidenschaft gezogenen Angehörigen zu trösten. Es ist ein schönes Zeugniß für die durch alle Revolutionsgreuel hindurch erhaltene Wärme seines Herzens, daß fast jeder seiner aus dem Gefängniß an verschiedene Freunde gerichteten Briefe mit Ausdrücken zärtlicher Bekümmerniß um das Loos seiner jungen Frau, mit der Bitte, sie und seine Schwester zu trösten, schließt. Letztere hatte, unmittelbar nach dem Schlage, der ihren Bruder betroffen, folgenden uns erhaltenen Brief an St.-Just und Lebas gerichtet:

„Straßburg, den 28. Frimaire II.

Bürgerrepräsentant! Die tiefbetrübte Schwester des unglücklichen Schneider steht vor dir. Du bist Repräsentant eines gerechten, edeln Volkes. Ist mein Bruder unschuldig, so vertheidige ihn, es ist deine Pflicht; ist er in Irrthümer gefallen, so unterstütze ihn, laß ihn nicht sinken, denn du mußt wissen, daß seine Absichten immer gut und redlich waren; ist er ein Verbrecher, o! so erlaube, daß ich weine, ich habe meine Pflicht gethan, thue du die deinige als Republikaner, ich kann nichts als weinen, du kannst handeln. Es lebe die Republik! Es lebe die Constitution!

Marianne Schneider."

Die Antwort auf diesen rührenden Erguß eines halb gebrochenen Herzens war, daß die Bittstellerin ins Gefängniß geworfen wurde. Im tiefsten Elend kehrte sie später, ihrer geringen Habe beraubt, nach Deutschland zurück.

Für Schneider's unbesiegten Muth spricht ferner, daß er sich im Gefängniß so behaglich, wie es die Umstände gestatteten, einzurichten bemüht war; auch die deutsche Pfeife und einige Flaschen Wein durften nicht fehlen. Er ging dann

an die Arbeit, seine Ankläger zu widerlegen. Von den hierher gehörigen Aufsätzen ist der wahrscheinlich interessanteste, weil er zu einer Zeit geschrieben ist, wo Schneider sich schwerlich noch Hoffnung auf Rettung machte und wo auch sein bis dahin unerschütterter Glaube an Robespierre geschwunden war, leider nicht erhalten. Er führte den Titel: „Aux hommes libres de tous les pays et de tous les siecles“ und wurde von Robespierre unterdrückt. Auch der vorher geschriebene Brief an Robespierre wurde durch Schneider's Feinde unterdrückt und ist daher fast unbekannt geblieben. Wir verdanken der Arbeit des Herrn Heitz die Kenntniß dieses interessanten Actenstückes, welches wir weiter unten mittheilen. Das Werk desselben Verfassers macht uns auch mit dem Inhalt eines von Schneider an den Jakobinerclub zu Paris gerichteten Schreibens bekannt. Auch dieses Schriftstück ist nur durch einen Zufall erhalten. Als Robespierre vernahm, daß dasselbe gedruckt werden solle, ließ er die Platten zerstören, der Setzer hatte indessen das Manuscript gerettet, welches sich jetzt im Besitz der Sammlung des Herrn Heitz befindet Es giebt in einer von Schneider's gewöhnlichem Pathos durch ungeschraubte Einfachheit vortheilhaft abstechenden Schreibweise eine Darstellung seiner Schicksale in Frankreich. Aus dem fast trockenen, jedes oratorische Beiwerk verschmähenden Ton dieser Adresse, die wir übrigens übergehen, da sie für uns nichts Neues enthält, spricht die gepreßte Stimmung eines Mannes, der im Bewußtsein seiner der Revolution geleisteten Dienste nur widerwillig eine Rechtfertigung seiner Thätigkeit unternimmt und der andererseits, um zu diesem Ziele zu gelangen, nur der einfachsten Darlegung des Sachverhaltes zu bedürfen glaubt. Anders in dem Brief an Robespierre. Robespierre hatte kurz vorher (Februar 1794) in einem dem

Convent erstatteten Bericht über die Principien der politischen Moral Schneider mit Caligula und Heliogabal verglichen und an seinem Beispiel die ewige Verschwörung der Fremden, Priester, des Adels und der Intriguanten aller Art erläutert, welche gerade damals, wo er den Sturz Danton's vorbereitete, neu in Scene gesetzt werden mußte. Diese Beschuldigungen hatten Schneider aufs tiefste empört und er schüttete seinen ganzen Grimm in der folgenden Zuschrift aus:

„Gefängniß der Abtey 18 Pluviose (6. Febr.) im zweiten Jahre der einen und untheilbaren Republik.

Man hat dich betrogen, Robespierre! Du bist ohne es zu wissen das Organ der schwärzesten, sinnlosesten Verleumdung gewesen. Dein Bericht wird in ganz Frankreich, in ganz Europa gelesen werden und ich werde, eine Zeit lang als Ungeheuer angeklagt, der Gegenstand der öffentlichen Verwünschung sein. Wohlan denn! ich fordere eine rasche, furchtbare Strafe, wenn ich der Abscheulichkeiten schuldig bin, deren man mich bezichtigt. Ich beschwöre dich im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Menschlichkeit: beschleunige mein Urtheil.

Wie, ich sollte das Gerücht ausgesprengt haben, der Convent wolle die Kinder und Greise erwürgen lassen? ich, der ich unablässig für die Ehre des Berges gestritten, der ich durch Schrift und Rede, ohne Aufhören die Feuillants und Föderalisten bekämpft habe? Als der erste in unserm Departement habe ich die Machinationen des „Sumpfes" enthüllt, als der erste in der Straßburger Volksgesellschaft die Anklage gegen Brissot und Consorten beantragt, als die festeste Stütze habe ich zur Zeit des 10. August und 31. Mai die Volksvertretung vertheidigt. Gegen mich waren die Dolche der

Royalisten gezückt, vor meinem Hause zertrümmerten die Föderalisten, indem sie meinen Kopf forderten, die Guillotine. Ich soll Frauen zu meinem Gebrauch requirirt haben! Mein Herz empört sich vor dieser Scheußlichkeit! Nein, nie hat die Verleumdung zu so teuflischen Erfindungen gegriffen. Du selbst vermochtest denselben keinen Glauben zu schenken. Mögen sie sich doch zeigen, diese Frauen, mögen sie doch kommen, die Zeugen meines Heliogabalismus, und mein Kopf sei dem Schwert des Gesetzes verfallen, wenn ich je die Unschuld verfolgt, das Volk unterdrückt, die Tugend entehrt habe.

Noch einmal, Robespierre, in deiner Eigenschaft als Volksrepräsentant und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses kannst du mein Urtheil beschleunigen, in deiner Eigenschaft als Ankläger im Angesicht der ganzen Welt bist du es verpflichtet zu thun.

Wisse, daß ich keiner jener Tagespatrioten bin, die immer der stärksten Partei anhangen und nur an sich selbst denken; wisse, daß, weit entfernt davon, mit den heiligsten Gesetzen Krieg zu führen, ich beständig religiöse Toleranz gepredigt und ausgeübt habe; wisse, daß die erste Ursache des Hasses, den mir gewisse, durch Gott weiß wen*) nach Straßburg geschickte Propagandisten geschworen haben, in dem erfolgreichen Widerstand zu suchen ist, den ich ihren wahnsinnigen und grausamen Plänen entgegensetzte; wisse, daß ich mein Vermögen, meine Nachtwachen, jeden Augenblick meines Lebens der öffentlichen Sache zum Opfer gebracht habe; wisse, daß ich die Unbestechlichkeit eines wahren Republikaners in der Ausübung meines Amtes habe walten lassen, daß ich weder zu kriechen noch zu unterdrücken verstehe; wisse, daß ich mehr als Einen Patrioten gerettet, mehr als ein freiheitsmörderisches Unternehmen ver-

*) Den Maire Monet.

eitelt habe; wisse, daß ich unser Departement verhindert habe, eine zweite Vendée zu werden, daß ich die Unruhen besänftigte welche bei dem Massenaufgebot des Volkes entstanden, daß ich den Werth der Assignaten rettete*), wisse endlich, daß ich als Sansculotte geboren bin, als Sansculotte gelebt habe und als solcher zu sterben wissen werde.

Aber auch du, du bist eines Tages verleumdet, du bist als ein blutdürstiger Tyrann von der Faction Brissot geschildert worden. Ohne Zweifel hat dein Herz dabei gelitten, ohne Zweifel weißt du denen Dank, die deinen Ruf wieder hergestellt haben. Nun denn, was du willst, das man dir thue, du wirst es auch für einen andern thun. Ich erwarte diese Gerechtigkeit von dir. Gerechtigkeit oder den Tod.

Euloge Schneider."

Schneider fühlte sich erleichtert, als er diesen ungestümen Brief geschrieben, als er der Entrüstung seines Herzens freien Lauf gelassen hatte. „Du wirst", schreibt er einem Freunde, „nicht ohne Interesse das Beifolgende lesen. Es ist die Sprache eines freien Mannes, der sich durch die niederträchtigste Verleumdung angefallen sieht. Ich habe das Original an Robespierre geschickt und bin gewiß, daß er mein Urtheil beschleunigen

*) Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schneider sich hierauf als auf ein wesentliches Verdienst berufen konnte. Die undankbare und an sich widersinnige Arbeit, durch Gewaltmaßregeln erzwingen zu wollen, was der Natur der Dinge widerstrebte, war damals ein Gebot der äußersten Nothwendigkeit. Es konnte sich allerdings nur um einen vorübergehenden Erfolg handeln, aber dieser war auch unumgänglich nothwendig, wenn nicht die ganze Rheinarmee gerade in dem drohendsten Moment auseinanderlaufen sollte. Es war natürlich, daß, da die Soldaten mit ihrer Assignatenlöhnung so gut wie gar nichts anfangen konnten, alle Disciplin aufhörte und die Auflösung bevorstand.

wird. Hundert Exemplare lasse ich heute Abend im Jakobinerclub vertheilen. Berichte mir doch über den Eindruck. Ich bin wüthend über diese Schurken, die die Volksrepräsentanten so unwürdig betrogen haben. Aber ihre Zeit wird auch kommen."

Ihre Zeit kam allerdings, aber zu spät für Schneider. Weder die Sinnlosigkeit der erhobenen Anklagen, deren offenbaren Lügen selbst die für Schneider keineswegs günstig gestimmte Municipalität Straßburgs ihre Unterschrift zu geben sich weigerte, noch die Anstrengungen Schneider's, sich zu retten, konnten sein Schicksal wenden. Schon die keineswegs unedle, aber hochmüthig-harte und persönliche Erlebnisse nie vergessende Natur St.-Just's gestattete ein Einlenken nicht, nachdem er einmal durch Schneider's Unfügsamkeit sich verletzt gefühlt hatte und gegen denselben eingenommen war. St.-Just aber war damals neben Robespierre allmächtig. Daß außerdem Schneider's Widersacher alle Mittel anwendeten — Lügen, falsche Zeugnisse, Bestechungen — um zum Ziele zu gelangen, ist selbstverständlich. Denn sie wußten sehr gut, worauf es jetzt ankam, sie waren überzeugt davon und sie hatten ein Recht dazu, daß Schneider, wenn er frei kam, sie ganz sicher ebenso dem Verderben überliefern würde, wie sie an dem seinen arbeiteten. Uebrigens wurden diese Anstrengungen durch die allgemeinen Verhältnisse im Innern der Republik gerade damals auf das Wesentlichste unterstützt. Es war die Periode, wo der Wohlfahrtsausschuß sein Haupt triumphirend über alle seine Gegner erhob, wo es ihm gelang, einen nach dem andern niederzuwerfen, wo die Häupter desselben, St.-Just und Robespierre, ihre Dictatur im Blute der Hebertisten und Dantonisten begründeten. Jene fielen am 24. März, diese am 4. April, mit ihnen wurde unter dem weiten Mantel der „Fremden-

conspiration" Alles in den Sturz verwickelt, was dem Wohlfahrtsausschuß nicht unbedingt ergeben war und was nicht einen letzten Schutz in der eigenen Bedeutungslosigkeit fand.

Es war am 10. April 1794, als die Sonne des revolutionairen Frankreich, die dem ehemaligen Franciscaner so verführerische Strahlen in die dumpfen Schatten des Klosters geworfen hatte, seinem letzten Gange leuchtete. Ob Schneider ihn, zerfallen mit sich selbst, verklagt vom eigenen Bewußtsein, that? Die letzten Worte, die man von ihm anführt und welche lauten: „Es ist unmöglich, den Feinden der Republik gefälliger zu sein, als indem man mich tödtet", sprechen nicht dafür.

Bei Schneider war die Revolution wie bei vielen seiner Mitlebenden zum Glaubensbekenntniß geworden. Aber das Verhältniß seines innersten Wesens zu diesem Glaubensbekenntniß war kein ausschließlich, auch nicht einmal vorwiegend theoretisches, sondern ein tieferes, mit seinem Naturell wie mit seinen Schicksalen organisch zusammenhängendes. Ihm war die Revolution nicht, wie manchem feingebildeten Schüler Rousseau's, lediglich ein Theil seines Systems, ein Theil seiner die Zukunft in idealen Umrissen erfassenden Weltanschauung, ihm war sie auch nicht, wie Forster es von seinem objectivnaturforschenden Standpunkte so bezeichnend ausdrückt, „der Punkt in einem dunklen Chaos, der sich brüten läßt und der künftig Gestaltung verspricht", ihm war sie mehr als dies: ein inneres Erlebniß, ein persönlicher Befreiungsact. Die Knechtschaftsformen, welche die gewaltig gährende Zeit zu zerbrechen bemüht war, hatte er am eigenen Leibe und Geiste erprobt. Mit dem die Summe einer langen Leidensgeschichte ziehenden Haß, welcher jedem Stadium der Revolution ihren vernichtenden Stempel aufdrückt, verband ihn die Blutsverwandtschaft eines in langen verlorenen Jahren eingesogenen,

in einsamen Nächten ausgebrüteten Grolls gegen die schlimmste Form des Despotismus: die, welche im Namen der Religion ausgeübt wird. Eben hierin liegt für uns Schneider's wirkliche revolutionaire Bedeutung, das Interessante seiner Erscheinung. Weder kalt berechnend und advocatisch ausnutzend wie Robes-pierre und Andere, noch innerlichst zurückgestoßen und angeekelt wie die Männer der demokratischen Salons, steht er, der Sohn des Volkes, den Ausschreitungen und Verirrungen der Revolution gegenüber, sondern er nimmt sie in sich auf, wie er ihren Haß und fanatischen Glauben theilt. Daher ist in Schneider's revolutionairer Laufbahn nirgends etwas Sprunghaftes, nirgends Unsicherheit und Schwanken, nirgends etwas künstlich Gemachtes. Und wie sein Leben, so charakterisirt dies Verhältniß auch seinen Tod. Denn er stirbt erst, als die Revolution, an der Grenze ihres zerstörenden Schaffens angelangt, ihrem ursprünglichsten Wesen entfremdet, danach strebte, die Alleinherrschaft eines Dictators aufzurichten.

IV.

Zur Geschichte des Elsaß.

La Contre-Révolution en Alsace de 1789 à 1793 par F. C. Heitz. 1865.

Die Wiedergewinnung unseres alten Reichslandes, sein fester Anschluß an das neu gefestigte Reich läßt die Periode der französischen Oberherrschaft in jenem deutschen Grenzlande nur noch als eine Episode erscheinen und zweigt denjenigen Theil der französischen Revolution von 1789, der sich dort abspielte, gewissermaßen als ein eigenes Stück deutscher Geschichte ab, dem eine eingehendere Aufmerksamkeit, als ihm bisher zu Theil geworden, gebühren dürfte. Wenn wir dabei unvermeidlich auf französische Quellen zurückgeführt werden und durch diese, wie sich dies namentlich in der Verfälschung des Lebensbildes von Eulogius Schneider auffällig erwiesen, der Gegenstand häufig in eine völlig entstellende Beleuchtung gerückt wird, so haben wir um so mehr Anlaß, die authentischen Beiträge zu jener Zeit aus ihrer Verborgenheit hervorzuziehen, zu studiren und nach ihrem Werth zu schätzen. Solche authentischen Beiträge verdanken wir namentlich einem zu früh verstorbenen, verdienstvollen Straßburger Gelehrten, Herrn F. C. Heitz. Die in der Ueberschrift erwähnte letzte Schrift desselben erhebt zwar ebensowenig wie die vorhergegangenen („Les sociétés politi-

ques en Strasbourg“ und „La vie et les écrits d’Euloge Schneider“) den Anspruch, in einem geschlossenen Rahmen den ganzen Verlauf der Begebenheiten darzustellen, wie er sich gerade in jenem Grenzlande durch die gemischte Bevölkerung und die vielen Beziehungen zu Deutschland eigenartig und eigenthümlich gestaltete. Alle drei beschränken sich vielmehr darauf, einem zukünftigen Geschichtschreiber, der sich die dankbare Aufgabe stellt, diese empfindliche Lücke auszufüllen, eine Fülle reichhaltigen Materials an die Hand zu geben. In dieser Beziehung aber sind sie auch von hohem und unbestreitbarem Werth. Der größte Theil der hier mitgetheilten Documente war gänzlich, ein anderer Theil so gut wie unbekannt. Die authentischen Protokolle der „Gesellschaft der Constitutionsfreunde“ sind durch den Verfasser zum ersten Mal veröffentlicht worden, die Beiträge zum Leben und zur Wirksamkeit des in der Straßburger revolutionairen Aera so hervorragenden E. Schneider enthalten eine systematische, chronologisch geordnete Uebersicht der schriftstellerischen und namentlich journalistischen Thätigkeit des Genannten, das letzte Werk des Verfassers endlich theilt eine Menge von Actenstücken mit, die ihres contrerevolutionairen Inhalts wegen meistens in geheimen Druckereien erscheinen mußten, zum Theil auch von außen eingeschleppt wurden und, von den revolutionairen Gesellschaften den Behörden denuncirt, bald nach ihrem Erscheinen den Gegenstand einer erbitterten Verfolgung bildeten, sodaß sie der gegenwärtigen Zeit nur in wenigen Exemplaren noch aufbehalten sind. Die Mühe des Verfassers, eine möglichst vollständige Sammlung derselben zu veranstalten, was ohnehin nur durch ein Zusammenwirken sehr günstiger Umstände ausführbar gewesen sein kann, hat daher den Dank aller Geschichtsfreunde verdient. Zu bedauern freilich bleibt, daß der Ver-

fasser den wesentlich deutschen Gegenstand nicht in deutscher Sprache behandelt hat, was vermuthlich geschehen wäre, wenn er sein Buch fünf oder sechs Jahre später geschrieben hätte. Man braucht nur einige der in der ursprünglichen Fassung mitgetheilten deutschen Titel dieser contrerevolutionairen Pamphlete zu lesen, um von vornherein die Ueberzeugung zu haben, daß der dann folgende französische Inhaltsauszug uns den Geist und Sinn dieser Schriftstücke nur höchst verstümmelt überliefern kann. „Laßt euch doch nicht mehr hänseln, oder: Anmerkungen über den Brief des Hans Wohlgemeint, von einem Landmann, der sich auch nicht gern hänseln läßt. Mit Erlaubniß und auf Unkosten der wahren patriotischen Freunde, im zweiten Jahr der Freiheit, wo ein jeder macht, was er will" (Straßburg, Januar 1791), „Bei Gott, es ist Zeit, daß sich die Elsässer auf die Hinter-Füß stellen" (in der französischen Uebertragung: Il est temps que les Alsaciens fassent de la résistance, — mot à mot: se dressent sur leurs pieds de derrière), „Neu verbesserter Straßburger National-Katechismus, in Fragen und Antworten, zum Gebrauch der großen Kinder im Elsaß, mit Fleiß zusammengetragen und mit bischöflicher Erlaubniß herausgegeben von Vexatorius, der National-Gelahrtheit Doctor. Gedruckt und umsonst zu haben bei Anton Brendel.*) — dies sind einige der Titel, die wir aus der vorliegenden Sammlung herausgreifen. Ihr kerndeutsches Gepräge macht sofort fühlbar, wie mißlich das Unternehmen einer Uebertragung derartiger Stücke in die französische Sprache bleibt. Bei den contrerevolutionairen Ge-

*) Franz Anton Brendel, nach der Entsetzung des Prinzen von Rohan von seiner erzbischöflichen Würde erster auf die neue Kirchenverfassung vereidigter und gewählter Bischof der Diöcese Straßburg.

dichten scheint der Verfasser selbst die Schwierigkeit so überwiegend und das französische Surrogat für einen so mangelhaften Ersatz gehalten zu haben, daß er meistens den deutschen Originaltext neben der Uebersetzung giebt. So z. B. bei dem an sich werthlosen, aber charakteristischen Gedichte: „Ein Jacobiner an seine Mitgesellen. Geschichte der gegenwärtigen Zeit vom 9. und 10. März dieses Jahres (1791). Nach dem Menuet Exaudet zu singen“, dessen Schluß lautet:

Morden, rauben nach Verlangen
Ist schon oft uns angegangen!
Es verhalt
Kein Gewalt
Unsern Willen:
König, Bürger, Pfaffen
Müssen wie die Sklaven
Ihn erfüllen.
Doch etwan
Naht heran
Lohn der Thaten:
Daß wir als Verräther,
Mörder, Missethäter,
In des Schinders-Hand gerathen
Und die Rab'n
Sich zu lab'n
Uns umgeben
Hüpfen, tanzen, springen.
Und ça ira singen; —
Edles Leben!!!

Die französische Revolution verletzte im Elsaß eine große Anzahl wohlerworbener, wenn auch längst innerlich hinfällig gewordener Rechte. Der Westfälische Friede hatte unter anderm die Bestimmung enthalten, daß der Stadt Straßburg, zehn anderen Reichsstädten im Elsaß und der gesammten dortigen Reichsritterschaft ihr Zusammenhang mit dem Reich er-

halten werden sollte. Ludwig XIV. kümmerte sich allerdings wenig um diesen papierenen Vorbehalt, schon 1673 unterwarf er die Reichsstädte des Elsaß, zwang sie zur Huldigung und in dem Nimwegener Friedensvertrag wurde der Westfälische Friede zwar im Allgemeinen bestätigt, von den unterdrückten Rechten jener Städte und der Reichsritterschaft war aber keine Rede. Ebenso wenig geschah dies im Ryswyker Frieden (1697), der Frankreich außerdem noch Straßburg und die seit dem Nimwegener Frieden unter dem Namen der Reunionen am Deutschen Reich begangenen Beraubungen, soweit sie den Elsaß betrafen, zusprach. Gleichwohl bildete der Westfälische Friede noch das letzte schwache Band der ehemals deutschen Grenzprovinz mit dem Mutterlande, er hatte dem Elsaß eine gewisse Sonderstellung erhalten und stellte die wesentlichsten dort bestehenden Einrichtungen, gerade diejenigen, mit denen die Revolution in radicaler Weise aufzuräumen begonnen hatte, unter den trügerischen Schutz eines internationalen Rechts, aus dem schon lange jeder lebendige Inhalt entwichen war. Der Westfälische Friede bildet denn auch das unabläßige Feldgeschrei der contrerevolutionairen Partei im Elsaß. „Seid überzeugt, lieben Brüder", heißt es in dem zweiten Briefe des Maire von ... an den Maire von ... (Februar 1791), „daß, wenn wir uns von diesen Näubern befreien wollen, unser Feldgeschrei sein muß: der Westfälische Friede. Der Westfälische Friede hinsichtlich unserer Abgaben, der Westfälische Friede hinsichtlich der Aufrechterhaltung der geistlichen Güter, der Westfälische Friede hinsichtlich der vollen Freiheit des Cultus, der Westfälische Friede hinsichtlich unserer Handelsfreiheit, der Westfälische Friede mit Einem Wort hinsichtlich Alles, was unseren Leibern und Seelen heilsam sein und was dazu dienen kann, uns von der französischen Scla-

verei zu befreien und uns zu den glücklichsten Bewohnern der Erde zu machen.“

Der arme Westfälische Friede — er selbst ein Zersetzungsproduct des unaufhaltsam der Auflösung entgegeneilenden Römischen Reiches deutscher Nation, jetzt sollte er als Deckung dienen wider die Sturmfluthen der Revolution, und die ihn anriefen in der Noth, jetzt, wo die feudalen Privilegien und die geistlichen Gerechtsame in Trümmer zu fallen drohten, waren gerade dieselben hohen Geschlechter des Adels und der Geistlichkeit, die während der ganzen vergangenen Geschichte des Elsaß ihre Sondergelüste und Privatinteressen unter französischem Schutz zu bergen gesucht und die Abtrennung der Grenzprovinz vom Deutschen Reich langsam, aber unaufhaltsam vorbereitet hatten. Gleich das erste Stück der Documentensammlung des Herrn Heitz ist eine schon im October 1789 erlassene Protestation der unmittelbaren Reichsritterschaft vom Nieder-Elsaß wider die Beschlüsse der berühmten Nachtsitzung des 4. August, in der Frankreich das Feudalsystem zu den Todten warf. Die Reichsritterschaft beruft sich auf die Verträge des Westfälischen Friedens, und auf die von Nimwegen und Ryswyk, welche ihr die Erhaltung der Hoheitsrechte auf ihren Besitzungen gewährleistet hätten. Weiterhin kommt ein „Promemoria der Klerisei des untern Elsaß“, das sich gegen die ersten kirchlichen Decrete der Nationalversammlung, auf Artikel XI des Vertrags von Münster beruft, durch welches die französische Krone die Verpflichtung eingegangen war, die katholische Religion im Elsaß in demselben Stande wie zur Zeit der österreichischen Oberherrschaft zu erhalten. Ihnen schließen sich an: Protestationen des Fürstbischofs von Speier, ebenfalls auf Grund der Verträge von Münster und Ryswyk, gegen die Ernennung und Einsetzung der neuconstituirten Behörden auf dem

elsässischen Gebietsantheil seines Bisthums, der damals den bedeutenden Umfang von 24 Quadratmeilen mit 44 Städten und Dörfern (allerdings mit nur 28,000 Einwohnern) umfaßte; des Domkapitels der Kathedralkirche zu Straßburg, das ebenfalls im Besitz von 20 Städtchen, Flecken und Dörfern war; des Cardinals von Rohan, Fürstbischofs von Straßburg, der im Elsaß einen Diöcesalbesitz von 14 Quadratmeilen mit 25,000 Einwohnern hatte; des Maire und der Municipalbehörden der Gemeinde von Bouxwiller*) gegen den Verkauf der geistlichen Güter und die Unterdrückung geistlicher Stiftungen. Alle diese Proteste und Rechtsverwahrungen, formell begründet, von reichbegüterten Fürsten, Prälaten und Körperschaften ausgehend, im Sturm der Revolution waren sie Spreu und verwehten wie diese. Der Revolution gegenüber, die das Recht des Bestehenden nicht allein leugnete, sondern das Bestehende selbst vernichtete, mußten alle aus diesem abgeleiteten Rechtsverwahrungen wirkungslos abprallen. Nur die Contrerevolution, das Aufgebot der Leidenschaften der Massen für das Bestehende, konnte in diesem Ringen der gewaltigsten Gegensätze als legitimer und nicht im voraus besiegter Kämpfer auftreten. So war es in der Vendée, wo der fanatisirte Royalismus dem Fanatismus der Revolution als ebenbürtiger Gegner erstand; so gestalteten sich die Verhältnisse, wenn auch in viel schwächerem Grade — entsprechend der geringeren Leidenschaftlichkeit der überwiegend deutschen Bevölkerung — auch im Elsaß, aber

---

*) Bouxwiller verdient eine besondere Erwähnung als Residenz des letzten Landgrafen von Hessen-Darmstadt, Ludwig's X., der damals noch über die im Elsaß belegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg, 56 Quadratmeilen mit 76,000 Einwohnern, herrschte. Nach den Bestimmungen des Vertrags von Luneville 1801 erhielt der Landgraf für diesen Besitz eine Entschädigungssumme von 6,232,925 Fl.

erst dann, als die revolutionaire Bewegung, über die Privilegien der bevorrechteten Stände hinwegschreitend, die katholische Religion selbst und damit das Eigenthum der Massen antastete. Vorläufig, d. h. im Jahre 1790, beunruhigte die elsässische Bevölkerung ein ganz anderer Gegenstand, als die ziemlich spurlos verhallenden Klagen ihrer weltlichen und geistlichen Oberhirten, nämlich die Zulassung der Juden zu den Bürgerrechten. Von Straßburg und Kolmar aus ergingen an die Nationalversammlung die lebhaftesten Schilderungen des Elends, das im Gefolge dieser Maßregel über den Elsaß hereinbrechen müsse. Wir theilen einige charakteristische Stellen aus der Eingabe der Stadt Kolmar in Folgendem mit. Nach einer Schilderung der betrüglichen Praktiken der Juden in Handel und Wandel und ihres verderblichen Einflusses auf den „loyalen und freimüthigen Charakter" des Elsässers heißt es: „Da die Juden nur vom Wucher in seinen verschiedenen Formen leben wollen und sie auf diese Weise in einer Stunde mehr verdienen, als die andauernde ehrliche Arbeit von Jahren ihnen einbringen könnte, so ist alle Voraussicht der Gesetzgebung ohnmächtig gegen ihr Talent, dieselbe zu umgehen. Niemals haben sie so viel und auf so gefährliche Art Geld ausgeliehen, als seit es ihnen verboten ist. Nur die Form hat sich verändert in diejenige von Kauf, Verkauf, Cession 2c. Könnten die Juden nun die Rechte activer Bürger erwerben, so würden sie zum Richter über ihre eigenen Betrügereien werden. Mehr noch! Die Juden sind Gläubiger des Volks bis zum Betrage von etwa 12 Millionen Livres. Wenn daher die Juden Land erwerben dürfen, so werden sie bald in den Besitz desjenigen kommen, welches jetzt noch dem Volk gehört, dieses wird ihnen dienen und schließlich auswandern müssen, um ihnen Platz zu machen; dieser Gedanke ist trostlos und muß zur Verzweiflung führen."

Die Aufregung über die im Elsaß höchst unpopuläre Judenfrage*) wurde indessen bald überholt durch die steigende Mißstimmung, welche sich infolge der wiederholten Schläge gegen die bisherige katholische Kirchenverfassung der Massen des Volks bemächtigte. Mit dem im November 1790 gefaßten Beschluß der Nationalversammlung, der sämmtlichen Geistlichen den Eid auf die neue Constitution civile du clergé abverlangte, mit den tiefgreifenden Aenderungen, welche diese an den feststehenden Ordnungen der Hierarchie vornahm, trat die gesammte Macht des Klerus in den Kampf ein, der jetzt nicht mehr um die Privilegien einiger hochgestellten Personen, sondern um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche geführt wurde. Von Lichtenau schleuderte Fürst Joseph von Hohenlohe im Namen des Domkapitels von Straßburg, von Ettenheim der Cardinal von Rohan, Fürstbischof von Straßburg, seine Erlasse an die Geistlichkeit und Gläubigen. Eine dumpfe Gährung bemächtigte sich des Landvolks, dem von allen Kanzeln der bevorstehende Untergang der „Advocatenversammlung in Paris“ und die Rache der Fürsten des Heiligen Römischen Reiches angekündigt wurde; selbst in Straßburg, das bisjetzt unter den Auspicien seines Maire Dietrich einem gemäßigten Liberalismus gehuldigt hatte, wuchs die Gefahr eines contrerevolutionairen Ausbruchs infolge von katholischen Massenversammlungen zu solcher Höhe, daß nur der angestrengteste Dienst der Nationalgarde und das Aufgebot außerordentlicher

*) Charakteristisch für die Rechts- und socialen Verhältnisse der Juden im Elsaß ist der von Heitz angeführte Umstand, daß bis 1790 nur eine einzige jüdische Familie, Namens Hirsch-Bär, das Recht hatte, in Straßburg zu wohnen. Dieses Recht war ihr durch einen Specialbefehl des Königs 1771 gegen eine jährliche Abgabe von 20,000 Livres verliehen worden.

militärischer Mittel die Ruhe aufrecht erhalten konnte (Januar 1791). Die von jetzt ab erscheinenden Pamphlete der klerikalen Partei spiegeln durch ihre gesteigerte Heftigkeit den Ingrimm der Meinung wider. Namentlich ist es neben dem Maire Dietrich der schon erwähnte Bischof Brendel, der als Zielscheibe der Angriffe zu dienen hatte. Wie man es auch in neuerer Zeit wieder manchmal erlebt hat, werden die religiösen Formen selbst ohne Scheu zur Verspottung der Gegenpartei benutzt. Besonders ist dies in dem „Straßburger National-Katechismus, gedruckt und umsonst zu haben bei Anton Brendel“, geschehen, aus dem wir zur Kennzeichnung des damals herrschenden Geistes einige Proben mittheilen.

„Wer bist du? — Ich bin ein freier Franzose und durch die Gnade der göttlichen Constitution ein Kind der Departements des Rhein.“

„Warum sagst du, ein Kind der Departements des Rhein? Ich glaubte, du seiest ein Elsässer. — Weil wir Elsässer durch die Hohenpriester der Nationalversammlung so getauft worden sind. Sie haben ihre guten Gründe, uns nicht mehr als Elsässer anzuerkennen.“

„Was sind denn das für Gründe? — Ganz einfach, als Elsässer hatten wir Privilegien, die uns glücklicher als die anderen machten. Diese hat man uns mit unserm Namen genommen, damit kraft der neuen Principien eine vollkommene Gleichheit zwischen ihnen und uns existire und wir nun ebenso unglücklich wie sie seien.“

„Wie viel kostet uns diese Taufe? — Nicht gerechnet den Verlust unserer Privilegien ungefähr 8 Millionen jährlich.“

„Welches sind die Erkennungszeichen eines Franzosen? — Ein anmaßendes, wuthschnaubendes Gesicht, eine National-

cocarde, Uniform und Waffen, oder auch ein trauriger, niedergeschlagener Blick und zerlumpte Beinkleider."

„Giebt es denn zwei Arten von Franzosen? — Ja, die activen und die passiven Bürger, d. h. solche, die morden, rauben und plündern, und solche, die sich das Alles gefallen lassen."

„Woran glaubst du? — Ich glaube an Ludwig XVI., König von Frankreich und Navarra, der früher mächtig war und Frankreich allein regierte, und an seinen Sohn, den Dauphin, als wahren Thronerben, empfangen und geboren von Marie Antoinette, Tochter der großen Maria Theresia. Ich glaube, daß unser unglücklicher König viel ausgestanden hat seit drei Jahren unter Lafayette und seinen Tyrannen, seinen Deputirten, diesen Dieben von der Linken, daß er gefangen genommen worden ist, beschimpft, politisch todt und beerdigt, daß er am 20. Juni aus seinem Gefängniß entwichen und nach Varennes entkommen, nach drei Tagen aber wieder eingefangen ist, zurückgeschleppt durch seine Henker in das Gefängniß zu Paris, wo er gegenwärtig unter Seufzern verweilt, von wo er befreit werden und kommen wird, zu richten die Gerechten und Ungerechten. Ich glaube an die alte Form der Regierung, an die katholische Kirche, an die Gemeinschaft aller ehrlichen Leute, an die Vergebung vieler Verbrechen, die Auferstehung der Ordnung und eines dauernden Glückes. Amen."

„Giebt es nicht auch ein Gebet: Unser König? — Gewiß. Unser König, der du bist im Gefängniß, verehrt sei dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe in Paris sowie in den Provinzen, gieb uns unser Brot und unser Wohlergehen, das uns die Deputirten gestohlen haben, vergieb uns unsere Feigheit, deren wir uns schuldig gemacht haben, wie

wir allen Schurken vergeben würden, wenn wir es könnten, laß uns nicht in die Versuchung fallen, frei werden zu wollen, aber erlöse uns von der Nationalversammlung, d. h. von allem Uebel. Amen."

Wenn an einigen Stellen dieser Auslassungen eine gewisse Antipathie gegen französisches Wesen durchbricht, so würde man doch unrecht thun, daraus zu schließen, daß in der contrerevolutionairen Bewegung des Elsaß ein bewußtes Streben nach Wiedervereinigung mit Deutschland irgendwo und irgendwie eine Rolle gespielt habe. Die patriotischen Aufwallungen überschreiten vielmehr nie und nirgends die Grenze des beschränktesten, um nicht zu sagen bornirtesten Localpatriotismus. In Deutschland ist auch in den schlimmsten Zeiten der Gedanke mit Vorliebe gehegt worden, daß der Elsaß sich noch einmal dem Mutterlande, dem er entwendet worden, wieder zuwenden könne, wenn es nur erst gelungen wäre, Deutschland sich selbst wiederzugeben. Aber, man muß gestehen, dieser Gedanke — abgesehen von der geschichtlichen Unrichtigkeit, die Abtrennung unserer westlichen Grenzprovinz als einen Deutschland angethanenen Gewaltact und nicht vielmehr als das nothwendige Product unserer eigenen innern Entwickelung anzusehen*) — findet am wenigsten im Elsaß selbst einen

*) Als Heinrich II. von Frankreich Metz besetzte und seiner Freiheit beraubte, klagte ein lateinisch schreibender Zeitgenosse: die Franzosen hätten die Stadt verrätherisch und auf schändlich treulose Weise besetzt (proditorie et cum omni perfidia). Allein schon der gleichzeitige Marschall von Vieilleville erwidert in seinen Denkwürdigkeiten darauf mit Recht: „Toute la perfidie, s'il y en avait aucune, provenait des princes allemands, qui poussèrent sa Majesté à sa investiture." Geschichtsphilosophisch betrachtet waren Richelieu und Ludwig XIV. nur Testamentsexecutoren des Deutschen Reichs, und der Raub des Elsaß war eben nur Deutschland gegenüber möglich.

Anhalt. Selbst zur Zeit der Revolution, wo dem Elsaß seiner Auffassung nach schweres Unrecht und Vergewaltigung von Frankreich angethan, wo späterhin unter der Schreckensherrschaft die Bedrückung deutschen Wesens in der That systematisch betrieben wurde, erhält der dadurch hervorgerufene Kampf in dem geplagten Lande gleichwohl nirgends eine Beimischung nationalen Gepräges. Sehnsüchtig blickt es nach den deutschen Grenzen hinüber, von wo ihm die Befreiungsheere verheißen werden, aber nur Wiederherstellung der alten Privilegien, der bisherigen Sonderstellung zum französischen Reiche, der Stammesherrlichkeit des alten Elsaß ist der leitende Gedanke. Nirgends gehen die Wünsche und Ansprüche über diesen engbegrenzten Horizont. Aehnlich etwa wie noch vor wenigen Jahren in den Elbherzogthümern ist das Gefühl der Stammeseigenthümlichkeit ein so vor- und überwiegendes, daß das, was darüber hinausliegt, zum untergeordneten Interesse herabsinkt oder vielmehr das politische Fühlen des Volks gar nicht berührt. Gleichwohl und obgleich jeder nationale Zug der contrerevolutionairen Bewegung des Elsaß abgeht, verleugnet dieselbe ihren deutschen Charakter nicht. Nicht in der directen Bezugnahme auf Deutschland, wohl aber in dem ganz deutschen Gepräge der langsam gährenden und nirgends zu heftigen Explosionen führenden Agitation ist derselbe zu erkennen. Es ist der passive Widerstand in seiner vollen deutschen Eigenthümlichkeit, der dort zu Tage tritt. Wie die Revolution, so bemüht sich auch die Contrerevolution im Grunde ganz vergebens darum, den schwer beweglichen Elsässer zu einem beschleunigten Tempo fortzureißen. Die contrerevolutionairen Pamphlete sind voll von bitteren Klagen über diesen Umstand. „Was thut ihr?“ heißt es in einer solchen Apostrophe an die Elsässer vom Februar 1791: „Willenlose Werkzeuge, empfangt

ihr mit sclavischer Unterwürfigkeit die Gesetze, die euch der scheußlichste Despotismus auferlegt. Ruin und Zerstörung umgiebt euch, die ehrwürdigen Stiftungen der Frömmigkeit unserer Vorväter sind zerstört, die Corporationen, die unsern Ruhm und unsere Kraft ausmachten, sind vernichtet, unser Handel ist dahin, unser Reichthum verschwunden, unsere Besitzungen fallen in die Hände der Ungläubigen, und ihr? — ihr schweigt!"

Der Elsässer schwieg allerdings nicht gerade, diese Beschuldigung ist grundlos. Im Gegentheil, er redete, protestirte und faßte Resolutionen, soviel es nur die Umstände gestatteten, und kaum minder reichlich, als es zu irgend einer andern Zeit der Aufregung unter Deutschen der Brauch zu sein pflegt. Indessen dabei hatte es allerdings sein Bewenden, und dieses Gebahren konnte nur dazu dienen, den Elsaß in den Ruf des ärgsten Aristokraten- und Pfaffenwinkels von ganz Frankreich zu bringen.*) Im August 1792 wagte die Municipalität

*) Mit Ausnahme der Vendée hat der Katholicismus übrigens auch während der französischen Revolution in keinem Theile Frankreichs mehr Anhänger und Vertheidiger gehabt, als eben im Elsaß, nirgends war aber auch die ganz in den Händen der Geistlichkeit befindliche Schulbildung so niedrig und die Unwissenheit des Volks so groß als eben dort. Mit den Folgen dieser Verhältnisse haben wir bekanntlich noch heute zu kämpfen. Ein Zeitgenosse, der Verfasser der bemerkenswerthen, 1792 erschienenen Briefe über das Elsaß äußerte sich wie folgt: „Denken Sie sich ein Land, in welchem man keinen Begriff davon hat, was eine gute Schulverfassung und wie nöthig und nützlich eine gute und sorgfältige Erziehung der Jugend sei, so haben Sie das Bild der Schulverfassung des Elsasses genau getroffen vor sich. Nirgends in Deutschland, nicht in der schlechtesten Dorfschule kann das Schulwesen elender bestellt sein, als es bisher bei uns gäng und gäbe war. Die Schriften, welche für die Pädagogik herauskamen, namentlich in Deutschland, waren für unsere Geistlichen so gut wie gar nicht da. Unwissenheit in allen Fächern der Wissenschaften herrschte in allen Klassen. Es

Straßburgs, an deren Spitze noch immer der liberale, jetzt aber von den Revolutionsereignissen überholte Maire Dietrich stand, einen letzten Schritt für die Erhaltung des wankenden Königthums zu thun, indem sie einen energisch gefaßten Protest gegen die drohende Absetzung des Königs an die Nationalversammlung richtete. Dieser Griff in die Speichen des rollenden Rades konnte natürlich nur den Unterzeichnern Verderben bringen, die ihrer Aemter entsetzt wurden und zum Theil wie u. a. Dietrich selbst mit dem Tode büßten. Die Herrschaft der Clubs und ihre anmaßliche Gewalt wuchs ins Ungemessene; im März 1793 sah die entsetzte Bürgerschaft Straßburgs zum ersten Male die Guillotine ihr blutiges Werk in den Mauern der Stadt verrichten, und die gegen Ende desselben Jahres erfolgende Ankunft der Conventscommissare St.-Just und Lebas vollendete den Terrorismus, der von jetzt ab bis zum Sturz Robespierre's (Juli 1794) mit eiserner Gewalt auf der Provinz und besonders auf dem deutschen Theil der Bevölkerung lastete. In dieser Zeit verstummte auch die contrerevolutionaire Partei mehr und mehr. Die Macht der Geistlichkeit war gebrochen, ihr gewaltiger Einfluß auf die

---

ist gar nichts Neues, daß wir bisher mit Pfarrern versehen waren, welche in 12, 15, 20 und 25 Jahren nicht mehr die Kanzel bestiegen haben. Aus den Predigten macht man sich bei uns überhaupt wenig. Höchstens hielt ein anderer Pfarrer alle Vierteljahre eine sogenannte Predigt, d. h. so eine Erzählungsstunde, welche sie mit Märchenerzählen und Heiligenhistörchen zubrachten oder mit Schimpfereien über Vorfälle in der Gemeinde. An den meisten Orten mußten Mönche die Pfarrdienste versehen. Daß selten einer der Pfarrer oder ihrer Vikarien eine Predigt machen konnte, ist ausgemacht. Aber wo hätten diese Leute auch so viel Unterricht erhalten sollen, um etwa aus zehn Predigten die elfte zusammen zu stoppeln. Die Schulen waren in so schlechter Verfassung als unwissend die Lehrer in denselben waren. Das Nonplusultra alles Wissens beschränkte sich höchstens auf einige lateinische Phrasen."

Bevölkerung hatte sich gleichwohl ohnmächtig erwiesen, in der deutschen Bevölkerung jenen Fanatismus zu entzünden, welcher der Revolution mit Feuer und Schwert entgegengetreten wäre. Wirkungslos waren die Bannstrahle der Kirche geblieben, kein Ausbruch war erfolgt, als die Kirchen Straßburgs ihres Schmuckes entkleidet und bald darauf in Magazine und Lagerhäuser verwandelt worden waren, während alle religiösen Bücher den Flammen eines feierlichen Auto da Fé überliefert wurden, und ein rauschendes Fest im „Tempel der Vernunft“ die „Zerstörung der Priesterherrschaft“ unter den Klängen des Ça ira verherrlichte. Vergebens endlich hatte der conspirirende Adel darauf gerechnet, daß das Herannahen der österreichischen Truppen das Signal zu einem allgemeinen Aufstand geben und zu einem massenhaften Uebertritt in die Reihen der „Befreier“ führen würde. Unter diesen Umständen verharrte die contrerevolutionaire Partei in verdrossenem Schweigen, ihre Hoffnungen auf die Restitution des Gewesenen der Zukunft vorbehaltend, die in dem allgemeinen Umsturz der Dinge auch die erlittene Niederlage wieder in einen kaum verhofften Sieg verwandeln konnte. Inwieweit dies später im Allgemeinen in Erfüllung gegangen, ist bekannt. Für den Elsaß speciell bleibt der Umstand im Auge zu behalten, daß die Reaction ihm niemals wieder jene Sonderstellung zu verschaffen vermochte, die er vor der Revolution besessen und während ihres Verlaufs hartnäckig beanspruchte. In dieser Beziehung realisirten sich die Hoffnungen des Elsässers ebenso wenig, als die wahnwitzigen Projecte der Jakobiner in Erfüllung gingen, die sich mit dem Gedanken trugen, die ganze deutsche Bevölkerung des Elsaß ins Innere Frankreichs zu deportiren und im Elsaß selbst Colonien von Sansculotten zu gründen. Die Elsässer selbst wurden zwar durch die passiv erduldete Feuertaufe der

Revolution nicht zu Franzosen dem Charakter und Wesen nach, aber sie wurden zum ersten Male und in eminentem Sinne Staatsbürger Frankreichs. Das demokratische Princip der Revolution, welches aus allen Verwirrungen des Umsturzes schließlich siegreich hervorging, bewährte seine Kraft, gemeinsam verbindende Interessen zu erschaffen und die Unterordnung des Theils unter die Staatsidee des Ganzen zu bewerkstelligen, und in diesem Sinne darf man die Wirkung der französischen Revolution auf den Elsaß als eine zweite und gefährlichere Eroberung desselben, als es die erste war, bezeichnen.

V.

Eine Studie zur Aesthetik.

Eine geraume Zeit ist verstrichen, seitdem der moderne französische Roman der Sand, Sue, Dumas u. A. den deutschen Büchermarkt überfluthete und die deutsche Lesewelt in Aufregung und Spannung erhielt. Wer erinnert sich nicht noch der zahllosen, wenig mustergültigen Uebersetzungen, welche damals jede Woche in buchhändlerischen Annoncen angepriesen wurden, wer gedenkt nicht des Triumphzuges, den der Ewige Jude, die Geheimnisse von Paris, der Graf von Monte-Christo — um nur diese namhaft zu machen — durch alle deutschen Lande hielten, und des kaum zu ersättigenden Eifers, mit dem das Publikum in den lieferungsweise erscheinenden Romanfetzen von einer Woche zur andern den Fortgang der Geschichte in diesen Hauptwerken verfolgte. Der ungemeine Erfolg, den jene glänzenden Talente — diese Bezeichnung wird ihnen die Kritik wohl für immer zugestehen müssen — errangen, ein Erfolg, der auch in der zeitweisen Verdrängung der einheimischen Production seinen entsprechenden Ausdruck fand, konnte nicht anders als bestechend wirken. Jeder Erfolg wirbt eine Zeit lang für sich mit einer geraume Zeit unwiderstehlichen Gewalt. Ist dies schon ein allgemeines Lebensgesetz, so kommt dasselbe da nothwendig mit verstärkter Kraft zum Ausdruck, wo die äußeren Bedingungen des Schaffens zum größten Theil vom Erfolge abhängig sind.

Auf dem Kunstgebiete trifft dies wieder keine Gattung von Schriftstellerei schärfer als den Roman. Das wenig gewürdigte Verhältniß desselben zu der modernen Macht des Journalismus ist hierbei besonders ins Auge zu fassen. Thatsächlich liegen die Verhältnisse so, daß jeder Romanschriftsteller, will er die ökonomische Seite seiner Thätigkeit bestens verwerthen, — und wie Wenige sind in der Lage, über diesen Punkt wegsehen zu können — sich vorsetzen muß, seinen Roman so einzurichten, daß er den Bedürfnissen und Ansprüchen eines jener größeren Zeitungsunternehmungen entspricht, welche ihrem Leserkreise „Unterhaltungslectüre" zu bieten gewohnt sind. Nur durch diese Art der Verwerthung kommt der Schriftsteller, so zu sagen, auf seine Kosten — um diesen trübseligen, aber zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen —, da nur die größeren Zeitungen in der Lage sind, ein Honorar zu bieten, welches denselben für die aufgewendete Zeit und Mühe materiell einigermaßen entschädigt. Man könnte dies als eine wesentliche Verbesserung früherer, geradezu unerträglicher Verhältnisse betrachten, wenn nicht jedes Zeitungsunternehmen — als ein geschäftliches — in sich selbst die nothwendige Tendenz trüge, um eine möglichst große Anzahl von Lesern zu werben und also auf die jeweilig vorherrschende Meinung und den Geschmack des Lesepublikums mit bereitester Absichtlichkeit einzugehen. Hier geräth das Feuilleton stets um so mehr in Gefahr, als dort der Schwerpunkt eines politischen Blattes nicht liegt, als dasselbe an jener Stelle am ehesten seinem Leserkreise eine verlockende Waare bieten kann, ohne seinen selbständigen Ueberzeugungen und seinem Programme, auf das es verpflichtet ist, untreu zu werden. Jedenfalls hat dies Verhältniß wesentlich dazu beigetragen, der Ueberfluthung von Seiten des französischen Romans, als derselbe einmal von der Gunst des Zeitgeschmackes empor-

getragen wurde, ein immer breiteres Bett zu graben. Füllten deutsche Zeitungen damals vorzugsweise und mit Vorliebe ihre Spalten mit den Uebersetzungen französischer Romane, so war die unvermeidliche Folge die, daß dadurch in einem ansehnlichen Theile der deutschen Schriftstellerwelt ein Streben, es denselben gleich zu thun, erwachte, eine Nacheiferung, welche sich zunächst gewissen Aeußerlichkeiten der Darstellungsweise zuwandte, dann aber auch in Stoff und Tendenz es den Lieblingen der Lesewelt gleich zu thun unternahm. Wir haben es hier vor Allem mit der Darstellungsweise zu thun. Es wurden damals jene zerhackten Sätze schriftstellerische Mode, welche für das Streben des französischen Romanschriftstellers den Leser fortwährend in athemloser Spannung zu erhalten charakteristisch sind, der Dialog überwucherte und gestaltete ganze Partien des Romans dramatisch, ohne daß dafür eine innere Veranlassung vorlag; in gleicher Weise überwucherte die Anwendung der stärksten Reizmittel und zerstörte den künstlerischen Werth des Romans, soweit derselbe auf der maßvollen Vertheilung von Licht und Schatten, auf der ruhigen Harmonie der Farbenwirkung beruht.

Mit der Zeit haben wir uns von dieser Methode, die im Grunde wenig dem besonnenen deutschen Geiste entsprach, wieder frei gemacht. Der französische Sensations-Roman der neuesten Zeit — Victor Hugo's „Misérables" u. a. — hat so wenig wie seine den Beziehungen aus der Halbwelt gewidmete Abart in Deutschland besonderes Glück gemacht. Der deutsche Roman, vertreten durch manches hervorragende Talent der Gegenwart, hat sich seine eigenen Wege gesucht, seine eigenen Stoffe gewählt und seine eigene Darstellungsweise geschaffen. Le style c'est l'homme. Der deutsche Geist — sinnend, kritisch, etwas umständlich, vorwiegend reflectirend oder träumerisch, selten aber mit dem scharfen Sinn für das Thatsächliche und mit

der Freude am raschen Fluß der Dinge ausgerüstet — läuft immer Gefahr, diese Eigenschaften auch auf die Erzeugnisse seines dichterischen Gestaltungsvermögens, mindestens in der Form der Darstellungsweise zu übertragen. Hat den Franzosen, denen so leicht der ganze Lebensinhalt zur dramatischen Action sich gestaltet, nie ein episches Gedicht recht gelingen wollen, so mißlingen uns andererseits die Dramen häufig, weniger weil es ihnen an dem wahren dramatischen Gehalt gebricht, als weil der Ton in eine gewisse epische Breite fällt, welche der dramatischen Steigerung und damit der ersten Bedingung des Bühnenerfolges hinderlich ist. Solcher Stücke, die an poetischen Schönheiten keinen Mangel haben, denen aber das Eine, was Noth thut, abgeht: für die Darstellung geschaffen zu sein, besitzen wir bekanntlich auch von hervorragenden Dichtern, wie Uhland u. A., eine ganze Reihe. Freilich hat auch in der Theorie eine gewisse geringschätzige Anschauung von dem Werth des Bühnenerfolges eines Stückes Anklang gefunden. Es ist der Satz aufgestellt worden, der wahre poetische Gehalt eines Dramas trete nur um so sicherer und unverfälschter zu Tage, je weniger es seinen Erfolg der zweifelhaften Mitwirkung der Bühne verdanke, die es bald über das Maß seines inneren Werthes täuschend hinaushebe, bald unter dasselbe hinabdrücke. Eine solche Meinung beruht nun allerdings auf einem gänzlichen Verkennen der Stellung des geschriebenen Dramas zur Verkörperung desselben durch die Darstellung. Bei jeder Dichtung, die wir lesend oder hörend in uns aufnehmen, sind wir abstracte Sinnenwesen — Sinnenwesen, welche sich gewissermaßen in verstümmeltem Zustande befinden, insofern sie sich der wichtigsten Vermittelung mit der Außenwelt, des Sehens, in Bezug auf die ihnen vom Dichter vorgeführten Personen und Begebenheiten be-

geben haben. An die Stelle des Sehens tritt die nachdichtende Einbildungskraft des Lesers, ein Element, mit dem der Dichter sehr genau zu rechnen hat, und dessen er sich durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel der Farbenwirkung, der Schilderung und Beschreibung zu bemächtigen suchen wird. Gerade in dieser Beziehung versagt die dramatische Dichtung nun den Dienst. In Folge ihrer Eigenart, des dialogischen Aufbaues, geht ihr das beschreibende Element gänzlich ab, welches der Dichter bei den übrigen Kunstgattungen jeden Augenblick frei zur Verwendung hat. Man kann also nicht sagen oder annehmen, daß die Darstellung dem Drama etwas Aeußerliches und nicht unbedingt organisch mit ihm Zusammenhängendes sei, sondern es ist vielmehr festzuhalten, daß in der dialogischen Form schon ein Moment liegt, welches das Drama mit Nothwendigkeit auf die Bühne hinaustreibt, mit Nothwendigkeit an die lebendigen Sinne des Menschen statt an die nachdichtende Einbildungskraft verweist.*)

---

*) Schiller war ursprünglich anderer Ansicht. In einer Anmerkung zur ersten Bearbeitung des Don Carlos heißt es über diesen Punkt: „Die dramatische Einkleidung ist von einem weit allgemeineren Umfang als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entziehen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne einschränken wollte. Die Regeln der Gattung entstanden aus ihren Mustern. Derjenige, welcher sich der dramatischen Form zuerst bediente, verband sich mit theatralischer Strenge. Aber was macht diesen ersten Gebrauch zum Gesetz für die Dichtkunst? Dem Dichter kommt es darauf an, die höchste Wirkung, die er sich denken kann, zu erreichen. Liegt diese innerhalb der Gattung, so ist relative und absolute Vollkommenheit eins — aber wäre eine von diesen der andern aufzuopfern, so möchte die Gattung wahrscheinlich das kleinere Opfer sein.“ Später änderte Schiller indessen seine Auffassung, und er scheute bekanntlich keine Mühe, um durch mehrfache Umarbeitungen den Don

Das geschriebene Drama ist — streng genommen — nur der Grundriß zum Drama als Kunstwerk, letzteres selbst ist erst dann vollendet und vorhanden, wenn es sinnlich in die Erscheinung tritt. Mit diesem Grundverhältniß, daß nur das Bühnendrama das wahre Drama ist, daß dasselbe nothwendig gehört und gesehen werden muß, steht auch das Gesetz der dramatischen Steigerung in engem Zusammenhang, und es mögen über diesen Punkt an dieser Stelle um so mehr ein paar Worte gestattet sein, als es sich hierbei keineswegs um ein Verhältniß der dramatisch-technischen Mache allein, sondern um ein Grundverhältniß der menschlichen Seele zu allen auf sie einwirkenden geistigen Anlässen, somit um eine allgemeine Frage aller poetischen Wirkung handelt.

Wir verlangen bekanntlich keineswegs bei allen auf uns wirkenden geistigen Anlässen Steigerung, um uns eine Antheilnahme zu erhalten. Ein wissenschaftlich uns interessirender Vortrag bedarf derselben so wenig wie eine unser Gemüth ansprechende Predigt, im Epos würde die Wirkung durch dieselbe eher vermindert als erhöht werden; dagegen kann die dramatische Dichtung ohne Steigerung kaum bestehen, und ist dieselbe verabsäumt oder in einem falsch bemessenen Tempo vollzogen, so ist die Folge, daß Stücke von sonst unzweifelhaft poetischem Gehalt ihre Wirkung gänzlich verfehlen oder

---

Carlos zu einem bühnengerechten Stück zu machen. Nicht uninteressant ist es, in den älteren Ausgaben der Schiller'schen Dramen (s. d. Supplemente zu Schiller's Werken von Boas) zu verfolgen, wie der Dichter durch Notizen zum Dialog das dem Drama nun einmal fehlende beschreibende Element zu ersetzen sich bemüht. Das Unzulängliche dieser Methode konnte Schiller nicht lange verborgen bleiben und mußte ihm dann von selbst die Ueberzeugung aufnöthigen, daß die wahre descriptive Gewalt des Dramas nur in der lebendigen Gestaltung, in der Incarnation des geschriebenen Wortes liegt.

mindestens einen unbefriedigenden Eindruck hinterlassen. Ein ähnliches, wenn auch nicht ganz so scharf ausgeprägtes Verhalten bewährt der Roman. Forschen wir nach der Grundursache dieses Verhältnisses, so wird man im Allgemeinen — in Bezug auf dichterische Erzeugnisse und ihre Wirkung auf den Menschen — sagen können, daß eine Steigerung überall da unumgänglich wird, wo der Mensch, statt zur Ruhe künstlerischen Beschauens und Genießens, zur lebhaften, sinnlichen, gewissermaßen pathologischen Antheilnahme an den vom Dichter vorgeführten Gestalten &c. veranlaßt wird.

Die lebhafte pathologische Antheilnahme erzeugt im Menschen eine Wallung — statt des spiegelklaren Friedens der Seele, der dem ruhigen Genießen günstig ist, geräth das Gemüth in einen unruhigen Wellenschlag, und damit ist alsdann eine Bewegung eingeleitet, die wie jede Bewegung gewissen statischen Gesetzen unterworfen ist. Das erregte Spannungsverhältniß der Seele würde, nachdem der erste Anreiz versiegt ist, sofort in eine der Wirkung der Dichtung ungünstige Abspannung umschlagen, wenn nicht ein neuer, stärkerer Anreiz sie vor der rückläufigen Bewegung behütete und das Spannungsverhältniß wieder herstellte, respective noch erhöhete. Dies Verhältniß kann eine Weile fortgesetzt werden, bis das Maximum der seelischen Spannfähigkeit erreicht ist, worauf dann — gerade in diesem genau abgepaßten Moment — die Lösung der eingeleiteten Verwickelung einzutreten hat, damit die Seele Zeit und Ruhe findet, in ihre normale Verfassung wieder zurückzukehren.

Das Gesetz der Steigerung ist für die dramatische Dichtung kein unbedingtes. Auch ohne dieselbe läßt sich ein Stück von idealem poetischen Gehalt denken, welches den Hörer und Beschauer in der Weihe tief innerlichen Befriedigtseins

entläßt. Die Nothwendigkeit derselben für das Bühnenstück wird aber begünstigt durch zwei Momente: zunächst durch den großen Kreis der Zuhörer, auf den jedes Bühnenstück berechnet ist, deshalb, weil der Kreis derer, welche zu der Ruhe künstlerischen Beschauens und Genießens gestimmt und befähigt sind, verschwindend klein ist gegen den großen Kreis derer, welche unter dem Anreiz drastischer Effecte sich zu einer lebhaften, gespannten Antheilnahme hinreißen lassen; sodann, weil die realistische Tendenz des Bühnenstückes — das unmittelbare Vorführen der lebenden und handelnden Personen, unterstützt durch alle Hülfsmittel der Bühnenillusion — ungünstig auf diejenige Stimmung wirkt, in welcher wir uns bewußt bleiben, einem Kunstgebilde uns gegenüber zu befinden, in welcher wir daher aus einer gewissen objectiven Ruhe nicht so leicht heraustreten, günstig dagegen auf diejenige Stimmung, in welcher wir, erfaßt von der lebendigen Gegenwart des uns Vorgeführten, mit lebhafter, seelischer und sinnlicher Erregung in die Antheilnahme an Personen und Handlung eingehen. Je realistischer daher ein Bühnenstück seinem Stoff und Zuschnitt nach, desto gewisser — wenn die übrigen Bedingungen, von denen das Interesse überhaupt abhängt, erfüllt sind, — die pathologische Antheilnahme der Hörer, desto unumgänglicher das Gesetz der Steigerung, daher der moderne, aus der Gegenwart entlehnte Bühnenstoff, namentlich aber das der rhythmischen Form entbehrende und daher noch realistischer wirkende Lustspiel derselben am wenigsten entbehren kann. Gehört der Stoff des Dramas einer entlegenen Vergangenheit oder Beziehungen, denen wir uns innerlich nicht verwandt fühlen, an, so tritt die realistische Tendenz der Dichtung zurück, und in gleichem Maße erleidet das hier Gesagte eine bedingungsweise Einschränkung.

Was hier von dem innern Zusammenhange des Gesetzes der dramatischen Steigerung mit der pathologischen Antheilnahme der Seele des Beschauers und Hörers dargelegt worden ist, findet natürlich auch auf den Roman seine volle Anwendung. Als die loseste der Kunstgattungen hat der Roman sowohl nach der Seite des Dramas, wie nach der des Epos verwandtschaftliche Beziehungen. Er verträgt je nach der Natur des in ihm enthaltenen Vorwurfs eine Vortragsweise von fast epischer Ruhe, wie er andererseits sich beinahe zu der Lebhaftigkeit des Dramas erheben kann, er vermag uns Personen und Zustände vorzugsweise erzählend vorzuführen und den ganzen Gegenstand in eine gewisse objective Ferne und Beleuchtung zu rücken, wie es ihm andererseits gestattet ist, uns das pulsirende Leben so nahe wie möglich zu bringen und in uns selbst die ganze Unruhe der pathologischen Antheilnahme zu erzeugen. Der Dichter hat im Wesentlichen die Wahl frei, aber die Wahl wird sich gleichwohl nach der Natur des von ihm in Angriff genommenen Stoffs zu richten haben. Ein Stoff, der — wie es in den meisten Romanen der Fall sein wird, — eine mehr oder minder spannende Verwickelung, eine Katastrophe und eine auf diesem Wege angebahnte Lösung enthält, arbeitet auf eine pathologische, lebhaft erregte Antheilnahme des Lesers hinaus, und die Darstellungsweise muß auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, wenn nicht ein Mißverhältniß zwischen der Aufgabe und den Mitteln entstehen und Unbehagen in der Seele des Lesers erzeugen soll. Das Unbehagen entsteht durch die widersprechenden Eindrücke, welche dem Gemüth des Lesers bereitet werden — auf der einen Seite durch die Natur des spannenden Stoffs zur lebhaften Antheilnahme aufgerufen, wird es auf der andern Seite durch die ruhig objectiv erzählende Behandlung des

Dichters wieder in die Stimmung künstlerischen Beschauens zurückversetzt. Auf diese Weise gelingt keines von beiden ganz, es ist eine Flamme angezündet, die sich nicht erheben kann, weil nasses Holz über sie gedeckt wird. Diese Bemerkung bezieht sich auf manche moderne Erzeugnisse der deutschen Romanliteratur, in denen mit offenbarer Absichtlichkeit und hervorgegangen aus einem künstlerisch gewissenhaften Streben eine „epische Ruhe des Stils" erstrebt wird. Das Streben nach dieser „epischen Ruhe" — auch Heyse und Kurz betonen in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen „Novellenschatz" in mißverständlicher Weise, daß sie den Romanen und Novellen der Gegenwart mehr oder weniger verloren gegangen sei — beruht doch auf einem wesentlichen Verkennen der Kunstmittel und Kunstziele. Nur das Epos verträgt durchweg die epische Ruhe des Stils, beim Roman kann derselbe Ausdruck immer nur sehr bedingungsweise Anwendung finden, er bezeichnet ein Kunstziel in so irreführender Weise, daß er am besten ganz vermieden würde. Durch weise Benutzung der Mittel, indem der Dichter immer in genauem Anschluß an Handlung und Situation die Romanform bald zum breiten, ruhigen See gestaltet, aus welchem sich die Ufer und Umgebungen spiegelklar uns entgegenheben, bald ihn als Strom einherschäumen läßt, der uns in die Tiefe herniederzuziehen droht und erst nach ängstlicher Fahrt durch Klippen und Strudel aufathmend wieder zum Lichte entläßt, erreicht der Roman erst seine höchste Wirkung. Wie das Klavier ein Orchester im Kleinen genannt worden ist, und wie es darin seinen eigenthümlichen Vorzug und sein eigenthümliches Gebiet bewahrt, wenn es auch den höheren Instrumenten, Violine, Cello u. s. w., ihren Rang nicht streitig zu machen vermag, so auch der Roman, wenn der weite Umfang der Töne, deren er fähig ist,

mit vollem Verständniß ihrer Wirkung zur Anwendung gebracht worden ist.

Im genauen Zusammenhange mit dem Streben nach epischer Ruhe des Stils steht in den Romanen, in denen dies Bemühen einen besonders prägnanten Ausdruck findet, die knappe, um nicht zu sagen, dürftige Behandlung des Dialogs, der entweder, wie z. B. in Redwitz' Hermann Stark, in eine epische Breite zerfließt, die dem Wesen des Dialogs im Roman aufs schärfste widerstreitet, oder auch wohl gänzlich verschmäht und durch die indirecte Rede ersetzt wird. Die Verschiedenartigkeit in der Behandlung des Dialogs zeigt schon die Schwierigkeit des Gegenstandes, der gleichwohl für die Wirkung des Romans von kaum geringerer Wichtigkeit ist, als die richtig abgemessene Steigerung für das Drama. In der Anwendung des Dialogs, durch den der Roman sich dem Drama nähert, besitzt der Romanschriftsteller das sicherste und gar nicht zu ersetzende Mittel, den Leser in die unmittelbare Gegenwart der Dinge zu versetzen. So lange der erzählende Ton im Roman vorherrscht, ist der Leser blos Hörer des Worts, wenn auch vielleicht Hörer mit voller warmer Empfindung; wird der erzählende Ton aber fallen gelassen und die Personen in der Gegenwart handelnd, direct redend eingeführt, so wird aus dem Hörer ein Thäter des Worts, d. h. er wird zum Mitlebenden dessen, was ihm lebendig vor Augen gestellt wird. Was vorher die sauber ausgeführte Zeichnung irgend einer Person war, bekommt nun Farbe und mehr als das, Blut und Nerven und menschliche Stimme. Ueberall daher, wo es dem Romanschriftsteller darum zu thun ist, die Situation zu steigern, der Handlung den fühlbarsten Pulsschlag zu verleihen und die Antheilnahme des Lesers in eine erhöhete Spannung zu versetzen, verdient die Form der directen Rede,

sofern sich die Situation überhaupt für die dialogische Behandlung verwerthen läßt, den Vorzug. Um so mehr sollte der Dialog auf der andern Seite vermieden werden, wo er überflüssig ist. Jede gleichgültige Verhandlung, jeden mit wenigen Strichen zu skizzirenden Gesprächsinhalt in die Form der directen Rede kleiden, heißt das Wesen des Dialogs und seine Aufgabe im Roman verkennen. Im Ganzen herrscht in der Behandlung dieses Punktes mehr Willkür, als man denken sollte, und bedeutend weniger Sorgfalt, als der Wichtigkeit des Gegenstandes zukommt. Eine genaue Analyse der deutschen Romanliteratur würde uns nur wenige Werke mit einer mustergültigen Behandlung des Dialogs erkennen lassen, nicht wenige anerkannte Schriftsteller lassen sich nachweisbar arge Verstöße zu Schulden kommen, wir erinnern beispielsweise an die gänzlich verfehlte Anwendung des Dialogs in Auerbach's „Landhaus am Rhein". Karl Frenzel brillirt im Allgemeinen durch eine virtuosenhafte Behandlung des Dialogs, durch die er z. B. in seinem Voltaire eine vortreffliche Wirkung erzielt. In der „Silvia" schnurrt mir die Gesprächsmühle fast zu unausgesetzt und setzt auch da ein, wo eine innere, in der Situation gelegene Veranlassung nicht vorhanden ist, wohin ich z. B. das über 20 Seiten ausgedehnte Gespräch zwischen Bruno und Benno im ersten Kapitel rechne. Zu denjenigen Romanen, in denen die Dialogform äußerst sparsam angewendet und die indirecte Rede mit Vorliebe behandelt ist, gehören die früheren Dichtungen von Robert Waldmüller. Die originale Phantasiekraft und der frische Fluß der Erfindung dieses Schriftstellers haben dadurch eine Beeinträchtigung in der Wirkung auf den Leser erlitten, die indessen in den letzten Erzeugnissen seiner Feder mehr und mehr mit Glück vermieden ist. Mustergültig in allen hierher

gehörigen Beziehungen erscheint Paul Heyse in seinen Novellen und Romanen.

Am mißbräuchlichsten hat sich die Anwendung des Dialogs in der französischen Romanliteratur ausgebildet. Nirgends tritt die Ueberwucht desselben so erdrückend auf wie dort, und nirgends liegen auch die üblen Folgen dieser Behandlungsweise so klar zu Tage. Denn an einen Punkt muß hier allerdings noch erinnert werden. Für den Leser vertritt der Dialog — abgesehen von dessen vorher charakterisirter Bedeutung im Roman — einigermaßen die Stelle eines Reizmittels. Wie jedes Reizmittel im Uebermaß genossen, so hat auch der Dialog, übertrieben angewendet, die Wirkung, den Geschmack, die Empfänglichkeit des Lesers abzustumpfen und — was damit im engsten Zusammenhange steht — einer Verflachung und Gehaltlosigkeit der Romanliteratur Vorschub zu leisten. Bei einiger Selbstprüfung wird Jeder leicht an sich die Beobachtung machen können, daß es nach dem längere Zeit genossenen prickelnden Reiz und der lebhaften Anregung, welche die dialogische Form der Rede im Roman veranlaßt, schwer hält, die nöthige Stimmung und Sammlung für den Ton ruhiger Schilderung und Erzählung, überhaupt für jede Art vertiefter Behandlung in sich aufzubringen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß, wo der Dialog aus seiner nothwendigen Beschränktheit und seiner wahren Bedeutung als Kunstmittel heraustritt, wo ihm statt dessen eine Stelle als Reizmittel überwiesen wird, ein erster und entscheidender Schritt gethan ist, um den Roman auf dem Wege einer immer raffinirteren Ausbildung der Effecte jedes tieferen Gehaltes zu berauben. Besondere Belege für diese Behauptung bedarf es wohl nicht. Unsere eigene Literatur bietet sie leider zur Genüge, und gerade die talentvollen Nachahmer der

Franzosen, die Sacher-Masoch, Vacano u. s. w., liefern in ihren Leistungen die schlagendste Illustration des Gesagten. Einigermaßen abweichend ist die Stellung und Bedeutung des Dialogs in der Idylle zu beurtheilen. Während der Romanschriftsteller aus den angeführten Gründen gut thut, mit der Anwendung des Dialogs, wenn nicht zu knausern, doch wenigstens vorsichtig umzugehen, während er vor allen Dingen ein künstlerisch-gewissenhaftes Augenmerk darauf zu richten hat, daß der Dialog in seinen Händen nicht zum Reizmittel werde, und dem bloßen Nervenkitzel der Aufregung diene, ist diese Gefahr bei der Idylle durch den Inhalt, ebenso wie durch Form und Ton der Behandlung von vornherein ausgeschlossen. Dagegen vermag der Dialog gerade in dieser poetischen Gattung vortrefflich zu wirken und dem εἰδύλλιον, das sie uns vorführt, ein erhöhetes Leben und poetische Farbenwirkung zu sichern, die ihr sonst nicht leicht in dem Grade zu Theil wird. Mit bestem Verständniß angewendet findet sich z. B. der Dialog in dem vortrefflichen novellistischen Idyll: „Vetter Isidor" von Julius Grosse, ebenso ist die dialogische Einkleidung in einigen der „Dorfidyllen" von R. Waldmüller, z. B. der „Beichte" und „Vor der Trauung", von der glücklichsten Wirkung.

VI.

Aus Ludwig Feuerbach's Nachlaß.

(1875.)

Gerade 20 Jahre nach dem Tode seines Vaters, des berühmten Criminalisten Anselm von Feuerbach, gab im Jahre 1853 Ludwig Feuerbach dessen biographischen Nachlaß heraus, und nach abermals zwanzig Jahren reiht sich an dies Denkmal kindlicher Pietät schon ein neues literarisches Grabdenkmal, des Philosophen eigener Nachlaß, der im vorigen Jahre durch Karl Grün zur Veröffentlichung gelangte. Ein Zeitraum von beinahe hundert Jahren spannt sich hier zwischen Wiege und Grab zweier Geschlechter, zweier durch Geist und Gesinnung hervorragender Männer, Vater und Sohn, aus. Der Criminalist Feuerbach erreicht in diesem Jahre, und zwar am 14. November, seinen hundertjährigen Geburtstag (geb. im Dorfe Hainichen bei Jena), des Philosophen, seines Sohnes, Todestag war der 13. September 1872, und der letzte in der vorliegenden Sammlung enthaltene Brief von ihm ist aus dem Frühjahre des Jahres 1871. Aber nicht das zufällige Verhältniß dieser Zeitbestimmungen und auch nicht der mehr äußerliche (weil nur durch Erbschaft und den Todesfall eines älteren Bruders veranlaßte) Umstand, daß gerade der Philosoph des Vaters Nachlaß herausgab, rückt beide Personen dem Betrachter unwillkürlich in eine gewisse Nähe. Was dies thut,

ist vielmehr einerseits die uns durch diese Veröffentlichungen gebotene Möglichkeit eines tieferen Einblickes in den Charakter und Lebenslauf des Vaters und gerade dieses Sohnes, eine Möglichkeit, die bei den anderen Brüdern L. Feuerbach's, des Mathematikers, des Juristen und des Archäologen, die alle früh verstorben sind, nicht vorlag, andererseits aber auch die unverkennbare Charakterähnlichkeit, die bei großen Verschiedenheiten die beiden berühmtesten Feuerbach's innerlich verbindet, und die dann wieder in einem sehr merkwürdigen Gegensatze zu ihrer völlig verschiedenen äußeren Lebenslage steht.

Nach dieser Richtung hin kann es in der That nichts Verschiedenartigeres geben als den Philosophen, der in sehr eingeschränkten Verhältnissen, mit einer knapp zugeschnittenen Einnahme zufrieden, den besten Theil seines Lebens auf einem deutschen Dorfe verbringt, ungesehen, alles Aeußere ablehnend, den Welthändeln, wenigstens der Berührung mit ihnen entschieden feind, und den bayerischen Staatsrath und spätern Präsidenten, der, äußerlich glänzend gestellt, unter den schwierigsten Verhältnissen bei Hofe mit Kabalen und Intriguen aller Art in einen beständigen Kampf verwickelt, in diesen Kämpfen gerade eine Kraft, Schlagfertigkeit und Elasticität entwickelt, welche klar erkennen lassen, wie sehr — trotz seiner eminenten Bedeutung als Gelehrter — seine innerste Natur dem handelnden Leben zugewandt war. Auch ist dies deutlich genug von ihm selbst ausgesprochen worden. In einer Aufzeichnung aus dem Jahre 1810 „Data zur Geschichte des merkwürdigsten Tages meines Lebens" —, in welcher er den unglücklichen Verlauf einer gegen ihn angesponnenen Intrigue und sein Verhalten bei derselben beschreibt, bemerkt er bei Aufzählung der Vortheile, welche ihm erwachsen seien, zum Schlusse: „4) Daß ich nach Bamberg gehe, nicht Präsident werde. Als Präsident habe

ich wenig im Großen zu kämpfen, dagegen mehr Verdruß im Kleinen. Meine Natur ist zu Kampf und Streit gemacht. Eine solche Stelle soll einst, wenn mein Blut gekühlt ist, und meine Haare grauen, eine ehrenvolle Retraite sein. Hier an der Quelle der Gnade kann ich auch weit besser für meine Kinder sorgen, als in einer Provinz auf noch so ehrenvollem Posten. Ich bin noch jung und doch schon Geh. Rath. Wer weiß, wie die Umstände sich wenden, und bei welchem schönen Ziele ich noch enden kann. (Hier schwebte F. wohl der Ministerposten vor.) Ich will dahin nicht streben, aber doch auch nicht absichtlich von ihm mich entfernen."

Aber die Aehnlichkeit im Wesen ist doch größer, als der große Abstich in den äußeren Lebensverhältnissen auf den ersten Blick erwarten läßt. Abgesehen von dem lebhaften Schwunge, der reichen Fülle des Gemüthslebens — ein Zug, der ebenmäßig durch die ganze Feuerbach'sche Familie geht, — begegnen wir bei dem Philosophen demselben Ungestüme, demselben cholerisch aufbrausenden Zuge, der den Vater charakterisirt. Nichts frappirte mich bei meiner ersten Begegnung mit Feuerbach mehr als eben dies. Denn obgleich Manches in seinen Schriften, mit denen ich genau vertraut war, die Vorrede zum Wesen des Christenthums z. B., den leidenschaftlich empfindenden Menschen nicht verkennen ließ, so hatte ich doch, dem Philosophen persönlich gegenübergestellt, dies vergessen und nur den sicheren scharfen Denker im Auge behalten, dessen schweigsames Wesen die innere Ruhe anzukündigen schien. Aber Feuerbach ließ mich nicht lange in diesem Irrthume. Ein zufälliges Erinnertwerden an widrige, der hohen Regierungspolitik zu Last fallende Lebensverhältnisse ließ ihn heftig aufwallen, so daß ich mich nicht wenig verwunderte. Freilich bändigte er alsdann sein eigenes Empfinden eben so plötzlich, indem er ihm wie mit

einem gewaltsamen Ruck Halt gebot, mich und sich daran erinnernd, daß er im Grunde über diesen Dingen stehe, „denn ich bin“, fügte er hinzu, „und nicht erst in letzter Linie sapiens“. Feuerbach, der Philosoph, liebte die Verborgenheit, aber auch nur in einem gewissen bedingten Sinne, der von der Sinnesweise des Vaters gar nicht so sehr weit abliegt, wie es oberflächlich genommen den Anschein hat. Das bene vixit, qui bene latuit, ungefähr unser: „wohl dem, der im Verborgenen gelebt“, hatte bei ihm den Schwerpunkt seiner Bedeutung in dem Bedürfnisse des Denkers, sich sammeln zu können, sich keinen jener Accorde, die ihm aus der Betrachtung des Weltganzen entgegenrauschten, durch das Tagesgeräusch entführen zu lassen und im Anschauen der Natur dem großen Urquell alles Lebens und seiner Geheimnisse in sinnlich unmittelbarem Ergreifen nahe zu sein und allezeit zu bleiben. Wie Galilei sich irgendwo ausdrückt: „die Stadt sei gleichsam ein Gefängniß speculativischer Gemüther, hingegen das freie Landleben sei ein Buch der Natur, so einem Jeden immerdar vor Augen liege, der mit den Augen seines Verstandes darin zu lesen und zu studiren beliebe“, — so war dies auch Feuerbach's Standpunkt, und der bekannte in den gesammelten Werken enthaltene offene Brief an Riedel, in welchem F. seinen Bruckberger Aufenthalt gegen Anfechtungen vertheidigt, spricht das gleiche Empfinden, den gleichen Gedanken, nur ohne die Galilei'sche Trockenheit in geistsprühender Form, mit lächelndem Glücksbewußtsein aus. Keineswegs aber war die Liebe zur Verborgenheit, zur ländlichen Stille von F. in dem Sinne bescheidenster Zurückgezogenheit, friedlichen Ungesehenseins, unbekümmerten Dahindämmerns gemeint. Keineswegs liebte er es mit eigentlich innerstem Behagen, wenn die Außenumgebung, die ihn nur nicht stören, d. h. ihm das Denken nicht erschweren sollte, keine Notiz

von ihm nahm. Die Stimmung, die Rückert in den Verszeilen sinnig ausgesprochen:

Tief im Walde saß ich,
Und der Welt vergaß ich,
Die nie mein gedacht,
Mich in mich versenkt' ich
Und mein Sinnen lenkt' ich
In des Daseins Schacht —

sie ging nicht als Grundton durch Feuerbach's Einsiedlerleben. Ihn erfrischte es, daß er Vielen, d. h. allen denen, die es seiner Ansicht nach als Strafe verdienten, ein Dorn im Auge war. Er scheute zurück vor dem Gedanken, irgendwo Nichts bedeuten zu sollen. Als nach dem Scheitern der 48er Bewegung die demokratischen Gesinnungsgenossen allgemein eine gewisse Europamüdigkeit erfaßte, und der mittlerweile nach Amerika ausgewanderte Friedrich Kapp ihm dringend die Uebersiedelung dorthin anempfahl, antwortete er in einem Briefe vom März 1851 ablehnend, und sehr charakteristisch motivirt er diese Ablehnung wie folgt: „... Europa ist ein Gefängniß; der Unterschied zwischen einem Gefangenen und einem Freien nur ein quantitativer, nur der, daß dieser ein etwas geräumigeres Gefängniß hat. Ich wenigstens habe stets das Gefühl eines Gefangenen, ich habe mich nie zu jenen heroischem Supranaturalismus emporschwingen können, der sich auch in Ketten frei fühlt. Gleichwohl verkenne ich nicht das Gute auch des Gefängnißlebens. Je weniger man außen hat, desto mehr sucht man sein Glück in geistiger Thätigkeit. Und je größer der Druck von außen, desto größer der Gegendruck von innen, desto stärker das Selbstgefühl. In Amerika ist ein Mensch wie ich ein gleichgültiges Ding, ein Nichts; aber in Europa ist eine persona ingrata ein höchst bedeutendes Etwas, ein

Dorn im Auge der Regierungen, ein Pfahl im Fleische der geistlichen und weltlichen Polizei, der ihr Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Auf mich hat daher die Reaction sehr wohlthätig gewirkt: meinen Fleiß verdoppelt, meinen Geist concentrirt, meine Gallenabsonderung befördert."

Wie sein Vater konnte daher auch Ludwig Feuerbach sagen — wenn auch immer nur mit der Einschränkung, die das einen gewissen äußern Frieden bedingende philosophische Metier nun einmal unerläßlich machte —: „Meine Natur ist zu Kampf und Streit gemacht." Und wie darin, so begegnen sich auch Vater und Sohn in einem gewissen, heftigen Naturen ja ohnehin leicht eigenthümlichen eigenmächtigen Zug. Höchst eigenmächtig emancipirt sich der 16- oder 17jährige Anselm Feuerbach von der väterlichen Gewalt, indem er zur Zeit des Krieges, 1791 oder 92, das Elternhaus in Frankfurt a. M. (wo sein Vater Advocat war) heimlich verläßt und ohne irgend welche nennenswerthe Mittel selbständig die Akademie bezieht, ein Schritt, durch welchen er bei seinem wahrscheinlich nicht viel weniger heftigen Vater völlig in Ungnade fiel. Und wie bei Ludwig Feuerbach noch in seinem viel späteren Lebensalter derselbe Zug, ihm selbst unbewußt, sich Geltung verschaffte, dafür scheint mir ein sprechendes Zeugniß abzulegen, daß er auf dem dem biographischen Nachlasse seines Vaters vorgesetzten Bilde diesem die Orden, die derselbe getragen, aberkannte, und daß er ihn daher nur so zur bildlichen Darstellung gelangen ließ, wie er in seinem demokratischen Bewußtsein ihn sich selbst vorzustellen das Bedürfniß empfand. Für mich liegt auf diesem Acte der Selbsthülfe ein Streiflicht von Humor, weil es augenscheinlich ist, daß hier der subjective, eigenmächtige Trieb des Gemüthsbedürfnisses dem festen, in der Vorrede wiederholt betonten Vorsatze des Verfassers, nur „ein rein objectives Bild" seines

Vaters zu geben, ein Schnippchen geschlagen hat. Das Gemüthsbedürfniß rechtfertigt sich zwar wegen dieser Beraubung, so gut es kann, indem es am Schlusse der Vorrede heißt: „Ich glaube auch in dieser Beziehung ganz im Geist und Sinn meines Vaters gehandelt zu haben, wenn ich von der Brust eines Mannes, der zwar, wie er selbst gesteht, im höchsten Grade ehrgeizig und ruhmbegierig war, aber doch diese seine Leidenschaft nur im Dienste der Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit befriedigte, diesen ohnedem eitlen Schmuck als einen jetzt höchst unpassenden, ja störenden Anachronismus entferne."

Allein hier ist offenbar etwas Sophistik mit untergelaufen. Das Entscheidende konnte nur sein, wie der ältere Feuerbach selbst seine Orden angesehen, und ob er selbst wohl je auf die Idee gekommen sein würde, sie abzulegen. „Es giebt nur eine Objectivität", hatte sein Biograph unmittelbar vorher gesagt, „und diese besteht darin, auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenstand unmittelbar selbst reden zu lassen. Es vertritt sich Jeder selbst am besten." Der ältere Feuerbach liebte den äußern Glanz und seine Abzeichen, wenn er denselben auch stets nur auf Grund wirklicher, verdienstlicher mühevoller Arbeiten nachstrebte. Er schrieb 1808 an seinen Vater: „Wenn mein guter Stern sich nicht wieder verdunkelt, so habe ich nächsten Herbst eine Besoldung von 8000 fl. und außerdem einen silbernen Stern auf der linken Brust mit einem blau und weißen Bande über der Schulter. Mehr mag ich noch nicht sagen. So viel sehen Sie, daß ich noch nicht am Ziele meiner Laufbahn stehe: ich liebe den Ruhm und die Ehre, aber ich ringe danach, als braver Mann durch Verdienst und Bestrebungen Gutes zu thun." — Es ist also schwer zu glauben, daß er, wenn er sich selbst vertrat, und wenn er etwa seinen eigenen Nachlaß zu ordnen gehabt hätte, die Zeichen

äußerer Ehren, die ihm rechtmäßig zu Theil geworden, aus demselben zu irgend einer Zeit entfernt haben würde.

Wie sich Vater und Sohn in den hier hervorgehobenen Wesenszügen begegnen, so endlich auch darin, daß Beide am Eingange ihrer Laufbahn sich von dem ihnen bestimmten Studium ab- und der Philosophie zuwenden, wobei Beide auf den Widerstand ihrer Väter stoßen. Anselm, dem es in den schweren Kriegszeiten äußerst knapp auf der Universität (Jena) erging, so daß er wiederholt in die Lage kommt, seinen Vater um einen alten Rock und ein Paar Hosen zu bitten, und der außerdem (wie aus einem spätern Briefe an seinen ältesten Sohn hervorgeht) schon damals ein ihn bindendes Verhältniß zu seiner spätern Gattin zu berücksichtigen hatte, gab indessen seiner Lieblingsneigung mit raschem Entschlusse nach kurzem Besinnen den Abschied. Er wandte sich zu der ihn abstoßenden Jurisprudenz. „Sie wurde mir bald“ (schreibt er 1820 an seinen Sohn Anselm) „minder unangenehm, weil ich einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die Pflicht begeisterten Muth, — bei verhältnißmäßig beschränkten Talenten — daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs-, Noth- und Brodwissenschaft durch Schriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus ich rasch zu Ruhm und äußerm Glück mich emporgeschwungen und von der Mitwelt das laute Zeugniß gewonnen habe, daß mein Leben der Menschheit nützlich gewesen ist.“

Anders Ludwig, auf den so zwingende äußere Umstände nicht einwirkten, der vielmehr die für die zwanziger Jahre nicht unerhebliche Summe von 1000 fl. jährlich für seinen Universitätsaufenthalt (in Berlin) verwenden konnte, und der die Philosophie mit ungleich leidenschaftlicherem Enthusiasmus ergriffen hatte.

Der Brief vom 22. März 1825, in welchem er seinem Vater seinen Abschied von der Theologie anzeigt, bleibt einer der merkwürdigsten und interessantesten aus der ganzen in dem Nachlasse enthaltenen Sammlung. Leider ist er zu lang, um hier ungetheilte Aufnahme zu finden, aber auch aus dem folgenden Bruchstück läßt sich zur Genüge das hinreißende Feuer der Beredsamkeit, die Ueberfülle des ihm zufluthenden Stromes an Bildern, die gewaltige Kraft des Ausdrucks, der pathetische Schwung ächten Empfindens erkennen, die bereits den Zwanzigjährigen ungewöhnlich auszeichneten. Feuerbach schreibt also: „Ich kann getrost sagen, ich habe in der Theologie gelebt, gewohnt, gefühlt, gedacht; ich saß an jenen Quellen, wo sie ewig verjüngt, als schöne Nymphe mir emporstieg, aber auch an Brandstätten, wo sie wie eine Hexe zu einem verrunzelten, verkrüppelten, verschrumpften Apfelschnitt eindorrte; ich konnte fröhlich jauchzen und jubeln mit dem Sänger David, Winter, Frühling, Sommer und Herbst brachte mir der Wechsel seiner tiefen Empfindungen, den Menschen gab mir die Lieblichkeit seiner Hirtenlieder, den Gott die Erhabenheit seiner Preisgesänge; ich konnte jammern mit Jeremias über den Untergang der gottgeweihten Stadt, zürnen und dräuen mit Ezechiel dem verruchten Volke, Flüche mit Donner und Blitz, wie von Cherubinen getragen, auf seine Härte schleudern; mit den Jüngern durch das heilige Land wandern, an den Lippen des Herrn hangend den Honig seiner Lehre einsaugen: — ich habe in ihr gelebt. Aber jetzt befriedigt sie mich nicht mehr, sie giebt mir nicht, was ich fordere, was ich brauche, nicht mein tägliches Brod, nicht die nothwendigsten Victualien meines Geistes; dem Armen reichten sie am Kreuze noch statt des ersehnten Trunkes kühlen Wassers einen Essigschwamm. Palästina ist mir zu eng; ich muß, ich muß in die weite Welt,

und diese trägt nur der Philosoph auf seinen Schultern. Von Morgen nach Abend zieht die Geschichte des Menschengeschlechts; aus dem jugendlichen, schönen Reiz des Morgenlandes trete ich zurück in mich, in den tiefen Ernst, in die gereifte männliche Besonnenheit germanischer Philosophie. Sollte ich bei der Theologie mein Verbleiben haben, so würde ich aus einem Freien ein Sclave wider Ueberzeugung und Einsicht, wider die eigene Befriedigung meiner selbst, wider Interesse, Lust und Neigung; ich müßte gehen, ohne Beine, athmen, ohne Luft zu haben; sie ist mir abgestorben und ich ihr. Der Mensch kann Alles, sagt man; ja wohl, — auch eine Todte zur Braut nehmen, und wie wollte ich denn ihr bleiches Leichentuch als Brautzelt über mich spannen, oder zu den schwellenden Segeln meines zerbrochenen Schiffes nehmen! Zerfressene Knochen sollten die Krücken eines kranken Herzens, die durchlöcherte ausgehöhlte Brust eines Todtengerippes sollte die Krippe meines Bethlehem sein! der Modergeruch der süße Weihrauch, den ich dem Herrn opferte! Mich wieder in die Theologie zurückweisen hieße einen unsterblich gewordenen Geist in die einmal abgelegte sterbliche Hülle wieder zurückwerfen; denn die Philosophie reicht mir die goldenen Aepfel der Unsterblichkeit und gewährt mir den Genuß ewiger Seligkeit, Gegenwart und Gleichheit mit mir selbst."

Daß dieser Brief den Vater, der bei Erwägung von Lebensplänen mit sehr concreten Factoren zu rechnen gewohnt war und nun alle Absichten in Bezug auf seinen jüngsten Sohn vereitelt sah, wenig erbauen würde, ließ sich nicht anders erwarten, und die Antwort desselben drückt denn auch die denkbar stärkste Mißbilligung aus. Sie spricht das herbe Wort aus, daß der Vater Anfangs geglaubt habe, schleunige Anstalten zur Wiederherstellung der geistigen Gesundheit des

Briefstellers treffen zu müssen, so arg habe die Tollheit, während sie als Philosophie sich ankündigte, in verkehrten, verzerrten, durch einander gewirrten Bildern gerast. Im weitern Verlaufe erhebt der Vater noch einige, von ihm selbst aber schon im Voraus als zwecklos bezeichnete Einwendungen und erklärt alsdann, daß er geschehen lassen müsse, was er nicht hindern könne, indem er hinzufügt: „Fest überzeugt, daß über Dich nichts zu gewinnen ist, daß selbst der Gedanke an eine Dir künftig bevorstehende kummervolle Existenz ohne Brod und Ehre allen Einfluß auf Dich verloren hat, überlasse ich Dich Deinem eigenen Willen, Deinem Dir selbst bereiteten Geschick und — ich sage es Dir voraus — Deiner eigenen Reue.“ Von dieser Vorhersage ist zwar nicht der zweite, wohl aber der erste Theil in einem gewissen Sinne, in dem Sinne jedenfalls, in welchem ihn der eine ansehnliche Lebensstellung bekleidende und durch äußere Ehren ausgezeichnete Vater verstand, eingetroffen. Als Ludwig Feuerbach sich 1834 — ein Jahr nach dem Tode seines Vaters — verlobte, waren sämmtliche wiederholte Versuche, sich eine regelmäßige Berufsthätigkeit zu sichern, ihm mißlungen, und seine Aussichten in die Zukunft waren daher im Wesentlichen die nichts weniger als ermuthigenden eines deutschen philosophischen Schriftstellers. Als er sich drei Jahre später verheirathete, stand es nicht viel besser. Indessen fehlte doch nicht aller Boden, auf dem sich ein Daheim gründen ließ, und das junge Paar machte bald ausfindig, daß dasselbe für seine nächsten Zwecke völlig ausreichen könne. Feuerbach hatte die Gewißheit erlangt, daß die kleine bairische Staatspension, die er in Folge der Stellung seines verstorbenen Vaters bezog, — sie betrug 280 fl. und wuchs nach dem Tode der Mutter auf 420 fl. — ihm auf keine Weise, weder durch Heirath noch Erbschaft noch sonst

etwas (nur durch Anstellung) genommen werden könne; seine Braut bezog eine Rente von einigen hundert Gulden aus einem ihr durch Verschwägerung zugehörigen Antheil an einer Porzellanfabrik, freie Wohnung in dem reizend belegenen alten markgräflichen Schlosse Bruckberg bei Ansbach, in welchem die Fabrikation betrieben wurde; freies Holz, Gemüse und Obst kamen als weitere Emolumente hinzu, — wie hätte sich das philosophische Liebespaar nicht reich dünken sollen, selbst wenn F. den ganzen Ertrag seiner literarischen Thätigkeit auch nur auf 100 fl. jährlich veranschlagte, wie er es in einem damals geschriebenen Briefe an seine Braut thut? „Ich kann also", schreibt er, und bescheidener und anspruchsloser hat wohl nie ein deutscher Schriftsteller, dessen Name bereits Geltung erworben, über seine Aussichten gedacht, „ohne mir und Dir einen blauen Dunst vorzumachen, meine Schriftstellerthätigkeit so zu sagen auch als ein Capital ansetzen, das seine Zinsen trägt, so daß ich folglich im Ganzen ungefähr 400 fl. jährlichen Ertrag als sehnsuchtsvoller Ehestandscandidat zur Realisirung unseres Wunsches mitbringen kann."

Mehrere Jahre vor dieser Periode hatte F. bereits seine erste größere Schrift, die Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, veröffentlicht; in der nächsten Zeit folgten die philosophisch-historischen Arbeiten, sein Leibnitz, sein Bayle u. s. w.; 1841 erschien das „Wesen des Christenthums", welches er später einmal in einem Briefe an W. Bolin*) den „Kaiserschnitt der christlichen Religion" benennt. Mit Bezug auf die zuerst erwähnte Schrift ist hier eines in dem Nachlasse enthaltenen Briefes von Tiedge zu gedenken. Tiedge gehörte

---

*) Ein verdienstvoller jüngerer schwedischer Gelehrter, gegenwärtig Bibliothekar in Helsingfors.

zu den intimsten und verehrtesten Freunden Anselm von Feuerbach's. Dieser hatte die Bekanntschaft des Sängers der Urania 1815 in Karlsbad gemacht. Ueber ihn und dessen von ihm unzertrennliche Freundin Elise von der Recke bemerkte er in einer die Karlsbader Begegnungen kurz notirenden Niederschrift: „Der liebenswürdige Sänger der Urania Canonicus Tiedge aus Berlin. Mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder als Mensch zum Menschen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen mißgestalteten Körper. Unsere Freundschaft auf Du und Du. Die berühmte Elise Gräfin von der Recke, Schwester der Herzogin von Curland. Schon bejahrt und kränkelnd; doch noch schön; einnehmend beim ersten Blick; hoher Anstand ohne Stolz; gütig ohne Miene der Herablassung; edel an Geist und Herz u. s. w." Ein ununterbrochener brieflicher Verkehr hielt von da an diese durchaus sympathisch für einander gestimmten Geister im engsten Zusammenhange, und dies Verhältniß war jedenfalls die Veranlassung, daß der junge Philosoph sein revolutionaires Buch dem Sänger der Unsterblichkeit überreichte, für den dasselbe, rein seinem Inhalte nach betrachtet, eine so ungeeignete Gabe wie irgend möglich war. Tiedge's Antwort lavirt in einer beinahe ergötzlichen Weise zwischen dem Unbehagen über den Inhalt dieser metaphysischen Brandschrift und dem Wunsche, dem Sohne seines hochverehrten Freundes etwas Verbindliches für sein Geschenk zu sagen, umher. Sie ist aus Dresden vom 30. November 1831 datirt und lautet:

Hochgeschätzter Herr! Zuvörderst sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die gütige Mittheilung Ihrer Schrift: Gedanken u. s. w. Ich habe mich zwar noch nicht ganz durchgearbeitet durch das ganze mit mancherlei Dunkelheiten durch-

schossene System Ihrer zum Theil sehr scharfsinnigen Gedanken. Wie dunkel oder auch als Wiederholtes mir Manches darin erscheint, so gestehe ich doch aufrichtig gern die gefühlte Wahrscheinlichkeit ein, daß jene Dunkelheiten und manches sonst noch Auffallende blos subjectiver Natur sein mögen. Nur das ist mir vollkommen klar, daß Ihre ganze Schrift einen großen, zum Theil feurigen Hymnus auf die Vernichtung vernünftiger Individualität enthält, der nur die Fortdauer der Gattungen zuläßt. Ich begreife, daß ein junger, geistvoller Mann, der das große, obgleich ungewisse Capital seines Lebens vor sich liegen hat, mit einer gewissen Gleichgültigkeit die endliche Auflösung seiner Existenz und den materiellen Uebergang in andere Form in kunstreichen und scharfsinnigen Begriffen und poetischen Betrachtungen anschauen und in der durch ihn bereicherten Begrenzung seines Daseins sich gefallen kann. Sehr viele Ihrer Leser hingegen werden wahrscheinlich Ihre Darstellung scharfsinnig, aber trostlos finden. Auch fürchte ich, daß Ihr System Ihnen bei Ihrem Fortkommen in der von Ihnen eingeschlagenen Laufbahn böse Hindernisse veranlassen wird. In Ihren Xenien spricht sich ein gewisser kecker Muthwille aus, dessen jugendliche Natur die Anstößigkeit derselben hoffentlich beseitigen wird. Indessen macte hac tua virtute esto! Recht sehr wünsche ich bald wieder etwas von Ihnen zu lesen, wo ich Ihnen nachfliegen kann, wenn ich auch eben nicht mehr schnell zu fliegen vermag. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener
Tiedge.

Gegen das Ende der dreißiger Jahre und in den Anfang des darauf folgenden Jahrzehnts fällt eine lebhaftere Berührung zwischen A. Ruge und Feuerbach, von der der Cor-

respondenztheil des Nachlasses aber eigenthümlicher Weise nur in den mitgetheilten Briefen Ruge's an Feuerbach Kunde giebt, während die Erwiederungen des Letzteren bis auf einen Brief aus dem Jahre 1843 nicht vorhanden sind. Ruge's lebhafte agitatorische, verschwörungslustige Art des philosophischen Wirkens, sein Bedürfniß, in der Denkwerkstätte gleich die Waffen zu schmieden, mit denen unmittelbar die realen Mächte des Widerstandes in Staat und Kirche angegriffen werden sollten, entsprachen Feuerbach's Geschmack im Ganzen wohl nur wenig. Ruge war nie um ein Project verlegen, und so viel Schererei, Umstände, Störungen aller Art und Vermögensschädigungen ihm auch daraus erwuchsen, er wurde nie laß, Hand anzulegen. Bald sieht er hier, bald da ein Eisen im Feuer glühen, welches man schmieden müsse, so lange es noch heiß sei, und welches er schmieden muß, da es sonst Niemand thut. Die wahrhaft martervolle Arbeit, die von ihm ins Leben gerufenen Hallischen Jahrbücher trotz aller Censurquälereien*) und sonstigen Chicanen über Wasser zu halten, verdirbt ihm nicht den Geschmack an dem weitaussehenden Projecte, das er 1839 entwirft, eine Akademie der freien philosophischen Richtung in Dresden zu gründen. Sachsen soll Preußen zur Freiheit aufstacheln oder selbst die protestantische Initiative ergreifen

---

*) Ueber diese schreibt Ruge beispielsweise in einem Briefe vom April 1839: „Es ist eine verfluchte Calamität, von solchen Hornochsen abzuhängen, wie dieser Censor in L., der wahrlich eher in die Mühle gehörte als in die Studirstube. Wir haben nicht nur die eine ganze Woche, die schon gesetzt und fertig zum Drucke war, sondern auch diese hoffnungsreiche Aussicht auf den Effect Ihrer Arbeit verloren und wurden wirklich höchst unangenehm dadurch derangirt und turbirt. Diese Verbesserungen durch Ballhorn, diese greulichen Abstumpfungen aller, auch der feinsten Pointen sind ganz unerträglich, eine wahre Sünde wider den Geist."

(unter der Aegide eines katholischen Königshauses!). Mit etwa zehn Stellen, jede zu 1000 Thlr., könnten — meinte er — die verschiedenen Fächer ganz von der Philosophie aus besetzt werden. Die Orthodoxie und Unfreiheit jeder Art, ebenso den Positivismus müßte man ausschließen. Kapp, Feuerbach, Strauß, Schwarz, Georgii, Binder u. s. w. wären in Vorschlag zu bringen, die Jahrbücher zum Organe der Akademie zu nehmen, und so eine Basis für die wirkliche Bildung der gegenwärtigen Wissenschaft zu gewinnen. „Preußen", — fügt er hinzu, — „hat es verdient, daß diese Ehre von ihm genommen werde, und Halle ist wahrlich nicht der Ort, den man zum Nabel der Erde ernennen könnte."

Nachdem dieser Plan, wie vorauszusehen war, im sächsischen Gesammtministerium mit Glanz durchgefallen, und auch der alsdann folgende Ruge'sche Plan, durch freie Vorlesungen der Vertreter der Ultraphilosophie „auf gut demokratisch und nordamerikanisch" eine Universität nach neuem Schnitte gründen zu helfen, an der Unlust der philosophischen Streiter selbst gescheitert war — Strauß, der Demagogie witterte, nahm den Vorschlag sogar übel und sagte sich von den Jahrbüchern los —, finden wir ihn einige Jahre später mit einer neuen „Gründung", den „deutsch-französischen Jahrbüchern", beschäftigt und bemüht, Feuerbach als Mitarbeiter für dieselben zu gewinnen. Aber dieser beanstandete das Unternehmen aus praktischen Gesichtspunkten. Diese Association sei auffallend, und schon dadurch verfehle sie ihren Zweck. In dem heutigen (1843) philiströsen Deutschland dürfe man keinen Wind, am wenigsten Sturmwind machen, es komme nur darauf an, Luft zu schaffen. Der Wind stelle sich schon mit der Zeit von selbst ein. Die stillen Wirkungen seien die besten. Der Plan gelangte indessen in demselben Jahre doch noch zur Ausführung,

und Marx, der bei der Herausgabe betheiligt war, suchte im weitern Verfolge Feuerbach für eine Arbeit über den gerade damals bei den Franzosen in unverdientem Ansehen stehenden Schelling zu interessiren. Marx' Brief ist geistvoll und treffend. „Wie geschickt", schreibt er an Feuerbach, „hat Herr Schelling die Franzosen zu ködern gewußt, vorerst den schwachen eklektischen Cousin; später sogar den genialen Leroux. Dem Pierre Leroux und seines Gleichen gilt Schelling nämlich immer noch als der Mann, der an die Stelle des transcendenten Idealismus den vernünftigen Realismus, der an die Stelle des abstracten Gedankens den Gedanken mit Fleisch und Blut, der an die Stelle der Fachphilosophie die Weltphilosophie gesetzt hat! Den französischen Romantikern und Mystikern ruft er zu: „Ich, die Vereinigung von Philosophie und Theologie", den französischen Materialisten: „Ich, die Vereinigung von Fleisch und Idee", den französischen Skeptikern: „Ich, der Zerstörer der Dogmatik", mit einem Worte: „Ich ... Schelling!"

„Sie würden unserm Unternehmen, aber noch mehr der Wahrheit einen großen Dienst leisten, wenn Sie gleich zu dem ersten Hefte eine Charakteristik Schelling's lieferten. Sie sind gerade dazu der Mann, weil Sie der umgekehrte Schelling sind. Der — wir dürfen das Gute von unserm Gegner glauben — aufrichtige Jugendgedanke Schelling's, zu dessen Verwirklichung er indessen kein Zeug hatte als die Imagination, keine Energie als die Eitelkeit, keinen Treiber als das Opium, kein Organ als die Irritabilität eines weiblichen Receptionsvermögens, dieser aufrichtige Jugendgedanke Schelling's, der bei ihm ein phantastischer Jugendtraum geblieben ist, er ist in Ihnen zur Wahrheit, zur Wirklichkeit, zu männlichem Ernst geworden. Schelling ist daher ihr antecipirtes Zerrbild, und sobald die Wirklichkeit dem Zerrbilde gegen-

über tritt, muß es in Dunst, in Nebel zerfließen. Ich halte Sie daher für den nothwendigen, natürlichen, also durch Ihre Majestäten, die Natur und die Geschichte, berufenen Gegner Schelling's. Ihr Kampf mit ihm ist der Kampf der Imagination von der Philosophie mit der Philosophie selbst. . . . ."

„Ganz der Ihrige

Dr. Marx."

Feuerbach fühlte sich von dieser Aufforderung sehr angeregt, und er kämpfte mit sich, ob er ihr nicht entsprechen solle; aber er lehnte gleichwohl ab. „Es ist mir psychologisch unmöglich," antwortete er Marx, „auf eine so wesenlose, eitle, transitorische Erscheinung wie Schelling meinen inhaltsbedürftigen Geist zu richten. Wo nicht die äußere Nothwendigkeit mit der inneren zusammenfällt, da kann ich nichts thun, nichts leisten. Wo ich keinen Gegenstand vor mir habe, da kann ich auch keinen Gegensatz bilden. Aber zu einer Charakteristik Schelling's ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden. Was ist es, was Schelling noch heute eine scheinbare Bedeutung giebt? Ist es er selbst? Ach! man öffne seine Vorlesungen, und man fällt in Ohnmacht vor dem Leichengeruch der Duns Scotischen Scholastik und Jacob Böhm'schen Theosophistik. Es ist der unsauberste und unlauterste Mischmasch von Scholastik, die nach dem Petrus Lombardus riecht, von Theosophismen. Darin liegt also die Kraft und Bedeutung Schelling's. Außer ihm liegt sie — in denen liegt sie, die, um ihre politischen und kirchlichen Interessen oder vielmehr Intriguen ins Werk zu setzen, irgend eines Namens eines Philosophen bedurften. Außerdem würde Schelling noch ebenso — zu seinem Heil — im Dunkeln geblieben sein, wie er es in München war, höchstens in den unterthänigen Köpfen einiger Docenten seinen verwirrenden Spuk fortgetrieben haben."

Durch dieses ablehnende Verhalten stellte sich Feuerbach, einsiedlerisch wie er ohnehin schon lebte, auch noch außerhalb alles schon damals eine immer steigende Bedeutung annehmenden journalistischen Zusammenhanges. Gleichwohl war gerade zu jener Zeit seine durch das „Wesen des Christenthums" rasch errungene Popularität eine ganz ungewöhnliche und wirklich bedeutende: in den weitesten Kreisen wurde für Feuerbach „geschwärmt"! Eine Probe davon giebt Fr. Kapp, der über einen Ausflug nach Gütersloh und Bielefeld 1845 an einen Freund schreibt: „Es war eine so wohlthuende Erscheinung, daß hier auch die Frauen an den Bestrebungen der Männer so lebendigen Antheil nehmen, daß sie ihre Kämpfe mit durchkämpfen und gleiche Liebe, gleichen Haß, kurz gleiche Ansichten mit den Männern hegen. Feuerbach hat in dieser Gegend eine fabelhafte Masse von Verehrern und Feinden. Letztere, nämlich die Pfaffen, sagen von einem ihnen unausstehlichen Menschen: „er ist unverschämt wie Feuerbach selbst". Ein Kaufmann dagegen, der einen gefährlichen Säbelhieb auf den Kopf bekommen hatte, bat, weil er zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde, ihm doch einige Kapitel aus dem Wesen des Christenthums vorzulesen. Feuerbach ist in vielen Häusern dieser Gegend der Störenfried. Die Eltern verfluchen und verwünschen, die Söhne und Töchter bewundern und lieben ihn u. s. w."

Daß eine so weithin sichtbar gewordene und von so vielen Augen gesuchte Persönlichkeit in der 48er Zeit, welche jede Celebrität nutzbar zu machen suchte, nicht übergangen werden würde, war selbstverständlich. Und in der That lag es nur an Feuerbach selbst, wenn er an den Kämpfen und Bestrebungen jenes bewegten Jahres fast nur beobachtend und empfindend Antheil nahm, während sein Antipode Ruge gerade damals

die ausdauerndste und rührigste Thätigkeit durch alle Stadien und Metamorphosen des revolutionairen Processes entfaltete. Man muß K. Grün beistimmen, wenn er in dieser Hinsicht über Feuerbach sagt: „F. hielt sich für revolutionair, und auf dem Felde des Denkens war er es auch*), — und sein ganzes Wesen ging doch nur auf Evolution. Er philosophirte über die handelnden Personen und fand sie meist unter seinem Maße. In Gedanken schob er die Revolution auf spätere Zeiten hinaus, d. h. er gab sie auf."

Den einzigen Einbruch in seine gewohnte Art zu leben und zu wirken, den er der stürmisch aufgeregten Zeit gestattete, bildeten bekanntlich die vom December 48 bis März 49 auf Wunsch von Studenten in Heidelberg gehaltenen Vorlesungen über Religionsphilosophie (Bd. VIII. der Ges. W.). Aber schon dies kostete ihm die alleräußerste Ueberwindung, und die Briefe an seine Frau aus der damaligen Zeit sprechen dies auf die lebhafteste Weise aus. „Ich habe", schreibt er im November 1848, „seither die traurigsten Zustände durchlebt, die nur immer der Mensch erleben kann. Ich hatte die grenzenloseste Sehnsucht nach Euch, nach Bruckberg, nach meinem alten, stillen, einfachen und doch so gehaltvollen Leben. Alles, Alles war mir unheimlich, unbehaglich, ekelhaft. So schön das Heidelberg im Sonnenschein, so häßlich ist es bei schlechtem, bei novemberlichem Wetter. Wie schön sind unsere auch im Winter grünen Wälder gegen das kahle niedrige Buchengestrüpp der Heidelberger Berge! Doch genug davon." Und in einem andern Briefe nennt er, daß er nach Heidelberg gegangen sei und dort gelesen habe, „die That der größten Selbstüberwindung", die er je vollbracht. Aber gleichwohl sei diese

*) Sollte eigentlich heißen: wirkte er auch so.

That kein Verdienst gewesen, denn nur seine Mittellosigkeit habe ihn dazu gebracht. Und er fügt hinzu: „Ueberhaupt werde ich mich nie mit dem Städteleben versöhnen. Von Zeit zu Zeit in die Stadt zu ziehen, um zu lehren, das halte ich, nach den Eindrücken und Wirkungen zu schließen, die ich bereits hier hervorgebracht habe, für gut, ja für meine Pflicht; aber dann muß ich wieder zurück in die ländliche Einsamkeit, um hier im Schoße der Natur zu studiren und auszuruhen."

Die Märzbewegung des Jahres 1848 hatte ihr Ende erreicht; die meisten Blüthen und jungen Triebe, die sie gezeitigt, lagen verwelkt und entblättert auf dem Boden, der Sturmwind der Reaction besorgte den Kehraus. Feuerbach, der im März 1849 seine Heidelberger Vorlesungen unter einem Beifallssturme geschlossen, kehrte auf sein Dorf zurück. Aber die allgemeine Uebermüdung und Verekelung — natürlich außerhalb des Kreises der siegreichen Militair- und Hofpartei —, die Abspannung und Aussichtslosigkeit waren so groß, daß auch Bruckberg beinahe alle seine Reize für den Philosophen einbüßte. „Du gehst nach Paris", schreibt er am 3. März 1850 an Fr. Kapp, „und ich gehe nach dem Interim einer Vorlesung auf ein deutsches Dorf; Du beginnst ein neues Leben, und ich fange ganz im Einklange mit der Geschichte der deutschen „Revolution!" wieder das alte Leben an. Du gehst der Zukunft entgegen, und ich hinke wieder tiefgebeugt in die Vergangenheit zurück; Du Glücklicher! segelst jetzt selbst in das jugendliche Amerika hinüber, und ich sitze auf dem Mist des alterfaulen Europa." Nur durch Veränderung und Erweiterung seiner Studien, meint er weiterhin, könne er den Rückfall in das alte Leben ertragen. Nur in der Quelle des classischen Alterthums habe er wieder Lebenskraft gefunden. Nur in unausgesetzter geistiger Thätigkeit könne er es in dem

Irren- und Schurkenhause der europäischen Welt aushalten. Er sei daher fleißiger und geistiger als je.

Diese angespannte Thätigkeit bezog sich auf die gerade damals begonnenen Studien zu Feuerbach's nächstem größern Werke, der 1857 erschienenen „Theogonie nach den Quellen des classischen, hebräischen und christlichen Alterthums". Nebenher erschienen in den dazwischen liegenden Jahren dann noch die Vorlesungen über das Wesen der Religion, die er in Heidelberg gehalten, und der biographische Nachlaß seines Vaters. Die Theogonie ist für Feuerbach immer ein Schmerzenskind gewesen. Ursprünglich sollte sie sein „eine überzeugend oder vielmehr beschämend klare, mit historischen Beispielen und Entwickelungen belegte Darstellung" seiner atheistischen Religionsprincipien. Bald fand sich, daß dies nicht nur philosophische, sondern auch philologische Thätigkeit erfordere, wobei die beschränkten pecuniairen und literarischen Mittel überall hindernd in den Weg traten. Mit der Schwierigkeit der Arbeit wuchs alsdann die Liebe zu derselben. Die Vertiefung in die homerische Theologie, um darzulegen, daß schon Homer nur poetisch ausgesprochen habe, daß das Geheimniß der Theologie die Anthropologie sei, erforderte Hülfsmittel, in deren Besitz Feuerbach oft erst nach Jahren gelangte. So konnte er sich die sogenannten Venetianischen Scholien und Nitzsch's Anmerkungen zur Odyssee erst 1856 verschaffen, da er sich auf den wohlfeilen, aber langsamen Antiquarweg angewiesen sah. Das auf Grund solcher umfassenden und mühsamen Studien erlangte Resultat schien ihm schließlich doch eine ganz andere Geltung beanspruchen zu können als seine früheren Arbeiten. Zwar betont er noch 1855 in einem an den Regierungsrath v. Herder (Sohn des Philosophen und Dichters) gerichteten Briefe, daß seine Schrift nichts Neues

bringen werde, sondern nur „ausführliche, historisch und philosophisch erörterte Beweise des längst in Jugendfrische Gesagten"; aber der fertigen Schrift stand er doch ganz anders gegenüber. Sie erschien ihm nun in ihrem Verhältnisse zu dem „Wesen des Christenthums" wie „der Mann zum Jüngling, der Meister zum Schüler, wie das: Es ist Tag, zu dem: Es wird Tag" dazustehen. Er nennt sie in einem Briefe an W. Bolin seine „einfachste, vollendetste, reifste Schrift", diejenige, fügt er hinzu, „in der ich mein ganzes geistiges Leben von Anfang bis zu Ende reproducirt habe, in der ich aber das, was ich in den früheren Schriften in der Form ermüdender philosophischer Beweise aussprach, in der Form unmittelbarer, in sich seliger Gewißheit ausspreche, in der ich eben deswegen mich nicht mehr als wenn auch nur scheinbaren Hegelianer oder Fichtianer, sondern als directen Homeriden beurkunde und legitimire."

Dieser Werthschätzung entsprach nun die flaue Theilnahme, welche dem Buche zu Theil wurde, in keiner Weise. Keine der Arbeiten des Philosophen ist so gänzlich unbeachtet geblieben, hat so wenig Stimmung für sich zu erzeugen vermocht. Der Grund war nicht schwer zu errathen und ergab sich mit einiger Nothwendigkeit aus dem Charakter der Schrift. Um ihren Inhalt zu würdigen und aus demselben Genuß zu schöpfen, mußte man ganz erhebliche philologische Sach- und Fachkenntniß mitbringen. Schon gleich die ersten Abschnitte der Theogonie: „Achilleus Zorn und Zeus Wille", „der Gegenstand der Ilias", „die homerischen Gebetserhörungen", „der Gegenstand der Odyssee", „sprachliche Bemerkungen" u. s. w. sind ohne solche Kenntniß gewissermaßen ungenießbar, d. h. sie können nur dem die Freude bereiten, die in jedem tiefern Verständnisse liegt, der im Stande ist, selbständig den Quellen-

forschungen aus dem classischen, hebräischen und christlichen Alterthum nachzugehen. Wie Wenigen konnte aber dies schließlich zugemuthet werden! Und wie leicht machte es sich daher, daß Leser, die von dieser Seite der langwierigen und mühevollen Arbeit absehen mußten und dieselbe daher am liebsten gänzlich übersahen, in das Urtheil Ruge's mit einstimmten, der in einer Beurtheilung von Feuerbach's Buch im Prutz-schen Museum dasselbe als „Variationen eines im ‚Wesen des Christenthums' abgedroschenen Themas" bezeichnete. Feuerbach verdroß diese leichtfertige Kritik im höchsten Grade. Er nannte Ruge einen Menschen, „der noch bis über die Ohren in dem Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen stecke", und fand es „auffallend", wie in dem Ignoriren dieser Schrift, welche ihm immense Studien und im Verhältniß zu seinen Mitteln immense Ausgaben auferlegt habe, seine Freunde und Feinde übereinstimmten. Allein hier suchte der in eine erklärliche Verbitterung hineingerathene Denker die Erklärungsgründe viel tiefer, als sie eigentlich lagen. Er übersah den eigenthümlichen Charakter seiner Schrift, er übersah auch, daß sich allgemach eine Veränderung in den Studien und dem ganzen Zuschnitte des Forschungsgebietes der Zeit vorbereitete, welche es nothwendig bedang, daß das wissenschaftliche Interesse an den religiösen Fragen sich erst nach geraumer Zeit ungefähr in der Richtung wieder ansammeln und verdichten konnte, welche späterhin Strauß einschlug.

Dem leichten Schlage, welcher in dem Mißerfolge der Theogonie enthalten war, folgte bald der schwerere nach: — Feuerbach's durch widrige Vermögensverhältnisse verursachte Trennung von Bruckberg, das er 24 Jahre lang bewohnt hatte, und seine Uebersiedelung nach dem Rechenberg bei Nürnberg 1860. Wie schwer der mit unzähligen Fasern seines

innersten Menschen in seinem langjährigen Musensitze eingewurzelte Denker diese Aenderung empfand, ist bereits früher von mir in der Zeitschrift „Deutsche Warte" hervorgehoben worden (vgl. die acht Briefe von L. Feuerbach, Bd. IV, Heft 10, 1873). In seinem Tagebuche aus der damaligen Zeit findet sich die einen schneidenden Schmerz ausdrückende lakonische Notiz verzeichnet: „Meine Scheidung von Bruckberg ist eine Scheidung der Seele vom Leibe. Ich habe heute meinen Miethcontract mit H. v. B. und damit vielleicht mein Todesurtheil unterzeichnet." In der That ist Alles, was der Philosoph von da ab treibt, nur noch halbes Lebenswerk, der Ungunst der äußeren Lebensverhältnisse, die allerdings durch die Schillerstiftung und die Dazwischenkunft einiger Freunde vor weiterm Verfalle bewahrt wurden, mühsam abgerungen. „Ich komme mir vor wie eine Blume ohne Blumentopf, wie ein Fluß ohne Bett, wie ein Bild ohne Rahmen." — Diese Stelle aus seinen nachgelassenen Aphorismen bezeichnet die Stimmung steter Unlust und innern Abhärmens, die ihn auf dem öden Rechenberge kaum noch verließ.

Dennoch suchte Feuerbach sich wieder aufzurichten, seine eifrige Natur ließ ihn ohnehin nicht in der Passivität der Dulderstimmung lange ausdauern. Er beschäftigte sich anhaltend mit den neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und studirte Humboldt, Vogt, Lyell und Darwin, er verfaßte ferner auf Kapp's Wunsch eine interessante kleine Monographie über das Wesen der Herrnhuterei und gelangte endlich sogar wieder dazu, ein größeres Ganze für den Druck herzurichten: es sind dies mehrere unter dem Titel: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie" in Eins vereinigte und 1866 herausgegebene Abhandlungen. (Bd. X der Ges. W.) Mit der

Herausgabe dieses Buches überkam Feuerbach wieder etwas wie eine gehobene Stimmung, er redete wieder zu den Menschen, er fühlte sich im Zusammenhange mit ihnen. Schon vorher (1864) hatte ein vorübergehender Aufenthalt in Berlin sehr anregend und erfrischend auf ihn eingewirkt. Sein mir damals abgestatteter Besuch hinterließ mir einen sehr günstigen Eindruck; ich fand den Philosophen, der gerade sein 60. Jahr zurückgelegt hatte, keineswegs gealtert und wenn auch wie immer wortkarg, doch antheilnehmend an Allem. Wir sprachen viel über die politischen Tagesfragen. Feuerbach neigte mehr nach der Auffassung der süddeutschen Demokratie hinüber, als daß ich mich über jeden einzelnen Punkt mit ihm hätte verständigen können; aber im Ganzen begegneten wir uns doch in gemeinsamen Grundanschauungen und in einer gemeinsamen Anerkennung des Nothwendigen, wenn er dasselbe auch mehr zweifelnd, ich mehr hoffend betrachtete. Und diese seine gesunde Grundanschauung, die ihn auch gewiß der jüngsten Entwickelung der deutschen Verhältnisse gegenüber nicht auf die Seite der demokratischen Sonderbündler gestellt haben würde, findet sich auch in seinem Nachlasse ausgesprochen, woselbst es schon 1859 in einem Briefe an Fr. Kapp heißt: „Was die deutsche Politik betrifft, so heißt es hier bekanntlich: quot capita, tot sensus. Und doch wird Deutschland nie unter einen Hut kommen, kommt es nicht unter einen Kopf — aber wohl nie unter einen Kopf kommen, als bis Einer das Herz hat, mit dem Schwert in der Hand zu behaupten: Ich bin das Haupt Deutschlands! Aber wo ist dieser Bund von Herz und Kopf? Preußen hat wohl den Kopf, aber nicht das Herz; Oesterreich wohl das Herz, aber nicht den Kopf.

Dein Freund

L. Feuerbach."

Feuerbach's neue Schrift — um auf diese noch einmal zurückzukommen — hatte den Schriftsteller wieder in eine lange Zeit nicht mehr gekannte Spannung versetzt; ihr Schicksal bewegte ihn und um so mehr, als er sich selbst bewußt war, daß er die Spuren des Druckes, unter dem er in den letzten Jahren gearbeitet, nicht überall nach Wunsch hatte überwinden können. Er schrieb damals (März 1866) an W. Bolin: „Wahrlich eine geraume Zeit! Aber für mich auch eine Zeit der angestrengtesten Geistesthätigkeit und Gemüthsbewegungen, eben so wohl in Folge der Versprechung meiner leiblichen Tochter, deren Scheidung von mir ich, in Gedanken wenigstens, der Scheidung der Seele vom Leibe gleichsetze, als der Versprechung meiner geistigen Tochter, meiner Schrift an den Buchhändler, die ich auch mit sehr schwerem Herzen aus meinen Händen ließ, ja gern wieder zurückgenommen hätte, wenn ich nicht durch mein einmal gegebenes Wort gebunden gewesen wäre. Am wenigsten dachte ich daran, daß sie schon so bald erscheinen würde; viele Lücken, die allmählich und gelegentlich ausgefüllt werden sollten, sind daher stehen geblieben, viele Partien nicht ausgeführt oder gar weggelassen worden. Doch alea jacta est. Nach fast zehnjährigem Scheintode bin ich wieder zum „Sein für Andere" erwacht; ist nur einmal der Anfang gemacht, so ergiebt sich die Fortsetzung von selbst. Es taugt übrigens schlechterdings nichts, Manuscripte jahrelang liegen zu lassen. Gedacht, geschrieben und gedruckt, das sei des Schriftstellers Motto! Es ist all unser Denken und Schreiben ephemer wie wir selbst, nur daß die Gedanken des Genies der Aufbewahrung würdig sind."

Man würde bekanntlich Manches im Leben anders einrichten, Manches anders anstellen, wenn man überall den Zusammenhang der Verhältnisse übersähe; und so kann auch ich

mich noch jetzt, nach beinahe zehn Jahren, eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, daß es gerade mir zufallen mußte, Feuerbach's letztes Buch in der Augsb. Allg. Ztg. einer ausführlichen Besprechung zu unterziehen. Hätte ich die Stimmung des Philosophen so genau gekannt, wie sie sich in dem eben mitgetheilten Brieffragmente ausspricht, so würde ich unzweifelhaft das Stillschweigen dem Reden vorgezogen haben, denn meine Besprechung konnte bei aller Anerkennung für den Gesammtinhalt an einigen schwächeren Partien des Buches nicht ohne alle Einwendung vorübergehen. Es ist nicht hier der Ort, auf unsere sachlichen Differenzen näher einzugehen. Feuerbach aber, der gerade von mir, dem er noch vor wenigen Jahren die Anerkennung ausgesprochen hatte, daß ihn mein Urtheil über ihn „als ein auf Sachkenntniß gegründetes, innerlichst erfreut und ermuntert habe", eine viel genauere Uebereinstimmung erwartet haben mochte, fand sich durch meine Kritik in seinen Erwartungen getäuscht und herabgestimmt, und auch mein nachträglicher brieflicher Versuch einer Verständigung über einige Hauptpunkte wird an diesem unangenehmen Eindrucke nicht viel geändert haben. Unglücklicher Weise waren auch die allgemeinen Verhältnisse jener bewegten Zeit sehr wenig danach angethan, dem Buche eine aufmerksame Aufnahme Seitens des Publikums zu verschaffen, und so wurde dasselbe im Ganzen wenig beachtet und — für den Augenblick wenigstens — bald bei Seite geschoben, so daß das Ergebniß kein für den Philosophen ermunterndes und erfreuliches genannt werden konnte. — Bald darauf traf diesen ein erster gelinder Schlaganfall. Der bis dahin stets gesunde und ungewöhnlich rüstige Mann wurde zum ersten Male fühlbar an die Abnahme der Kräfte gemahnt.

Die Lebenssonne des vereinsamten Denkers, die sich ihrem

Untergange zuneigte, spendete vor gänzlichem Erlöschen noch einen warmen Strahl, der seine letzten Lebenstage erquickte. Es ist dies seine Berührung mit Konrad Deubler, einem Manne aus dem Volke, der, nachdem er, vom Erkenntnißdrange getrieben, wegen Verbreitung freisinniger Schriften in Oesterreich zwei Jahre schweren Kerkers erduldet hatte, im Jahre 1862 aus tiefinnerster Verehrung die persönliche Berührung mit Feuerbach erstrebte und ihn in Nürnberg aufsuchte. Bald nahm dies Verhältniß einen durchaus innigen Charakter an. Deubler lebte (und lebt noch gegenwärtig) im Dorfe Goisern im Salzkammergute nahe bei Ischl. Der herrliche Aufenthalt in dem oberösterreichischen Gebirge, den Feuerbach auf Andrängen seines neuen Freundes bei ihm nahm, stellte den Genesenden fast völlig wieder her, und eine geplante Uebersiedelung dorthin hätte ihn vielleicht noch auf lange Jahre hin erhalten. Unendlich erquickt fühlte er sich durch den Anblick der großartigen Alpennatur, freilich wirkte die Rückkehr nach Rechenberg dann um so verstimmender. „Wochenlang in der schönsten, meine innigsten Wünsche und Vorstellungen von Natur und Landleben verkörpernden Gegend", schreibt er damals an einen Freund, „bei dem schönsten Wetter, und nun in der schlechtesten, verwahrlosesten Natur, bei dem erdenklichst schlechtesten Wetter, bei erstickenden Staubwolken statt Berggipfel-bekränzenden Luftgebilden, empfindlicher Kälte statt wohlthuender Wärme, heftigem Ost- oder gar Nordostwind statt fast ununterbrochener Windstille in dem auch in dieser Beziehung so ruhigen und geschützten Goisern, — Sie können sich denken, wie meine Gemüthsstimmung bei diesem Contrast seither beschaffen war." Aber es war nicht allein der Reiz der Gegend, der Feuerbach in Goisern so innig wohlthat, sondern auch die Berührung mit den warmfühlenden,

schlichten, redlichen Menschen, die dort seine Wirthe und Freunde waren, vor Allem auch der Zusammenhang mit seinem Deubler, mit dem ihn im Laufe der nächsten Jahre das brüderliche Du noch enger verband. Der Nachlaß enthält eine Reihe von Briefen über dies Verhältniß, und es liegt in meinen Augen eine versöhnende und über manches Erdenleid, das den Menschen Feuerbach betroffen, erhebende Schicksalsfügung darin, daß es gerade ihm, dem abgesagten Feinde alles pfäffischen und aristokratischen Wesens, aller wissenschaftlichen Vornehmthuerei und Geheimkunde, vergönnt war, seinen letzten Stütz- und Ruhepunkt in den Armen des Volkes, dem er im Denken zustrebte, zu finden. Dort in Goisern, an einem Lieblingsplatze Feuerbach's, hat der brave Deubler denn auch einen Tempel in Form der Tellscapelle errichtet, in welchem die große Büste des Philosophen von Schreitmüller aufgestellt werden wird, zum immerwährenden Andenken daran, daß er hier in den letzten Jahren seines Lebens Rast und Labung gesucht und gefunden hat.

Im Jahre 1870 ereilte Feuerbach ein zweiter schwererer Schlaganfall, von dessen Folgen er sich nicht wieder erholte. Seine Kräfte nahmen ab, bald mußte er sich jede geistige Thätigkeit versagen, und es mußte unter diesen traurigen Umständen als eine Erlösung betrachtet werden, daß eine Lungenlähmung am 13. September 1872 dem Leben des müden Pilgers in seinem 68sten Jahre ein Ziel setzte. Feuerbach ruht auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg unter einem hochragenden Denkmale, das sein Bild und ein Lorbeerkranz schmücken. Herr von Kramer-Klett hat für diese würdige Herstellung der Ruhestätte des Philosophen in pietätvoller Anerkennung seiner Bedeutung und seines Charakters Sorge getragen. Und den folgenden warm empfundenen und allen denen,

die den edlen Verstorbenen in seinem Leben näher gekannt, aus der Seele gesprochenen Nachruf widmete ihm sein seitdem leider auch schon aus dem Leben geschiedener Freund, der Secretair des Germanischen Museums, Herr Hektor:

Schreibend: immer wahr und klar,
Sprechend: stets befangen, —
Still, wie all Dein Leben war,
Bist Du hingegangen.

Glaubens-, gottlos nennt man Dich,
Zählt Dich zu den Schlechten,
Und es nennen Christen sich
Diese höchst — Gerechten.

O, Du glaubtest nur zu viel,
Gar an Ideale,
Ein erreichbar höchstes Ziel
Schon im Erdenthale.

Zwar des Streites mit dem Feind
Warst Du längst schon müde:
Sei denn Deinem Staube, Freund,
Friede, Friede, Friede! —

Schließlich noch ein paar Worte über den literarischen Werth des Briefwechsels und Nachlasses, wobei ich indessen von einer Würdigung der umfänglichen, eine warme Verehrung für den Todten bekundenden „Philosophischen Charakterentwickelung", welche der Herausgeber dem Buche vorausgeschickt, absehe. Dieses zerfällt in den Correspondenztheil und in den eigentlichen Nachlaß, d. h. in eine Anzahl zerstreuter Anmerkungen, Nachträge, Bruchstücke, auch einzelner größerer Aufsätze und Entwickelungsreihen, welche sich an Feuerbach's größere Werke ergänzend anschließen.

Den werthvollsten Theil bildet in meinen Augen der Briefwechsel. Ist in ihm auch kein bedeutender literar- oder

culturgeschichtlicher Beitrag enthalten — dafür lebte Feuerbach zu einsam und zu sehr außer aller Berührung sowohl mit Personen wie mit Verhältnissen, — so doch das Spiegelbild eines innerlich reich bewegten Gemüthslebens, einer genialen Denkerkraft, einer ganz eigenartigen, tief einschneidende Wirkungen auch außerhalb des eigenen Lebensringes äußernden philosophischen Entwickelung — und alles das übersichtlich gemacht vom ersten Morgendämmern der Jugend, vom ersten Sonnenstrahl der Jünglingszeit bis zum Schatten des Grabes. Der Nachlaß enthält noch einige werthvolle Zusätze und Nachträge — ein Brief Feuerbach's an Hegel vom Jahre 1828, Feuerbach's Verhältniß zu Hegel 1840 u. s. w. — zur Beleuchtung der Hegel'schen Philosophie, werthvoll deshalb besonders, weil Alles, was in dieser Richtung liegt, werthvoll ist. Neben der außerordentlichen Bedeutung Feuerbach's für die Religionsphilosophie ist seine Auseinandersetzung mit Hegel, die ihn, man kann beinahe sagen zeitlebens beschäftigt hat, von einem gar nicht zu ersetzenden Werthe. Kaum Einer der Schüler Hegel's hat zu diesem in einem so intimen und innigen Gedankenverhältnisse gestanden wie Feuerbach, keiner hat den Bruch mit ihm so aus dem innersten Fundamente vollzogen, keiner hat das Bedürfniß empfunden und Kraft und Muße gehabt, die Nothwendigkeit und Rechtfertigung dieses Bruches so vor sich selbst in das Licht des Selbstbewußtseins zu erheben und zu entwickeln wie er. Daher das kritische Verhältniß Feuerbach's zu Hegel einer der werthvollsten Beiträge zur Geschichte der Philosophie bildet und von bleibendem Werthe für alle Zeiten ist. Willkommen ist ferner der in dem Nachlasse enthaltene Wiederabdruck einiger in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Kritiken, sowie die zum ersten Male veröffentlichte Monographie: Zinzendorf und die Herrnhuter.

Am schwächsten erscheint mir die letzte Arbeit des Philosophen, seine von 1868 auf 69 verfaßten Kapitel zur Moralphilosophie, eine ziemlich umfangreiche weitere Entwickelung des in seinem Buche: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" bereits Gesagten. Hier fehlt es gänzlich an derjenigen scharfen Begriffsbestimmung und an der psychologischen Detail-Arbeit, welche den an sich richtigen Grundsatz, daß jeder Trieb ein Glückseligkeitstrieb ist, und daß eine Moral, welche von demselben abstrahiren zu können glaubt, auf lauter chimärische Bestimmungen hinausläuft, für die Moralphilosophie allein fruchtbar machen und vor Entstellungen beschützen können.

VII.

Wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus.

Von zwei der hervorragendsten Denker, welche die deutsche Geistesarbeit in den letzten vierzig Jahren aufzuweisen gehabt hat, ist der Eine, Schopenhauer, populair geworden, der Andere und zwar gerade derjenige, welcher in ganz entscheidenden Punkten als ein Bannerträger des modernen Zeitbewußtseins bezeichnet werden kann, Ludwig Feuerbach, unpopulair, fast unbekannt geblieben.[1]) Wie erklärt sich diese auffallende Thatsache? Schopenhauer hat zwar keine Schule gegründet — Dr. Frauenstädt allein macht doch noch keine Schule aus und die speculative Romantik des „Unbewußten" würde Schopenhauer, wie ich mir vorstelle, mit der Ruthe abgestraft und vor die Thür gestellt haben — aber er ist im eigentlichsten Sinn des Wortes in die Massen eingedrungen, soweit diese überhaupt von Philosophie berührt zu werden pflegen. Fragen wir wodurch, so vermögen wir darauf am wenigsten eine genügende Antwort zu geben, wenn wir uns an den positiven Inhalt seiner Lehrsätze und Anschauungen halten, die überall dem Bewußtsein der Gegenwart und dem eigentlichen Gedankeninhalt der Zeit schneidend widersprechen. Weder in seiner Lehre von der Welt als Vorstellung, die gerade der naturforschenden Gegenwart mehr wie je als real-existirende Thatsache gilt,

noch in seiner Sonderung des Willens von der Erkenntniß, noch in seiner Ethik, die J. H. Fichte geradezu „auf Rechnung einer tiefen complicirten ethischen Verbildung" setzt, und die in ihrer antikosmischen Spitze und ihrer quietistischen Tendenz nirgends einen Pulsschlag des ringenden Zeitgeistes verräth, finden wir Anknüpfungspunkte. Aber einen Punkt giebt es doch, an welchem Schopenhauer, gerade wo er am wenigsten Philosoph war, und die Gegenwart, wo sie sich der Philosophie zuwendet, sich berühren — das ist die Abneigung gegen unsere jüngste philosophische Vergangenheit.

Von Fichte sagt Schopenhauer u. A. in der „Vierfachen Wurzel": „Gegen alle Gemeinschaft mit diesem Fichte protestire ich. Mögen immerhin Hegelianer und ähnliche Ignoranten von einer Kant-Fichte'schen Philosophie reden: es giebt eine Kantische Philosophie und eine Fichte'sche Windbeutelei — das ist das wahre Sachverhältniß." Für Hegel sind die gelindesten Bezeichnungen: „erbärmlicher Patron" und „plumper Charlatan". Stärkere findet man in der Schrift: „Ueber das Fundament der Moral", an der die königliche Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, der Schopenhauer dieselbe überreicht hatte, ausdrücklich die ungeziemenden Ausfälle gegen einige der summi philosophi tadelte, ein Tadel, der Schopenhauer aufs bitterste verdroß.

Ohne Grund zu der persönlichen bis zur lebhaftesten Antipathie*) gesteigerten Gereiztheit zu haben, die den durch

*) Noch eine Stelle aus den sehr vielen, denen man bei Schopenhauer begegnet, als Beleg: „Will dich Verzagtheit anwandeln, so denke nur immer daran, daß wir in Deutschland sind, wo man gekonnt hat, was nirgends anderswo möglich gewesen wäre, nämlich einen geistlosen, unwissenden, Unsinn schmierenden, die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und für immer desorganisirenden

Hegel in seiner lebendigen Wirksamkeit gehemmten und fast auf Lebenszeit verdunkelten Schopenhauer gegen seinen Nebenbuhler erfüllte, sympathisirt doch die gegenwärtige Zeit in ihrer Abneigung gegen denselben mit Schopenhauer um so mehr, als sie der mühsamen Bewältigung seiner Werke längst entsagt und an die Stelle einer kritischen Ueberwindung eine unkritische Verdammung derselben gesetzt hat. Unglaublich schnell ist der hochragende und architektonisch stets bewundernswürdige Bau der Hegel'schen Philosophie zu einem fremdartigen Tempel geworden, von dessen Wänden unentzifferbare Hieroglyphen dem heutigen Jünger der philosophischen Wissenschaften entgegenstarren, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Zuneigung, welche die Schopenhauer'sche Philosophie gerade unter den philosophischen Aspiranten so vielfach gefunden hat, in erster Instanz dem zuschreibe, daß Schopenhauer einen über die Maßen summarischen Proceß mit Hegel machte und ihm kurzweg das consilium abeundi aus der Reihe der Philosophen ertheilte.

Wie ganz anders ist Feuerbach's Stellung zu Hegel, dessen Denkerkraft er, trotz aller schärfsten Abwendung von dem Inhalt seiner Philosophie, bis an sein Lebensende eine ehrende Anerkennung bewahrte. Daß Feuerbach's hauptsächlich in den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" (Ges. W. Bd. II) niedergelegte Metaphysik so wenig populair und bekannt geworden ist, möchte ich demselben Grunde zuschreiben, den ich für Schopenhauer's Popularität anführte. Feuerbach gründete die Wahrheit der „neuen Philosophie", welche das

---

Philosophaster, ich meine unsern theuern Hegel, als einen großen Geist und tiefen Denker ausschreien; und nicht nur ungestraft und ungehöhnt hat man das gekonnt, sondern wahrhaftig, sie glauben es, glauben es seit 30 Jahren bis auf den heutigen Tag!" (Vierfache Wurzel p. 39.)

Wirkliche in seiner Wirklichkeit und Totalität zum Gegenstand, und zu ihrem Erkenntnißprincip nicht das Ich, nicht den absoluten, d. i. abstracten Geist, nicht die Vernunft in abstracto, sondern das wirkliche und ganze Wesen des Menschen hat, — welche daher nicht wie die alte Philosophie sagt: „Nur das Vernünftige ist das Wahre und Wirkliche", sondern vielmehr: Nur das Menschliche ist das Wahre und Wirkliche, denn der Mensch ist das Maß der Vernunft — welche vor Allem, im Gegensatz zum Idealismus, das Sinnliche zum Subject seiner selbst macht, demselben absolut selbständige, göttliche, primitive, nicht erst von der Idee abgeleitete Bedeutung einräumt — er gründete die Wahrheit dieser Philosophie als metaphysische Wahrheit auf eine Kritik der Hegel'schen Philosophie, deren Negation und Widerlegung sie ist, indem sie gleichzeitig deren nothwendiges Resultat und Wahrheit sein soll, ihr sich selbst erkennender Grundgedanke und ihre widerspruchslose Auflösung. Weder der Gedankengang noch das Resultat der Feuerbach'schen Metaphysik ist daher ohne eine gründliche Kenntniß der Hegel'schen Philosophie zu verstehen, welche die nothwendige, für Viele jetzt aber nicht mehr gangbare Durchgangsstufe bildet.

Für eine populaire Behandlung der Hauptfrage, wie ich sie in den nachfolgenden Blättern versuchen will, scheint mir dieser Weg allerdings nicht geboten. Die Hauptfrage aber, über die Jeder, der das philosophische Gebiet betritt, einmal mit sich ins Reine zu kommen, versuchen muß, bezieht sich immer noch auf die Grundanschauungen des Idealismus, auf jene Grundbehauptung namentlich, daß unsere an Raum und Zeit gebundene Anschauungsweise nicht durch ein real zu Grunde liegendes Verhältniß der Dinge so anzuschauen genöthigt werde, resp. darin eine reale Existenzform der Außenwelt an-

schaue; sondern nur durch unsern Intellect dazu gezwungen sei, — daß also, um mit Kant zu reden, „der Raum nichts Anderes als Vorstellung, alle Erscheinungen insgesammt bloße Vorstellungen sind.“ „Diese anschauliche Welt“, sagt Schopenhauer in der „Welt als Wille und Vorstellung“, ist offenbar ein Gehirnphänomen“, und so wenig dies dem gewöhnlichen Menschenverstande „offenbar“ erscheinen wird, so ist doch in der That, giebt man die Prämissen des Idealismus zu, nichts mehr dagegen zu erinnern. Ist der Quell meiner Weltanschauung mir angehörig, geht die Art und Weise, die Form der Existenz des Objects vom Subject aus, so ist in der That diese anschauliche Welt offenbar nur ein Gehirnphänomen und (wie es in der ersten Ausgabe der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft heißt), „wenn ich das denkende Subject wegnehme, muß die ganze Körperwelt wegfallen, als die nichts ist als die Erscheinung in der Sinnlichkeit (bei Kant gleichbedeutend mit Sinnesanschauung) unseres Subjects und eine Art Vorstellung desselben.“

Schopenhauer, für dessen System diese Anerkenntniß Grundbedingung ist, feiert daher auch diese That Kant's als die größte und das unerschütterlich feststehende Dogma aller Philosophie. So heißt es in der Schrift über die Grundlage der Moral § 22: „Wenn an den Aufschlüssen, welche Kant's bewunderungswürdiger Tiefsinn der Welt gegeben hat, irgend etwas unbezweifelt wahr ist, so ist es die transscendentale Aesthetik, also die Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit. Sie ist so klar begründet, daß kein irgend scheinbarer Einwand dagegen hat aufgetrieben werden können. Sie ist Kant's Triumph und gehört zu den höchst wenigen metaphysischen Lehren, die man als wirklich bewiesen und als eigentliche Eroberungen im Felde der Metaphysik ansehen kann.

Nach ihr also sind Raum und Zeit die Formen unseres eigenen Anschauungsvermögens, gehören diesem, nicht den dadurch erkannten Dingen an, können also nimmermehr eine Bestimmung der Dinge an sich selbst sein, sondern kommen nur der Erscheinung derselben zu, wie solche in unserm, an physiologische Bedingungen gebundenen Bewußtsein der Außenwelt allein möglich ist." In Bezug auf die Idealität des Raumes heißt es: „Der einleuchtendste und zugleich einfachste Beweis der Idealität des Raumes ist, daß wir den Raum nicht, wie alles Andere, in Gedanken aufheben können. Blos ausleeren können wir ihn: Alles, Alles können wir aus dem Raume wegdenken, können uns auch sehr wohl vorstellen, der Raum zwischen den Fixsternen sei absolut leer ꝛc., nur den Raum selbst können wir auf keine Weise loswerden. Er stellt sich dar, sobald ein Object vorgestellt werden soll, und begleitet nachher alle Bewegungen, Wendungen und Versuche des anschauenden Intellects so beharrlich, wie die Brille, welche ich auf der Nase habe, alle Bewegungen meiner Person ꝛc. Bemerke ich, daß überall und unter allen Umständen Etwas bei mir ist, so schließe ich, daß es mir anhängt, so z. B. ein besonderer Geruch, dem ich entgehen möchte, sich vorfindet, wohin ich auch komme. Nicht anders ist es mit dem Raume. Ist nun derselbe, wie hieraus offenbar hervorgeht, eine Function, ja eine Grundfunction meines Intellects, so erstreckt sich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, d. h. alles darin sich Darstellende. Folglich erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie erscheinen." *)

---

*) Ganz ähnlich sagt Fortlage in seiner Darstellung Kant's (Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant): „Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen (a posteriori) wäre

Ehe ich an diese Frage, die wirklich Cardinalfrage, deren Beantwortung in dem einen oder andern Sinne uns entweder den verschiedenen Systemen des Idealismus oder des Materialismus überantwortet, herantrete, schicke ich als allgemeinen Standpunkt den Satz voraus, daß nur die äußerste Denknothwendigkeit den Forscher den Ueberzeugungen entfremden darf, die ihm sein sinnliches Bewußtsein als Thatsachen an die Hand giebt, und in der That, ein unbefangener Blick lehrt, daß nur dies der gesunde Standpunkt des Forschens ist. Der unverkünstelte Mensch lebt im Einklang mit seinen Sinnen, und wenn er sich auch im Denken mit diesen entzweit, ihnen kritisch gegenübertritt, so wird doch sein Streben, wenn auch im Moment des Denkens interesselos nur auf Wahrheit gerichtet, im Allgemeinen dahin gehen, wieder die Eintracht herzustellen zwischen seinen Sinnen und dem zweifelnden Verstande. „Er will", wie es in Feuerbach's Darstellung des Spinoza heißt, „nicht Bürger zweier Welten, einer Intellectual- und einer Sinnenwelt sein, er will nur einer und derselben angehören, er will als *wahr erkennen*, was er als *wirklich fühlt*." Indem er als Mensch denkt, nicht als Denker, d. h. „in einer aus der Totalität des wirklichen

abgezogen worden. Denn damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mir bezogen werden, dazu wird die Vorstellung des außer mir (d. h. die Vorstellung des Raumes) vorausgesetzt. Hierdurch schon geht der Raum aus dem Felde der aposteriorischen Erkenntnisse unaufhaltsam in das der apriorischen über. Er thut dies auch, insofern als er eine unumgängliche Vorstellung ist, welche an der Ganzheit unserer sinnlichen Erkenntniß als einer solchen festhaftet, indem man zwar jedes einzelne Empfundene aus dem allgemeinen Raum hinwegdenken, aber diesen selbst als die allgemeine Möglichkeit eines Empfindens von Objecten überhaupt sich durchaus nicht als aufgehoben darstellen kann. Was nun aber nicht erst hinzukommen muß, sondern uns unabtrennlich beiwohnt, das eben nennen wir a priori gegeben."

Menschenwesens herausgerissenen und für sich isolirten Facultät", tritt er von vornherein den Zweifeln an der Sinneswahrheit mit geschärfter, vorsichtiger Ueberlegung, mit dem unwillkürlichen Wunsch entgegen, ihnen gerecht zu werden, um sich wieder zu der Einheit eines das Wirkliche als das Wahre und das Wahre als das Wirkliche denkenden und fühlenden Sinneswesens zu reconstituiren. Nur diese Tendenz sichert ihm die allgemeine kritische Besonnenheit, die sich auch den Aussprüchen des abstracten Denkens gegenüber ihres Standpunktes bewußt bleibt, während sonst nur zu leicht die Skepsis ihre Waffen ausschließlich gegen die Sinne wendet, gegen den abstracten Verstand aber höchst unkritisch vertrauensvoll verfährt.

„Die neuere Philosophie", sagt Feuerbach in der „Philosophie der Zukunft", „ist von der Theologie ausgegangen — sie ist selbst nichts Anderes als die in Philosophie aufgelöste und verwandelte Theologie. Das abstracte und transscendente Wesen Gottes konnte daher selbst nur auf eine abstracte und transscendente Weise verwirklicht und aufgehoben werden. Um Gott in die Vernunft zu verwandeln, mußte die Vernunft selbst die Beschaffenheit des göttlichen abstracten Wesens annehmen. „Die Sinne", sagt Cartesius, „geben keine wahre Realität, kein Wesen, keine Gewißheit — nur der von den Sinnen abgezogene Verstand giebt Wahrheit." Woher dieser Zwiespalt zwischen dem Verstand und den Sinnen? Nur aus der Theologie kommt er. Gott ist kein sinnliches Wesen, er ist vielmehr die Negation aller Bestimmungen der Sinnlichkeit, wird nur erkannt durch die Abstraction von derselben, aber er ist Gott, d. h. das allerwahrste, allerrealste, allergewissestе Wesen. Woher soll also Wahrheit in die Sinne kommen — in die Sinne, die geborene Atheisten sind?" Indem wir diesen Standpunkt, dessen unbewußte und unwill-

kürliche Genesis aus dem Theismus hier offen gelegt ist, mit Bewußtsein verlassen, stellen wir uns auf den entgegengesetzten, der die Thatsachen des sinnlichen Bewußtseins als gegebene annimmt und aus ihnen zu deduciren sucht. Verwirren wir auf diesem Wege uns in unleugbare Widersprüche, ist zu keinem denkbaren Verständniß und Einsicht in eben diese, einstweilen angenommenen Thatsachen zu gelangen, so wird es früh genug sein, in Bezug auf den vorliegenden Punkt zu einer Annahme zu greifen, die, wie die Annahme der Idealität des Raumes, dem sinnlichen Bewußtsein doch offenbar nur als Hypothese sich aufnöthigen kann — und auch dann wird diese nur Werth haben, insofern sie uns zum mindesten gestattet, Thatsachen, die sonst vollkommen unbegreiflich erschienen, nun unter dieser Voraussetzung als unter einander im Zusammenhange stehend zu erkennen.

Wir leben in einer Welt, in einer Umgebung, von realen, für sich, unabhängig von unserm Dazuthun existirenden, ausgedehnten Gegenständen — dies ist die nächste und gewisseste Thatsache des sinnlichen Bewußtseins. Das Ausgedehntsein — etwas, das sich so wenig wie Grün, Blau, Bitter 2c. definiren läßt, da es unmittelbar nur der sinnlichen Wahrnehmung gegeben ist — nur für dieses eine commensurable Größe bildet — erleben wir unmittelbar und ausnahmelos an jedem Dinge, dessen Bekanntschaft wir überhaupt machen. Wir schließen daher, daß jedes Ding ausgedehnt ist, wie wir schließen würden, daß jedes Ding blau sei, wenn wir Alles blau sähen, ohne uns in einem wie im andern Falle weiter darum zu kümmern, daß wir damit etwas aussagen, was in letzter Instanz nur für das sinnliche Bewußtsein einen Sinn, eine Bedeutung hat, nur der Sinnlichkeit gegeben ist. Was sinnlich erfaßbar ist, ist ausgedehnt.

Werfen wir jetzt einen Blick zurück auf die Entwickelung des einzelnen Menschen und versuchen wir, uns darüber zu orientiren, wie der Mensch sich in dieser Umgebung ausgedehnter Dinge zurechtfindet und ob sich daraus die Thatsachen deuten lassen, die uns oben als Beweise für die Idealität des Raumes vorgeführt worden sind. — Daß der Gefühlssinn die erste in uns thätige Vermittelung mit der Außenwelt ist, steht physiologisch fest. „Das Kind im Uterus", sagt J. Müller in seiner Physiologie, „hat blos Gefühle, — Gefühle unter anderen auch durch die Bestimmung seines Körpers von außen, indem z. B. der Uterus es zu einer bestimmten Lage nöthigt." Damit ist ihm schon die dunkle Vorstellung eines Aeußern, eines Bestimmenden im Gegensatz zum bestimmbaren Ich gegeben. Denn in der That wird, wie Feuerbach ganz richtig bemerkt (Philosophie der Zukunft, § 32), ein wahres, ein wirkliches Object mir nur da gegeben, wo mir ein auf mich wirkendes Wesen gegeben wird, wo meine Selbstthätigkeit — wenn ich vom Standpunkte des Denkens ausgehe — an der Thätigkeit eines andern Wesens ihre Grenze, Widerstand findet. „Der Begriff des Objects ist ursprünglich gar nichts Anderes als der Begriff eines andern Ich — so faßt der Mensch in der Kindheit alle Dinge als freithätige, willkürliche Wesen auf. Nicht dem Ich, sondern dem Nicht-Ich in mir, um in der Sprache Fichte's zu reden, ist ein Object, i. e. anderes Ich gegeben, denn nur da, wo ich aus einem Ich in ein Du umgewandelt werde, wo ich leide, entsteht die Vorstellung einer außer mir seienden Activität, d. i. Objectivität. Aber nur durch den Sinn ist Ich Nicht-Ich."

Müller's fernere Auseinandersetzung, wie die dunkle Vorstellung eines Aeußern sich bis zur Unterscheidung eines relativ- und eines absolut-Aeußern, — eines relativ-

Aeußern, welches der eigene Körper ist und eines absolut-Aeußern, welches die wahre Außenwelt ist, — in dem Empfindungsleben des Kindes klärt, ist mir immer ganz besonders einleuchtend erschienen, da mir durch eine jener besonderen Zufälligkeiten, welche man zuweilen einer ganz ausnahmsweisen Gunst der Umstände verdankt, in früheren Jahren einmal Gelegenheit wurde, die Probe auf die Theorie des Physiologen an mir selbst mit schärfster sinnlicher Ueberzeugungskraft zu machen. Müller macht nämlich folgende Unterscheidung: „Erstens das Kind beherrscht die Bewegungen seiner Glieder und empfindet dieselben, die es selbständig bewegt, als die seinem Ich unterworfenen Werkzeuge desselben. Es beherrscht dagegen den Widerstand, den ihm seine Umgebung darbietet, nicht und dieser Widerstand wird ihm die Vorstellung von einem absolut Aeußern vorführen. Zweitens tritt ein Unterschied der Empfindungen ein, je nachdem zwei Theile seines Körpers einander berühren und also eine doppelte Empfindung in den sich berührenden Theilen erzeugen, oder je nachdem hingegen ein Theil seines Körpers nur den Widerstand von außen gewahr wird. Im ersten Falle, wo z. B. ein Arm den andern berührt, ist der Widerstand der eigene Körper selbst und das widerstandleistende Glied hat ebensowohl Empfindung als das tastende Glied. Im zweiten Falle wird das Widerstandleistende als etwas Aeußeres nicht zum lebenden Körper Gehöriges zur Vorstellung kommen, wo das berührende Glied die Vorstellung keiner dem Ich unterworfenen und zum lebendigen Ganzen gehörigen Theile erweckt. Es wird also in dem Kinde die Vorstellung von einem Widerstande entstehen, den sein eigener Körper anderen Theilen seines Körpers darbieten kann und zugleich die Vorstellung von einem Widerstande, den ein absolut Aeußeres den Theilen

seines eigenen Körpers darbieten kann. Damit ist die Vorstellung einer Außenwelt als Ursache von Empfindungen gegeben."

Die Probe, die ich auf diese Theorie an mir selbst erlebte, — erlebte, ohne es irgendwie auf ein Erlebniß oder ein wissenschaftliches Experiment angelegt zu haben — war die folgende. Auf einer Reise im Wirthshause eingekehrt, dessen Sauberkeit mir bei näherer Besichtigung von zweifelhafter Beschaffenheit zu sein schien, hatte ich mich, das Bett vermeidend, des Abends auf einer Decke auf dem Boden zum Schlafe ausgestreckt. Ich mochte wohl unbequem liegen, denn ich erwachte nach kurzer Zeit ziemlich steif an allen Gliedern. Das Licht war verlöscht, ich befand mich im Dunkeln. Zweifelhaft, ob ich nicht doch besser daran thue, das Bett zu benutzen, will ich mich erheben, ich taste umher und erfasse — eine fremde, in nächster Nähe bei mir befindliche Hand. Ein Schauer der Ueberraschung durchlief mich und bannte mich zur Stelle. Die fremde Hand hatte ich wieder fahren lassen, aber sie hatte einen Augenblick unbeweglich, scheinbar fühllos in der meinigen gelegen, als gehöre sie einem Schlafenden oder einem Todten an. Unfähig, in der mich umgebenden Dunkelheit etwas zu erkennen, taste ich mit vorsichtiger Langsamkeit in derselben Richtung. Wiederum fasse ich die todtenähnliche, fremde Hand, ich berühre den Arm, ich gleite an ihm empor, da plötzlich, in der Gegend des Oberarmes anlangend, verändert sich meine ganze Sensation, — ich fühle meinen eigenen Arm ebenso unbezweifelbar gewiß, als ich vorher den fremden zu fühlen geglaubt hatte und wenige Augenblicke genügen, um den Thatbestand dahin aufzuklären, daß mein Unterarm vermuthlich durch unbequeme Lage in den Zustand der Empfindungslosigkeit versetzt war, den wir mit „eingeschlafen" zu bezeichnen pflegen.

So einfach dieser ganze Vorgang ist, so werthvoll ist er für den, der ihn erlebte. Wenn wir uns die Frage, die uns hier beschäftigt, vorlegen, wie ist der Hergang beschaffen, durch welchen sich der Mensch aus den sinnlichen Eindrücken, die doch immer nur Affectionen seines eigenen Wesens bilden, zu der sinnlichen Gewißheit einer gesondert außer ihm existirenden Welt erhebt, wie sie unser ganzes Leben, nach Zurücklegung der allerersten Entwickelungsperiode, als unumstößliche Gewißheit begleitet, so liegt die ungemeine Schwierigkeit, das vielleicht unübersteigliche Hinderniß für eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage in der Unkenntniß der ersten Vorgänge unseres Seelen- wie Sinnenlebens. Der Versuch, sich dieselben klar machen zu wollen, ist der Versuch des Sehenden, sich in den Zustand des Blinden hineinzudenken. Aber hierbei finden wir doch Unterstützung in den Zeugnissen und Aussagen der im spätern Lebensalter blind Gewordenen, die eine bewußte Vergleichung zwischen ihrem jetzigen und ihrem frühern Zustand ziehen können, während bei dem Versuche, in das innerste Leben des werdenden Menschen einzudringen, uns jede Hülfe fehlt. Es ist daran zu erinnern, daß das Empfindungsleben des erwachsenen Menschen sich nach bestimmten erlernten Maßstäben vollzieht, die absolute Geltung für ihn haben, zu einem Theil seines Selbstbewußtseins geworden sind und von deren Fehlen beim Kinde er sich eben deshalb gar keine Vorstellung machen kann, weil seine Vorstellungsweise bereits ihre ganze Qualität geändert hat.

Wir sehen alle Gegenstände als Raumgrößen und räumlich in bestimmten Entfernungen vertheilt an, unser Sehen ist an diese Methode des Sehens — um mich so auszudrücken — gebunden. Cheselden's Kranker, ein Blindgeborener, welcher das Gesicht während der Operation erhielt, sah dagegen alle

Bilder wie in einer Fläche liegend an. Wie aber verhält sich das Kind? Daß es Entfernungen erst allmählich abschätzen lernt, wissen wir aus täglich erneuten Beispielen des Kinderlebens, aber davor liegt noch eine andere Periode des Daseins, von der es zweifelhaft ist, ob das Kind das Bild im Auge als einen Theil seines Körpers, oder als etwas außer ihm Liegendes beurtheilt. Wie das Mythenalter der Menschheit deckt das Kindesalter des Menschen das Dunkel der Vergessenheit. Die Spanne Daseins im Erdenleben des Einzelnen ist trotz ihres flüchtigen Dahineilens doch lang genug, um den dichten Schleier zu weben, der dem geistigen Auge des Erwachsenen alles Verständniß, den ganzen Einblick in die geheimen Entwickelungsphasen wehrt, die er gleichwohl selbst durchlebt, am eigenen Leibe antheilnehmend erfahren hat, welche die eigentliche Geschichte seiner Weltanschauung bilden. Wenige Jahre genügen, um ein Traumleben von uns auszuscheiden, dessen Wirkungen bindend bleiben für das ganze Leben, auf dessen Inhalt wir uns aber nie wieder zurückzubesinnen vermögen.

Der Vorgang, den ich hier erzählt, ließ in seinem eigenthümlichen Verlaufe die abgebrochene Brücke zwischen dem Diesseits der Gegenwart und dem Jenseits des Kindesalters wiederhergestellt erscheinen und erhellte sie für einen Augenblick mit scharfem Lichte. Das Betasten eines eingeschlafenen Gliedes bei wachem Bewußtsein lehrt uns sonst nichts weiter, als daß dasselbe in einen besondern Zustand von Fühllosigkeit und Taubheit versetzt worden ist. Jede weitere, dem bloßen Sensations-Eindruck, für den das sich-fühllos-Verhaltende nur ein absolut-Aeußeres bedeutet, entsprechende Schlußfolgerung wird durch das wachende Bewußtsein sofort corrigirt und so aufgehoben, daß sie gar nicht zu Stande

kommt. Wir können also eine solche Schlußfolgerung im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge nicht erleben und uns nicht unmittelbar vergewissern, daß die Theorie, die das Vorhandensein derselben und der auf ihr gegründeten ursprünglichen Unterscheidung der wirklichen Außenumgebung des Menschen von seinem eigenen Körper behauptet, wirklich und zweifellos richtig ist. In meinem Falle war aber die Correctur des wachen Bewußtseins durch einen Zufall völlig aufgehoben. Dem isolirten Fühlen anheimgegeben — da mich die Dunkelheit des Sehens beraubte — folgerte ich aus der einfachen Sensation, die mir die Berührung der eingeschlafenen Hand verursachte, die sich eben nichtfühlend verhielt, mit Gedankenschnelle und vollkommen unumstößlicher Gewißheit, daß dies ein fremder, nicht mir gehöriger Körpertheil sei. Diese Folgerung hatte für mich den Stempel einer Thatsache des sinnlichen Bewußtseins — unbezweifelbar, der Kritik entnommen, einfach gewiß — und dennoch war sie falsch; ein neuer Beleg dafür, daß das sinnlich Gewisseste keineswegs unter allen Umständen Wahrheit enthält, sondern nur dann, wenn der Verstand, als das Bewußtsein des gesammten Sinnenlebens, die Aussagen eines Sinnes mit denen der anderen prüfend vergleicht und durch dieselben ergänzt oder berichtigt.

Ich kehre nach dieser durch den zu erläuternden Punkt gebotenen Abschweifung noch einmal zu Müller's Untersuchungen über die Sinne zurück. Die dunkle Vorstellung einer Außenwelt als Ursache von Empfindungen war uns also gegeben und hatte sich bis zur Unterscheidung eines relativ- und eines absolut-Aeußern geklärt. „Empfindet nun zwar", bemerkt Müller weiter, „ein thierisches Wesen zunächst nur immer sich selbst, seine afficirten Nerven, seine afficirte Haut, so vergesellschaftet sich von nun an unzertrennlich mit der Empfindung

des Gefühls die der äußern Ursache. Auf diesem Standpunkte steht das Empfinden jedes erwachsenen Menschen. — Durch das Gefühlsorgan erhalten wir in Folge der mechanischen Eindrücke die ersten und wichtigsten Aufschlüsse über Form und Schwere der Körper. Die Durchdringung ganzer Gliedmaßen durch Gefühlsnerven macht es dem Gefühlssinn möglich, die Raumausdehnung unseres eigenen Körpers in allen Dimensionen zu unterscheiden, denn jeder Punkt, in welchem eine Nervenfaser endigt, wird im Sensorium als Raumtheilchen repräsentirt. Die erste Vorstellung von einem ausgedehnten oder den Raum erfüllenden Körper entsteht durch die Empfindung unserer Leiblichkeit selbst. Die Leiblichkeit unserer selbst ist das Maß, nach welchem wir sofort im Gefühlssinn die Ausdehnung aller widerstandleistenden Körper beurtheilen."

Vorsichtig fügt Müller hinzu: „Die Frage, ob die Idee des Raumes im Sensorium selbständig primitiv vorhanden ist und auf alle Empfindungen einwirkt oder durch die Erfahrung erst successive entsteht, kann hier füglich übergangen werden. Hier ist nur soviel gewiß, daß die Idee des Raumes, wenn sie auch nicht primitiv dunkel im Sensorium vorhanden, durch die ersten Vorgänge beim Empfinden des Gefühlssinns bereits erfahrungsmäßig entstehen muß", — allein, bemerke ich hierzu, die Annahme, daß die Idee des Raumes im Sensorium primitiv dunkel vorhanden sei, — eine Vorstellung, die ohnehin immer nur eine schattenhafte ist und der Erkenntniß keinen bestimmten Stoff zuführt — könnte als Hypothese doch immer nur dann einen Werth haben, wenn sie irgend Etwas einleuchtender erklärte, als wir es uns sonst zu erklären vermögen. Nun aber leistet sie das gar nicht, da wir mit der physiologisch-psychologischen Erklärung des Entstehens der Vor-

stellung der Räumlichkeit aus der Empfindung unserer eigenen Leiblichkeit eben so weit kommen, abgesehen noch von dem Uebelstande, daß sie — jene Hypothese der eingeborenen Raumesvorstellung — auch aller Erfahrung, insofern wir solche aus der Anschauung des großen Naturganzen herleiten, widersprechen würde. Denn überall sehen wir wohl Empfindung den Ideen vorhergehen, Ideen aus Empfindungen sich entwickeln, — wie hier die Idee des Räumlichen aus der Empfindung desselben — aber nie umgekehrt.*)

*) Die alten Argumente kehren immer wieder, aber theilweise allerdings in bemerkenswerth modificirter Form. Bei den Nach-Kantianern, die ungefähr auf dem von A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus vertretenen Standpunkte stehen, wird die Apriorität der Stammbegriffe, der Denkformen preisgegeben, dagegen aber die Apriorität der „Einrichtungen, durch welche die Einwirkungen der Außenwelt nach der Regel jener Begriffe geordnet werden", „der Anlage zum räumlichen Vorstellen überhaupt" festgehalten. Ebenso wird Erfahrung mit Empfindung gewissermaßen in Eins verschmolzen, in dem L. als „sicher" anerkennt, daß ich keine Empfindung haben kann, ohne damit zugleich im philosophischen Sinne des Wortes eine Erfahrung zu machen." Allein damit entschwindet der ganzen Argumentation erst recht jeder haltbare Boden. Denn was berechtigt mich denn gerade bei der Empfindung in einem Sinne Halt zu machen, der sie von dem Empfangen eines Eindruckes im allgemeinsten und umfassendsten Sinne unterscheidet? Nichts, eine bestimmte, auf unterscheidbaren Merkmalen fußende Grenzlinie ist hier auf keine Weise zu ziehen. Nehme ich aber Empfindung in jenem weitesten Sinne, so ist die ganze Erfahrung nichts weiter als die Erlebnißsumme aller Eindrücke und jeder einzelne Eindruck eine Erfahrung. Wann beginnen denn nun die Eindrücke des Menschen? Dann, wenn sein Leben beginnt, d. h. der Zeugungsact selbst, die Keimbildung ist bereits das erste Erlebniß, der erste Eindruck, die erste Erfahrung. Statt der Apriorität haben wir es mit der Simultaneität zu thun, d. h. der werdende Mensch empfängt vom primitivsten Stadium seines Seins an Eindrücke der Außenwelt, welche gleichzeitig und im fortwährenden gegenseitigen Umschlungenhalten mit den immer bestimmter sich gestaltenden Erfahrungen auch die „psycho-

Ich übergehe die weitere Betrachtung des Gesichtssinns, der durch die neuen hinzukommenden Data die Anschauung des Räumlichen präcisirt und vollendet. Die der neueren Zeit angehörige Physiologie der Sinneswerkzeuge hat für die philosophische Ergründung der hierher gehörigen Probleme so Bedeutendes geleistet, daß wirkliche Resultate einer gewonnenen Einsicht in die erkenntnißbildenden Kräfte des Menschen zu verzeichnen sind. Was Kant in der ersten Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft als hoffende Vermuthung aussprach, indem er sagte: „Indessen kann man doch von diesen reinen Formen aller Sinnesanschauung die Gelegenheitsursachen ihrer Erzeugung in der Erfahrung aufsuchen, wo alsdann die Eindrücke der Sinne den ersten Anlaß geben, die ganze Erkenntnißkraft in Ansehung ihrer zu eröffnen und Erfahrung zu Stande zu bringen. Ein solches Nachspüren der ersten Bestrebungen unserer Erkenntnißkraft hat ohne Zweifel großen Nutzen, und Locke hat dazu zuerst den Weg eröffnet" — das ist seit jener Zeit weit über das von Kant selbst für denkbar gehaltene Maß durch die wissenschaftliche Arbeit zur Thatsache und zum grundlegenden Ausgangspunkte aller weiteren Forschungen geworden.

Wir leben in einer durchaus räumlich determinirten Welt. Alles, was wir erfahren, ist Räumliches, durch räumliche Or-

physischen Einrichtungen" auferbauen, mittelst deren jene Erfahrungen verarbeitet werden. Wie die Physiologie auch im Einzelnen jenes Verhältniß normiren und feststellen mag, immerhin läßt sich logisch dasselbe nicht anders auffassen, als daß es ein Act ist, der das Doppelverhältniß eines empfangenden Subjects und eines auf dasselbe wirkenden Einflusses herstellt. Nur der Stufe des Intellects gegenüber kann daher auch dem Empfinden eine Apriorität zugeschrieben werden, während für das Entstehen des Menschen die Apriorität in einem absoluten Sinne überhaupt eine inhaltleere Vorstellung ist.

gane mittelst eines räumlichen Processes vermittelt. Was ist denn nun der Raum im Unterschied vom Räumlichen? Das Räumliche ist der bestimmte, begrenzte Raum, der Raum ist das unbestimmte, unbegrenzte Räumliche. Nur das bestimmte, einzeln begrenzte Räumliche aber haben wir erlebt — von ihm nur wissen wir. Der Raum ist ein Phantasiebild, ein Gedächtnißbild nach dem Gesetz des Unbestimmtwerdens der Erinnerungen. Die einzelnen bestimmten Räumlichkeiten fließen mir in der Vorstellung, wenn ich nicht ihre unterscheidenden Merkmale fixire, in Eins zusammen und es bildet sich die unbestimmte sinnliche Vorstellung eines allgemeinen Raumes, der alles einzelne Räumliche umfaßt. Hier liegt nun der Knotenpunkt und das Moment, an welches die angeblichen Beweise für die Idealität des Raumes anknüpfen. Vergebens versuche ich die Vorstellung des Raumes los zu werden, sobald ich mir etwas vorstellen will; denn, indem ich vorstelle, reproducire ich sinnliche Merkmale, das constanteste sinnliche Merkmal ist aber Räumlichkeit; — vergebens versuche ich sie aber auch zu realisiren, denn sobald ich sie realisiren will, schlägt sie in ein Bestimmt-Räumliches um, und nur als unbestimmte, schattenhafte Vorstellung ist sie etwas. Wenn es daher heißt: „Nur den Raum selbst können wir auf keine Weise los werden“, — so ist darin nur Wahrheit, wenn ich dabei bedenke, daß ich *seiner auch auf keine Weise habhaft werden kann*.

Sobald ich vorstellen soll, kann ich nur Räumliches vorstellen, denn es ist mir nie etwas Anderes vorgestellt worden und ich weiß von nichts Anderem. Stelle ich die Anforderung an mich, von allem einzelnen Räumlichen dabei zu abstrahiren, so bleibt als letztes Resultat des Bestrebens, einer unmöglichen Anforderung zu genügen, das unbestimmte, unbegrenzte Räum-

liche, ein schattenhaftes Bild, das ich nicht fixiren, aber auch nicht vertreiben kann, so lange ich beim unbestimmten Vorstellen verbleibe. Der Schluß: damit gewisse Dinge auf etwas in einem andern Ort des Raumes, als darin ich mich befinde, bezogen werden, dazu muß die Vorstellung des Raumes schon zum Grunde liegen — setzt nur das Logisch-Erste an die Stellung des Natürlich-Ersten. Vom Vorstellen ausgehend, ist nichts einfacher. Um eine Empfindung in einen bestimmten Raume vorzustellen, muß ich Raum schon in der Vorstellung haben. Dies ist die logische Ordnung. Allein was ist Vorstellung anderes, als ein Vorgestelltes? Vorstellung des Raumes anderes, als ein vorgestelltes Räumliche? Das Vorstellen (Präsentiren gewissermaßen) des Räumlichen muß also der Vorstellung des Raumes vorangehen, dies Vorstellen aber übernimmt die Empfindung. Ganz ähnlich im allgemeinern Sinne sagt Feuerbach in den Thesen zur Reform der Philosophie: „Der subjective Gang der Philosophie ist auch ihr objectiver Gang und Ursprung. Ehe du die Qualität denkst, fühlst du die Qualität. Dem Denken geht das Leiden voran. Kannst du die Qualität denken, definiren, ohne an eine bestimmte Qualität zu denken? Also ist nicht das Unbestimmte, sondern das Bestimmte das Erste, denn die bestimmte Qualität ist nichts Anderes, als die wirkliche Qualität; der gedachten Qualität geht die wirkliche voraus."

In diesem Sinne ist also allerdings der Raum ein empirischer Begriff, der mir eben deshalb kommt, weil ich Räumliches empfinde, und weit entfernt, die Räumlichkeit als eine Beschaffenheit der Dinge zu widerlegen, eben nur durch sie ermöglicht wird. Die Unendlichkeit des Raumes, so weit sie auf die Vorstellung des Raumes Bezug haben soll, liegt in der Genesis dieser Vorstellung durch Verschwindenlassen der

Grenzen des bestimmt Räumlichen. Wie ich aber damit nur eine schattenhafte Vorstellung gewinne, so ist auch die Bestimmung nur eine schattenhafte. Versuche ich die Vorstellung des Raumes zu realisiren, so komme ich stets zu bestimmt — endlich — Räumlichem und hebe sie damit auf, enthülle ihre Nichtigkeit. Räumliches Vorstellen ist eine Nothwendigkeit für uns, weil eben alle Dinge räumlich sind, und es ist daran — unter dieser Annahme, die uns doch näher liegt als die entgegengesetzte — so wenig etwas Merkwürdiges, daß vielmehr das Gegentheil das höchste Wunder wäre. Sind unsere Sinne an die Außenwelt gebunden, aus der sie Alles schöpfen, wie sollte es nicht unser Vorstellen, als welches Nichts ist, als bewußte Sinnlichkeit? Ist aber Alles, was ist, räumlich, — und denken wir die Dinge räumlich, weil sie so sind, weil sie als räumliche unsere Sinne afficiren und weil unser Denken nur das Bewußtsein unseres Sinnenlebens ist — so ist räumlich zu sein — Raum in diesem Sinne — Bedingung des Existirens und Gesetz des Denkens, oder wie Feuerbach es in der „Philosophie der Zukunft" ausdrückte: „Raum (und Zeit) sind keine bloßen Erscheinungsformen — sie sind Wesensbedingungen, Vernunft-Formen, Gesetze des Seins und des Denkens." Ist Raum eine Wesensbedingung — ist, was ist, stets räumlich — ist daher nur das Räumliche wirklich und alles Wirkliche räumlich — so ist auch, da das Räumliche nur der Sinnlichkeit gegeben ist, nur das Sinnliche wirklich. „Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen. Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben. Das Wirkliche in seiner Wirklichkeit oder als Wirkliches ist das Wirkliche als Object des Sinnes, ist das Sinnliche. Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch." (Philosophie der Zukunft, § 32.)

Zugegeben aber auch, daß das Vorhergehende richtig sei, läßt sich denn überhaupt zum Ding-an-sich kommen? Ist eine Erkenntniß desselben möglich? Ist nicht, selbst wenn wir die Idealität des Raumes fahren lassen, doch unser ganzes Erkennen durch unsere speciellen Organe bedingt? so daß auch dann, mit Kant zu reden, „die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen“, — würden anders organisirte Erkenntnißvermögen nicht andere Welten mit anderen Materien, Kräften u. s. w. liefern? — ist nicht selbst in den Sinnenempfindungen offenbar ein angeborenes, also apriorisches Element durch die sogenannten specifischen Sinnes-Energien? Bejahen wir zunächst diese letzte Frage unbedingt, so ist in aller Sinnen-Affection also keine reine Beziehung des Gegenstandes auf den Sinn enthalten, sondern das Product einer subjectiven Thätigkeit des Sinnes im Conflict mit der Thätigkeit des Dinges. Unsere ganze Erkenntniß ist aber Bewußtsein der Sinnes-Affectionen, bewußt gewordene Sinnes-Affection, resp. diese Sinnes-Affection in ihrem Conflict mit dem Sensorium, ein Erkennen des Dinges-an-sich also schon in diesem Sinne unmöglich. Maupertuis hat Recht, wenn er sagt, daß der Geruch der Blume nicht schlechthin der Blume anhafte, aber zugleich ist der Geruch (der Blume) an-sich ein vollkommen Undenkbares. Denn Geruch ist eben Beziehung — und zwar nicht abstracte, gedachte Beziehung eines abstracten, gedachten Gegenstandes — sondern afficirende Beziehung eines Wirklichen, Wirkenden auf das Riechorgan. Ohne dies letztere in Gedanken fixirt, ist er nichts, da in dieser Beziehung sein Wesen liegt. Aber wie mit dem Geruch, so löst sich das ganze Sein, das ganze Beschaffen-sein, das ganze quale eines Gegenstandes

in lauter Affectionen meines Wesens auf. Das Sein, was ich vom Dinge erfassen kann, sind lauter Affectionen von mir als einem sinnlichen Wesen, die Aussagen, die ich geben kann, sind die ausgesprochenen Affectionen; was das Ding, abgesehen von diesem Erfaßlichen, sein kann, ist für mich unerfaßlich, also jedenfalls kein Problem für das Fassungsvermögen, für den Menschen überhaupt, für die Philosophie. Kann daher auch diese Frage als eine vollkommen sinnlose, wie es deren andere sinnlose giebt, fortbestehen, ohne je wegen ihrer Sinnlosigkeit eine Antwort zu erhalten und durch diese sinnlose Unbeantwortbarkeit ihre Existenz fortfristen, so kann sie es jedenfalls nicht als Problem. Die letzte Consequenz des hier eingenommenen Standpunktes ist übrigens die, daß wir das Ding-an-sich für ein Undenkbares, für ein Gedankenunding erklären. Kant sagte: „Demnach gestehe ich allerdings zu, daß es außer uns Körper, d. h. wirkliche Dinge gebe, welche wir durch die Vorstellungen kennen, die diese Dinge auf uns wirken, indem sie unsere Sinne afficiren. Daß unserer Sinnesanschauung etwas Wirkliches außer uns entsprechen müsse, will soviel sagen, daß etwas als Erscheinung im Raume außer uns sei. Und dies kann man gar wohl beweisen. Es ist eine ebenso sichere Erfahrung, daß Körper außer uns im Raume existiren, als daß wir selbst da sind. Mit der Sinnesempfindung bin ich mir zugleich der Wirklichkeit der Körper als äußerer Erscheinungen im Raume bewußt; ich verneine nur, daß dieselben außer meinem Gedanken als Körper, d. h. als diese so bestimmten Erscheinungen existiren, denn alle Eigenschaften, welche die Anschauung eines Körpers ausmachen, gehören blos zu seiner Erscheinung, und das Wort Körper bedeutet blos die Erscheinung eines uns unbekannten, aber nichts

desto weniger wirklichen Gegenstandes.“ Dieser große Unbekannte ist nun auf unserm Standpunkte eine Denkunmöglichkeit.

Das Sein-an-sich eines Gegenstandes ist das schlechthin Undenkbare, jeden Versuch es zu denken Vereitelnde. Denn wenn ich das Ding-an-sich-Sein definiren will, so ist es das reine Beschaffensein eines Gegenstandes, losgelöst von jeder Beziehung desselben auf Anderes — oder nicht durch dieselbe erkannt. Nun liegt aber in dem Beschaffensein nothwendig mit eingedacht die Beziehung auf Anderes — resp. ich kann vom Beschaffensein keinen andern Begriff aufstellen, als der ein Beziehen auf Anderes einschließt — ich vereinige also im reinen Beschaffensein eines Dinges oder im Sein eines Dinges-an-sich nur widersprechende Denkbestimmungen. Das Ding-an-sich ist nicht blos das nicht erkennbare, sondern auch das absolut undenkbare. Es klingt ganz plausibel, wenn A. Lange (Geschichte des Materialismus), gegen Moleschett gewendet, sagt: „Wenn Wurm, Käfer, Mensch und Engel einen Baum betrachten, sind das dann vier Bäume? Es sind vier Vorstellungen eines Baumes, vermuthlich höchst verschieden von einander; aber sie beziehen sich auf ein und denselben Gegenstand, von dem jedes einzelne Wesen nicht wissen kann, wie er an sich beschaffen ist, weil es nur seine Vorstellung von demselben kennt“, — aber in Wirklichkeit drehen wir uns dabei doch nur in einem Kreise von unmöglichen Vorstellungen umher. Man versuche, Lange folgend, diesen „ein und denselben Gegenstand“, von dem er spricht, der „beschaffen“ sein soll, aber beschaffen für Niemanden (denn sobald er für irgend wen beschaffen ist, sei dies nun Wurm, Käfer, Mensch, Engel oder sonstwer, so ist er ja nicht mehr der geforderte an-sich-seiende Gegenstand) im Denken

zu realisiren und man wird alsbald inne werden, daß das Denken dieser mit einem innern Widerspruch behafteten Anforderung nicht genügen kann, daß es vor dem Nichts steht, d. h. vor einer Denk-Nichtigkeit.

Ich kann allerdings auch das Nichts denken, wenigstens mir einbilden, es zu denken — spielt es doch in der Hegelschen Logik eine große Rolle, — aber, wie schon Feuerbach in seiner Kritik der Hegel'schen Philosophie treffend auf den Einwurf: „Es gilt doch als ein Unterschied, ob Etwas oder Nichts gedacht wird, Nichts ist in unserm Denken oder vielmehr es ist das leere Denken selbst" erwiedert: „Leeres Denken ist kein Denken. Leeres Denken ist Faseln, ein eingebildetes, aber kein wirkliches Denken. Wenn Nichts-Denken eine Bedeutung hat — eine Bedeutung hat es allerdings, aber nur die, daß es kein Denken ist — und zwar eine solche, daß daraus auf eine objective Bedeutung des Nichts geschlossen werden soll: so bedeutet auch Nichts-Wissen Wissen. So sehr ist das Denken eine schlechthin determinirte, d. h. affirmative Thätigkeit, daß das absolut Bestimmungslose, indem es gedacht wird, als ein Bestimmtes gedacht wird, daß also der Gedanke des Nichts sich unmittelbar durch die That als eine Gedankenlosigkeit, als ein unwahrer Gedanke, als eine Denkunmöglichkeit, als ein gar nicht zu Denkendes erweist."

Eine andere Frage ist: Würde ein anders organisirtes Erkenntnißvermögen nicht andere Welten liefern und wenn dies — wie unzweifelhaft — zu bejahen, so bleibt die Welt, wie wir sie anschauen, in diesem Sinne doch ein sehr zufälliges Gehirnphänomen von höchst zweifelhafter Wahrhaftigkeit. Allein, obschon diese erste Frage, an und für sich betrachtet, zu bejahen, so ist doch gleich darauf aufmerksam zu machen, daß sie überhaupt unzulässig, überhaupt eine un-

mögliche ist. Eine anders organisirte Welt würde zwar unzweifelhaft auch anders organisirte Erkenntnißvermögen bedingen, allein unter Voraussetzung dieser so beschaffenen sind auch nur diese möglich. Derselbe Complex von Ursachen, der sie bedingte, bedingt auch jeden Theil von ihr, also auch unser Erkenntnißvermögen. Ueberhaupt ist doch zunächst und vor Allem zu bedenken, daß wir nur ein Theil dieses großen Natur-Ganzen sind, in absolut nichts Anderem, als eben in ihm wurzeln. Die Aussagen unserer Sinne, unseres Intellects — wie immer man es nennen mag — über dasselbe, sind doch in letzter Instanz nicht *unsere* Aussagen, sondern immer nur *Aussagen der Natur von sich selbst*. Darin beruht ihre Grund-Wahrhaftigkeit für uns. Die Natur kann nichts Anderes von sich aussagen, als eben Sich — sie kann nur, was wahrhaft in ihr ist, ihren wahrhaften Inhalt zum Vorschein bringen, also auch in den Aussagen, die sie in uns, über sich, von sich giebt, nur ihr wahres Wesen offenbaren.*)

---

*) Von Interesse dürfte hier noch die folgende Stelle aus einem Briefe von L. *Feuerbach* sein, der mir, als ich ihm meine Gedanken mittheilte, schrieb: „Ihrem Raisonnement stimme ich bei. Was wir, die wir ein Theil der Natur, aussagen von ihr, sagt im Grunde die Natur von sich selbst aus, und ist also als Ausspruch von ihr selbst wahr, objectiv, wenngleich immer menschlich wahr, menschlich objectiv, weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche die Natur sich ausspricht. Aber eine Wahrheit oder Objectivität ohne die Farbe und ohne den Ton, ohne Geruch und Geschmack, ohne Lust und Schmerz der Subjectivität wollen, heißt auf das Buddhistische Nichts oder das unsinnige „Ding-an-sich" als die letzte Wahrheit recurriren. Ich gehe übrigens bei der Frage von der Realität und Objectivität der Sinne nicht vom Ich gegenüber dem physikalischen oder natürlichen Dinge aus, sondern dem Ich, welches außer sich und sich gegenüber ein Du hat und selbst gegenüber einem andern Ich ein Du, ein selbst gegenständliches, sinnliches Wesen ist. Und dieses, obwohl sinnliche, empirische Ich ist mir, der Wahrheit des Lebens nach, wonach sich allein die Wahrheit

Jede psychologische, resp. physiologische Untersuchung lehrt uns, wie wir oben weiter auszuführen versucht haben, daß die aus dem Contact mit der Außenwelt hervorgehende Empfindung durchaus das Erste im menschlichen Organismus ist, den ersten Inhalt des psychischen Lebens bildet — und zwar zunächst als Gemeingefühl, ohne Wahrnehmung bestimmter Qualitäten; lediglich als Empfindung der Lust und Unlust — lehrt uns die Empfindung als das a priori aller intelligenten Entwickelung betrachten, als die primäre Erfahrung, die jedes Kind von der ersten Minute seines Daseins an macht, und beseitigt damit die Existenz irgend welcher reinen „Stammbegriffe des Verstandes" im Kantischen Sinne ganz. Vielmehr bleiben wir bei dem nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu ohne den Leibnitz'schen Zusatz nisi intellectus ipse stehen. Derjenige, welcher die Aposteriorität aller Erkenntnisse behauptet, ist sich den Versuch einer Antwort schuldig, woher der Schein der Apriorität, den gewisse Axiome, wie z. B. A = A für unser Bewußtsein unleugbar haben, stammt. Dies betrifft besonders das Gesetz der Identität, von dem das Gesetz des Widerspruchs nur eine negative Wendung und das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten

---

des Denkens richtet, das wahre Ich, das Ich, von dem ich in allen Fragen ausgehen muß, wenn ich nicht in abgeschmackte Sophistik verfallen will. Bezweifle ich die Wahrheit des Sinnes, so muß ich auch die Wahrheit meiner Existenz, meiner selbst bezweifeln. Kein Sinn, kein Ich, denn es giebt kein Ich, das nicht Du, aber Du ist nur für den Sinn. Ich ist die Wahrheit des Denkens, aber Du ist die Wahrheit der Sinnlichkeit. Was aber vom Menschen dem Menschen, das gilt auch von ihm der Natur gegenüber. Er ist nicht blos das Ich, sondern auch das Du der Natur. Das Sehen ist ein Begattungsproceß des Auges mit dem Licht, und Hobbes sagt irgendwo und ungefähr: Die Erkenntniß ist ein Begattungsproceß mit dem Universum."

eine weitere Auseinanderlegung ist, sowie das Gesetz der Causalität. Wenn man die sozusagen gedanken- und kritiklose Sicherheit berücksichtigt, mit der ein solches Axiom wie: jedes Ding ist sich selbst gleich — in uns ruht, unbedürftig eines jeden Beweises, so scheint nichts widersprechender, als daß es ein Erfahrungssatz sein solle, vielmehr wird man von selbst zu der Annahme gedrängt, daß es eine, abgesehen von aller Wahrnehmung, durch die Beschaffenheit unseres Geistes einmal bedingte unumstößliche Aussage unseres eigenen Selbst sei. Die Wahrnehmung, scheint es, bestätigt uns blos diese Aussage überall, aber sie selbst ist ohne diese in uns zu Stande gekommen.

Geben wir zunächst zu, daß dieses Axiom nicht etwa auf diese Weise in uns zu Stande kömmt, daß wir nach tausendfältigen Betrachtungen des sich-selbst-Gleichseins aller Dinge auf die Vermuthung kommen, dies möge wohl auf alle Dinge Anwendung finden, und da wir nirgends eine Ausnahme entdecken, es schließlich verallgemeinernd zum Gesetze erheben. Dies würde eine Periode des Zweifels, des möglichen für-Anders-haltens involviren, die gerade hierbei nicht stattfindet. Der Unterschied liegt hier in einem Mehr oder Minder und von unserm Standpunkte aus scheint es am rationellsten anzunehmen, daß in der Denknothwendigkeit des Gesetzes der Identität sich uns nichts Anderes offenbart und aufdrängt, als die nicht tausendfach, sondern fortwährend, unaufhörlich, durch alle Wahrnehmungsvermögen, die wir haben, sich uns aufdrängende Einheit der Dinge der Außenwelt. Allerdings ruht dies Axiom demnach nicht auf einem Sammelwerk von mit Bewußtsein vollzogenen Erfahrungen, womöglich noch um jeden Zweifel zu heben, unterstützt durch Experimente, sondern es ist die ohne weitere Schlußfolgerung

unvermittelt ins Bewußtsein tretende, millionenfach jeden Augenblick unseres Lebens erlebte und geistig angeeignete sinnliche Natur der Dinge. Wäre diese Annahme richtig, so ruhte gerade darin auch die für uns absolute Unzweifelbarkeit dieses Axioms, denn es ist nicht auf dem Wege des Zweifelns, der bewußten geistigen Vermittelung irgend welcher Art zu Stande gekommen; es ruhte darin auch das unvermeidliche Gefühl von Apriorität für uns, denn wir sind uns der Genesis desselben nicht bewußt.

Das Gesetz der Schwere ist sicher so ausnahmelos, als das der Selbst-Gleichheit aller Dinge. Woher trägt dasselbe einen so verschiedenen Charakter, drängt sich uns nicht als Vernunft-Wahrheit auf? Ich antworte: daher, weil wir das Schwersein der Dinge bei weitem nicht so ununterbrochen erleben, wie die Sich-selbst-Gleichheit derselben. Auf das letztere machen uns alle unsere Wahrnehmungsvermögen (unmittelbare Sinnesthätigkeiten) und bei jedem Dinge aufmerksam, auf das Schwersein nur das Gefühl. Für das Gefühl ist dabei die Schwere gelegentlich so unbedeutend, daß es für die Beobachtung ganz verschwindet — daher bleibt es ein ungewisses, bezweifelbares, der Kritik anheimfallendes Erlebniß und tritt nicht unmittelbar ins Bewußtsein, sondern erst vermittelt. Das Bewußtsein wird erst aufmerksam auf diese Beobachtung, vermuthet, kritisirt, zweifelt, experimentirt und constatirt dann das Gesetz. Es hat aber dieselbe Quelle — unmittelbares Erleben — und dieselbe Gewißheit — die Gewißheit jeder Wahrnehmung — wie das Gesetz der Identität. Waitz faßt in seinem Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft das Verhältniß so auf, daß das Gesetz der Identität ein Verhältniß, eine wesentliche Beschaffenheit

der Seele ausdrücke, obwohl es sich wie jede Abstraction erst im Verlaufe unseres geistigen Bildungsganges allmählich entwickele. Er sagt: „Was nun den psychologischen Grund des Satzes der Identität selbst betrifft, so liegt dieser zuletzt in dem Wesen der Seele selbst, das wir als strenge Einheit aufgefaßt haben — das keine innere Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten oder Zuständen zugleich in sich fassen kann — keineswegs aber in irgend einer besondern Beschaffenheit des ihr zu Verarbeitung dargebotenen erfahrungsmäßigen Stoffes: insofern und in diesem Sinne, aber auch nur in diesem kann daher der Satz der Identität als ein apriorisches Denkgesetz betrachtet werden." Nach meinem Dafürhalten liegt der Grund gerade in dem Wesen des dargebotenen erfahrungsmäßigen Stoffes. Was auch unser Denken sei, es ist ein durchaus sinnlich determinirter, an sinnliche Organe gebundener, durch sie bedingter Vorgang, mittelbare Sinnesthätigkeit, vermittelt durch die unmittelbare der sogenannten fünf Sinne; die Wahrheiten, die es als Denkgesetze aufstellt, sind also nur sinnliche Wahrheiten, Gesetze des Sinnenlebens. Die Natur sagt in uns — der Entwickelungsstufe, wo sie zum Bewußtsein und zur Sprache kommt — die wesentlichsten Verhältnisse ihres Seins, ihre Gesetze aus.

Hume bestritt bekanntlich das Causalitätsgesetz, insofern es nothwendig von uns zu denken sei, da es unmöglich sei, erfahrungsmäßig einen innern Zusammenhang zwischen 1 und 2 zu setzen, unmöglich, mittelst Vernunft den Begriff des Verhältnisses von Wirkung zur Ursache construiren zu können. Kant deducirte daraus, daß es eine von der Erfahrung unabhängige, aprioristische Existenz habe. Wenn man dies letztere nicht zugeben will, so bleibt die Frage übrig, wie uns denn überhaupt die Annahme des Verhältnisses von einem Begrün-

denden und Begründeten in den Dingen und Erscheinungen der Welt entsteht, da wir nur deren Aufeinanderfolge kennen und erleben und die andere Frage, ob der Causalitätsbegriff in der That nur Folge der gewohnheitlichen Auffassung der Aufeinanderfolge ist? Allein wir müssen auch hier auf die Eigenempfindung als das erste Erlebniß zurückgreifen. Die Speise, die meinen Hunger stillt, das Wasser, in das ich unwillkürlich einen erhitzten Körpertheil tauche, die Hand, die ich instinctiv ausstrecke, um eine schmerzende Stelle durch Berührung zu lindern, erweisen sich mir unmittelbar als wirkend. Ich trage das wesentliche Verhältniß der Energie, ihrer Qualität, ihrer wirksamen Thätigkeit in meinem Afficirt-Sein von denselben, in meiner Empfindung in mir davon, und damit auch, sobald wir zu abstrahiren beginnen, den Begriff von Ursache und Wirkung, der dann zunächst auf analoge Erscheinungen, bei denen wir auch nicht participirt sind, übertragen wird, besonders auch auf solche, die in zeitlicher naher Aufeinanderfolge stehen. Nicht weil wir den Donner immer auf den Blitz folgen sehen, bildet sich durch gewohnheitliche Auffassung dieser Aufeinanderfolge der Begriff, daß eins in abhängigem Verhältniß zum andern stehen und durch dasselbe bewirkt sein dürfte, sondern weil uns bei den ersten Erlebnissen von Ursachen und Wirkungen immer derselbe Umstand einer baldigen zeitlichen Aufeinanderfolge auffällt, gewöhnen wir uns daran, bei zeitlich aufeinander folgenden Erscheinungen überhaupt das Verhältniß von Ursache und Wirkung leicht zu supponiren. Sehr oft, wie bekannt, irriger Weise.

Worin liegt denn aber die subjective Nothwendigkeit des Causalbegriffes, d. h. also die für uns unabwendbare Nöthigung, jede Erscheinung in irgend einem Zusammenhange von Ursache und Wirkung zu denken? Sollen wir, nachdem

wir auf die Apriorität des Causalbegriffes Verzicht geleistet haben, zu Mill übergehen und seine Ansicht theilen, daß irgendwo auch einmal Ereignisse aufs Gerathewohl und ohne ein bestimmtes Gesetz auf einander folgen können? Und sollen wir ihm beistimmen, wenn er sagt: „Auch liegt in unserer Erfahrung oder in unserm Geiste nichts, was einen hinreichenden oder in der That auch nur irgend einen Grund ausmachen könnte, zu glauben, daß dies nirgends der Fall wäre?" Ich glaube nicht. Die Vorstellung eines causalen Verhältnisses wird, wie ich schon eben ausführte, uns vermittelt durch das Leben selbst, insofern sich dasselbe als wirksam, als Wirkung setzend an unserm eigenen Dasein erweist. Der Causalbegriff ist insofern ein aus der Lebensthätigkeit unmittelbar stammender, das Leben gewissermaßen abbildlich darstellender Begriff, Spiegelbild des Lebensvorganges im Intellect. Er ist für uns nothwendig, weil er nur das Gesetz alles Lebens, das Wirksamsein, ausspricht und weil wir nicht das Lebendige als ein Todtes, als Verneinung seiner selbst, auffassen und aussprechen können, was uns zugemuthet wird, wenn wir im Denken uns etwas außerhalb des Causalzusammenhanges vorstellen oder überhaupt den Causalzusammenhang als nicht bestehend denken sollen. Das ist das Grundverhältniß, was Mill meiner Ansicht nach nicht begriffen hat. Indem er dasselbe übersieht, kommt er zu dem oben angeführten Schluß, der unserm gesammten Selbstbewußtsein so sehr widerspricht, daß die Gegenpartei ihn leicht für sich verwerthen kann, indem sie auf seine Absurdität hinweist. Das Lebens-Gesetz (wirksam zu sein, Wirkung zu setzen, sich verursachend zu erweisen) wird zum Denk-Gesetz (zur Nöthigung, jede Erscheinung in irgend einem Zusammenhange von Ursache und Wirkung zu denken, d. h. zum Causalbegriff),

weil das Denkgesetz selbst eben nur das gedachte, das ins Denken übernommene Lebensgesetz ist. Von diesem Standpunkte aus ist schließlich auch die Frage nach der unbedingten Gültigkeit der Naturgesetze für den ganzen Bereich unserer Erfahrung, d. h. ob derselben der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit zukomme, zu erledigen. Es liegt allerdings ein Widerspruch darin, wenn ein Materialist die Nothwendigkeit und Unabänderlichkeit der Naturgesetze aufs Stärkste betont und dennoch den Glauben an diese Gesetze aus der Erfahrung ableitet, allein der Widerspruch liegt, wie mir scheint, doch nur in einer ungenauen Auffassung des zu Grunde liegenden Verhältnisses. Der Glaube an die Unabänderlichkeit der Naturgesetze ist ein unbedingter, für uns mit dem Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit versehener, insofern wir dabei nur an den in den Naturgesetzen offenbar werdenden causalen Zusammenhang aller Lebenserscheinungen denken. Ob aber die wirklichen Naturgesetze auch mit den begriffenen und erkannten Naturgesetzen übereinstimmen, das ist die andere Frage, die ich je nach dem Maß meiner Beobachtungen und Wahrnehmungen nur zu höchst gesteigerter Wahrscheinlichkeit erheben kann. Unzweifelhaft ist mir, daß das Leben wirken, daß es sich causaliter verhalten muß, denn in mir als Lebendem selbst bezeugt es sich causaliter als Lebens- und Denkgesetz, unzweifelhaft ist mir daher ferner, daß auch die in meine Beobachtung fallende Art seines Wirkens, die ich als Naturgesetz aufführe, eine innerlich nothwendige und unabänderliche, d. h. eben lebensgesetzlich wirkende ist, wenn meine Beobachtung eine getreue war, wenn sich in derselben der Lebensvorgang rein abspiegelte, zweifelhaft und nur zu höchst gesteigerter Wahrscheinlichkeit zu erheben ist dies letztere, und nur unter diesem Vorbehalt ist also von einem

Glauben an die Unabänderlichkeit und Nothwendigkeit der (begriffenen und erkannten) Naturgesetze zu reden.

„Was helfen mir", sagt Feuerbach, „alle Beweise, daß dieser der Messias sei, wenn ich überhaupt nicht glaube, daß irgend ein Messias je erscheinen werde, erscheinen müsse, erscheinen könne." Was helfen mir alle Beweise, daß der Wille das Ding-an-sich ist, wenn ich überhaupt nicht an das Ding-an-sich glaube. Wir überheben uns deshalb, über diese Entdeckung Schopenhauer's weiter zu sprechen; sie ist so wie so eine arge metaphysische Taschenspielerei, die nur durch die Vertauschung der hergebrachten Bezeichnungen ihre Kunststücke macht. Denn indem sie Wille vom Bewußtsein gänzlich sondert („Wille in der Natur", p. 19), das was früher Kraft hieß, jetzt Wille benennet und den bisher so benannten Willen Willkür tauft („Willkür also heißt der Wille da, wo ihn Erkenntniß beleuchtet und also Motive, Vorstellungen die ihn bewegenden Ursachen sind", a. a. O. p. 25), kommt scheinbar etwas sehr Neues, im Grunde aber nur eine große Maskerade zu Stande, bei der nur die Vermummungen Etwas bedeuten und Einen irre führen. Und wozu diese Vertauschung aller üblichen Beziehungen? Schopenhauer sagt darüber: „Indem wir die Identität des Wesens jeder irgend strebenden Kraft in der Natur mit dem Willen erkennen, was man bisher nicht erkannt hatte und eine denominatio a priori anwenden, erweitern wir den Begriff Wille und benennen alle Kraft mit dem Namen Willen. Dies ist nicht etwa ein Wortstreit, sondern von höchster Wichtigkeit. Denn dem Begriff Kraft liegt zuletzt eine anschauliche Erkenntniß der objectiven Welt, d. h. die Erscheinung, Vorstellung zum Grunde. Hingegen hat Wille seinen Ursprung aus dem unmittelbarsten Bewußtsein eines Jeden. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so

haben wir in der That ein Unbekanntes auf ein unendlich Bekannteres, ja in der That auf das einzige, uns wirklich unmittelbar und ganz und gar Bekannte zurückgeführt." (Welt als Wille und Vorstellung I, § 22.) Hierbei ist blos die Hauptsache ignorirt, daß nämlich jenes uns unmittelbar ganz und gar Bekannte eben doch nur das ist, was man bisher unter Willen verstand, durchaus aber nicht die nun so zu benennende, aber einen wesentlich vom bisherigen unterschiedenen Inhalt umschließende Kraft — und daß, bei Zurückführung eines Unbekannten auf ein Bekanntes, nichts damit geleistet wird, daß man es auf den bloßen Namen, in dem ein anderer Inhalt steckt, zurückführt. Wir fragen zum Schluß, welches ist die Aufgabe, die Stellung, das Wesen der Philosophie? Ist eine solche als aparte Wissenschaft auf dem hier vertretenen Standpunkte überhaupt noch denkbar und worin liegt ihr unterscheidendes Moment? Wir glauben allerdings ein solches fixiren zu dürfen und nicht aufgeben zu sollen, wir glauben, daß auch die Anschauung, welche jedes übersinnliche metaphysische Wesen leugnet und sich als puren Sensualismus bekennt — der unseres Erachtens noch nicht die ihm von Jul. Frauenstädt in den „Briefen über Schopenhauer" geweissagte Vorausbestimmung hat, in „Bestialismus auszuarten" — der Philosophie immer eine besondere Stellung vindiciren muß. Für diese Anschauung ist die Philosophie, wie es schon an einer andern Stelle ausgedrückt ist, einheitliche Weltanschauung, combinirender Ueberblick der endlos mannigfaltigen Erscheinungen, reflectirtes Spiegelbild der Welt. Sie führt den Spruch von Baco von Verulam in ihrem Wappen: Philosophia est mundi simulacrum et reflectio neque addit quicquam de proprio sed tantum iterat et resonat. Wie jede specielle Wissenschaft eine methodische Darstellung der in ihren Kreis

fallenden Phänomene giebt, so betrachtet die Philosophie die allgemeinsten und wichtigsten Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte einer einheitlichen Weltansicht. Dieser encyklopädische, universelle Charakter im Sinne einer innerlichen Verbindung unterscheidet die Philosophie von jeder einzelnen Wissenschaft und weist ihr ihre aparte Stellung an. „Die Evangelien der Sinne im Zusammenhange lesen, heißt Denken" — die Summe der Erkenntnisse der Specialwissenschaften im Zusammenhange lesen und aus ihnen ein einheitliches Ganze gestalten, heißt Philosophiren.

Anmerkung.

[1]) Wie groß die Unbekanntschaft mit Feuerbach zuweilen selbst da ist, wo man ein Recht hat, die genaueste Bekanntschaft mit dem Philosophen zu erwarten, davon ist mir Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" immer als ein ganz merkwürdiger und schlagender Beleg erschienen. In dem Abschnitt „Der philosophische Radicalismus" (Band III, p. 380 u. ff.) dieses Werkes kommt Schmidt auf Feuerbach zu sprechen, und nach einer Analyse des Gedankenganges im Wesen des Christenthums heißt es (p. 393)*): „Es ist nicht wahr, daß der Ursprung der Religion aus dem Trieb des Menschen nach Idealen hervorgeht, daß also die Existenz Gottes gleichgültig gegen seine Wesensbestimmungen ist. Feuerbach hat einseitig den ontologischen Beweis im Auge gehabt, und das macht ihm insofern Ehre, als dieser sogenannte Beweis, d. h. dieser Proceß unserer Seele, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen, der allergeistigste ist; aber es ist nicht der ursprüngliche, nicht der natürliche; das erste Gefühl Gottes ist das Gefühl einer Macht, die über den Menschen hinausgeht, die ihm absolut fremd ist, deren Einfluß er jeden Augenblick fühlt, und die er doch nicht faßt, vor der er sich daher in Furcht und Grauen niederwirft. So ist

---

*) Ich citire nach einer ältern Auflage, bemerke aber, daß auch in der letzten Ausgabe (5te Auflage 1867) das Urtheil Schmidt's über F. ganz das nämliche ist, wenn auch die Wortfassung hier und da etwas verändert wurde.

das ursprüngliche Bewußtsein Gottes im Menschen und alle weiteren Wesensbestimmungen treten erst später in dasselbe ein ꝛc. Das ist beiläufig eine schwache Seite bei Feuerbach wie bei der ganzen Schule des Humanismus; sie ist durch und durch unhistorisch, sie hat keinen Begriff von den Unterschieden der Zeit." — „Nach Feuerbach's Erklärung begreift man nicht, wie es jemals eine andere Religion habe geben können, als das Christenthum; denn da der Proceß der Religionsbildung nach seiner Theorie immer der nämliche ist und die menschliche Natur gleichfalls immer die nämliche, so müßte auch das Resultat überall das nämliche sein. Die Religion ist nicht ein einzelner zeitloser Act des Individuums" u. s. w.

Es ist vollkommen undenkbar, daß Schmidt dieses absprechende Urtheil hätte fällen können, wenn er von Feuerbach's wahrhaft erschöpfenden religionsphilosophischen Deductionen die Ergänzungsschriften zum Wesen des Christenthums (u. A. das Wesen der Religion; Erläuterungen zum „Wesen der Religion"; Vorlesungen über das Wesen der Religion; Beleuchtung einer theologischen Recension vom „Wesen des Christenthums" u. s. w.), wenn er überhaupt irgend etwas Anderes von Feuerbach als eben nur das „Wesen des Christenthums" gekannt hätte. Wir stellen, um dies zu beweisen, einige Sätze dieser Ergänzungsschriften zusammen, die genau das besagen, was Schmidt vermißt und aus dessen Mangel er eine Waffe gegen Feuerbach schmiedet.

„Das Abhängigkeitsgefühl der Menschen ist der Grund der Religion. Das, wovon der Mensch abhängig ist und sich fühlt, ist aber ursprünglich nichts anderes als die Natur. Die Natur ist der erste, ursprüngliche Gegenstand der Religion, wie die Geschichte aller Religionen und Völker sattsam beweist." (Wesen der Religion 2.)

„Der bestimmte Mensch, dieses Volk, dieser Stamm hängt nicht von der Natur im Allgemeinen, sondern von diesem Boden, diesem Lande ab. Mit demselben Recht, mit welchem der universelle Mensch sein universelles Wesen als Gott verehrt, beten daher die alten beschränkten, an ihrem Boden mit Leib und Seele haftenden, nicht in ihre Menschheit, sondern in ihre Stammesbestimmtheit ihr Wesen setzenden Völker die Berge, Bäume, Thiere, Flüsse u. s. w. ihres Landes als göttliche Wesen an, denn ihre ganze Existenz gründet sich ja nur auf die Beschaffenheit ihres Landes, ihrer Natur." (a. a. O. 4.)

„Die Thiere waren dem Menschen unentbehrliche, nothwendige Wesen; von ihnen hing seine menschliche Existenz ab. Das aber, wovon das Leben, die Existenz des Menschen abhängt, das ist ihm Gott. Wenn die Christen nicht mehr die Natur als Gott verehren, so kommt

das nur daher, daß ihrem Standpunkte zufolge ihre Existenz nicht von der Natur, sondern dem Willen eines von der Natur unterschiedenen Wesens abhängt, aber gleichwohl betrachten und verehren sie dies Wesen nur deswegen als göttliches, d. i. höchstes Wesen, weil sie es für den Urheber und Erhalter ihrer Existenz, ihres Lebens halten." (a. a. O. 5.)

„Du bist nur deswegen genöthigt, Gott als ein existirendes Wesen zu denken, weil du von der Natur selbst genöthigt wirst, deiner Existenz und deinem Bewußtsein die Existenz der Natur vorauszusetzen und der erste Grundbegriff Gottes kein anderer ist, als eben der, daß er die deiner Existenz vorangehende, vorausgesetzte Existenz ist." (a. a. O. 10.)

„Im Opfer versinnlicht und concentrirt sich das ganze Wesen der Religion. Der Grund des Opfers ist das Abhängigkeitsgefühl — die Furcht, der Zweifel, die Ungewißheit des Erfolgs, der Zukunft — aber das Resultat des Opfers ist das Selbstgefühl — der Muth, der Genuß, die Gewißheit des Erfolges, die Freiheit und Seligkeit. Als Knecht der Natur schreite ich zum Opfer, aber als Herr der Natur scheide ich von ihm. Das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur ist daher wohl der Grund, aber die Aufhebung dieser Abhängigkeit, die Freiheit der Natur ist der Zweck der Religion. Oder: Die Gottheit der Natur ist wohl die Basis, die Grundlage der Religion und zwar aller Religion, auch der christlichen, aber die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion." (a. a. O. 29.)

„So wie der Mensch aus einem nur physikalischen Wesen ein politisches, überhaupt ein sich von der Natur unterscheidendes und auf sich selbst concentrirendes Wesen wird, so wird auch sein Gott aus einem nur physikalischen Wesen ein politisches, von der Natur unterschiedenes Wesen. Zur Unterscheidung seines Wesens von der Natur und folglich zu einem von der Natur unterschiedenen Gott kommt daher der Mensch zunächst nur durch seine Vereinigung mit anderen Menschen zu einem Gemeinwesen, wo ihm von den Naturmächten unterschiedene, nur im Gedanken oder in der Vorstellung unterschiedene Mächte, politische, moralische, abstracte Mächte, die Macht des Gesetzes, der Ehre, der Meinung, der Tugend Gegenstand seines Bewußtseins und Abhängigkeitsgefühls, die physikalische Existenz des Menschen seiner menschlichen, bürgerlichen und moralischen Existenz untergeordnet, die Naturmacht, die Macht über Tod und Leben zu einem Attribut und Werkzeug der politischen und moralischen Macht herabgesetzt wird."

„Die Götter der Heiden waren wohl auch schon Herren der Natur, aber keine Schöpfer derselben, darum nur constitutionelle, beschränkte, in bestimmte Grenzen eingeschlossene, nicht absolute Monarchen der Natur,

d. h. die Heiden waren noch nicht absolute, unbedingte, radicale Supranaturalisten.“ (a. a. O. 41.)

Ich beschränke mich auf diese wenigen Citate, die aus den übrigen Werken Feuerbach's wahrscheinlich noch schlagender und zutreffender entnommen werden könnten. Aus ihnen wird wenigstens so viel erhellen, daß keine Beschuldigung von einer größern Unkenntniß der Leistungen Feuerbach's zeugen kann, als die, daß er den Ursprung der Religion schlechtweg in den Trieb des Menschen nach Idealen verlege, als die ferner, daß er die Religion für einen zeitlosen Act des Individuums ansehe, als die endlich, daß er die menschliche Natur nicht nach Ort, Zeit und Geschichte aufs strengste unterscheide, da er gerade aus diesen Unterschieden die Unterschiede der Religionen aufs umfassendste erklärt und ableitet.

Ebenso unglücklich wie mit seiner Kritik der Feuerbach'schen Religionsphilosophie ist Schmidt mit seinen Bemerkungen über Feuerbach's Metaphysik. So heißt es, um nur noch Eins hervorzuheben, bei ihm (pag. 396): „Spätere Materialisten sind mit vollkommen richtiger Consequenz weiter gegangen und haben Feuerbach vorgeworfen, seine Menschheit sei ebenfalls ein Gattungsbegriff, eine Idee, die nie zur Erscheinung käme, also wieder etwas Transscendentes und Romantisches.“ Die „vollkommen richtige Consequenz“ ist um so unrichtiger, als Feuerbach in seiner Antwort an einen der späteren Materialisten (Max Stirner) ausdrücklich erklärt: „Die Gattung bedeutet bei mir nicht ein Abstractum, sondern nur dem einzelnen für sich selbst fixirten Ich gegenüber das Du, den Anderen, überhaupt die außer mir existirenden Individuen. Relativ, für mich als diesen Menschen, ist allerdings und zwar nothwendig die Gattung nur ein Abstractum, nur ein Gedanke, obwohl sie an sich selbst sinnliche Existenz hat. So sind z. B. die vergangenen Menschen, obwohl an sich selbst einst wirkliche, sinnliche Wesen, für mich nur Gedankenwesen oder Wesen der Vorstellung.“ (Ges. Werke I, 351.) Vermuthlich hat Schmidt diese bündige Erläuterung übersehen. Freilich genügt es ihm, „einen flüchtigen Blick auf Feuerbach's Metaphysik zu werfen“ — welche Art der Kritik aber bei diesen flüchtigen Blicken herauskommt, erhellt aus dem Vorhergehenden wohl zur Genüge.

Auch F. A. Lange hat in seiner Geschichte des Materialismus meines Erachtens an Feuerbach keine gerechte und keine einsichtige Kritik geübt. Er nennt ihn einen „mächtig gährenden, aber durchaus unklaren Denker“, ohne dabei zu berücksichtigen, daß Feuerbach's angebliche Unklarheit vielmehr in seiner Schreib- als in seiner Denkweise liegt. Es ist nicht schwer, einem Schriftsteller, der so sehr wie Feuerbach pointirte Sätze, polemische Beweisführung und lebhafte, veranschaulichende

Bildersprache liebte, Unklarheit vorzurücken und scheinbar nachzuweisen. Man braucht dann nur von diesen Grundlagen seiner Stileigenthümlichkeit abzusehen und jeden Ausdruck ganz wörtlich zu nehmen. Aber dadurch kommen wir von einem eigentlichen Verständniß des Denkers nur immer weiter ab. Und davon scheint mir auch das, was Lange gegen Feuerbach vorbringt, ein deutlicher Beweis zu sein. Wunderliche Einwürfe kommen dabei zum Vorschein. Feuerbach hebt z. B. irgendwo im Gegensatz zu der Auffassung des Seins, wie solches dem abstracten Denken Gegenstand ist, mit Betonung hervor, daß das Sein „ein Geheimniß der Anschauung, der Empfindung, der Liebe" sei. Indem er diesen Gedanken weiter ausführt und ihn immer nachdrücklicher emporhebt, kommt er zu dem zugespitzten Satz: „Das, dessen Sein dir Freude, dessen Nichtsein dir Schmerz bereitet, das nur ist." Sofort fällt L. bei, daß es doch auch auf dem Jupiter oder sonstwo lebende Wesen geben könne, und es ist ihm auffallend, daß F. die ganze Philosophie so stelle, als sei der Mensch das einzige, ja das einzig denkbare Wesen von gebildeter geistiger Sinnlichkeit. Nun ist es ja richtig, das Wesen auf dem Jupiter ist eins, dessen Sein mir weder Freude noch dessen Nichtsein mir Schmerz bereitet, und insofern ich dessen möglichstes Vorhandensein zuzugeben habe, kann also der citirte Feuerbach'sche Ausspruch auf dasselbe keine Anwendung finden und ist in seiner Allgemeinheit unrichtig. Aber es ist doch kaum zu übersehen, daß F. einen so scharf und, wenn man will, einseitig formulirten Ausspruch nur hinstellt, um im Zusammenhange seiner Entwickelung gerade an dieser Stelle den schärfsten Gegensatz zu der abstracten Verwässerung des Seins möglichst schlagend auszusprechen. Mit Unrecht wird ferner F. der „kategorische Imperativ" zugeschrieben: „weil wir von den Dingen-an-sich nichts wissen können, so wollen wir auch von ihnen nichts wissen und damit Punktum!" Für F. war eben das Ding-an-sich in dem weiter oben ausgeführten Sinn ein Denk-Unding, ein non-ens und von einem „von ihm nichts wissen wollen und können" konnte daher schon gar keine Rede sein. Völlig unverständlich ist mir alsdann der von Lange gegen F. gerichtete Vorwurf, daß er ganz im Hegel'schen Geiste ein durchaus empfindungsloses Denken anerkenne und dadurch in das Wesen des Menschen einen unheilbaren Zwiespalt bringe. Schärfer wie F. hat sich wohl nie ein Denker für die Position des ganzen Menschen ausgesprochen, und die ausführliche Abhandlung: „Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist" (Bd. II d. Ges. W.) müßte, wie mich dünkt, allein genügen, um das hier gegen F. Vorgebrachte völlig haltlos erscheinen zu lassen.

VIII.

Die moderne Jugendliteratur.

Nach zwei Richtungen hat man, wie mir scheint, vorbehaltlos einen Fortschritt in den Leistungen der heutigen Jugendliteratur, verglichen mit denen aus den Tagen unserer Kindheit — etwa 30—35 Jahre zurückzurechnen —, anzuerkennen. Und zwar ist dieser Fortschritt ein bedeutender und erfreulicher. Er betrifft einerseits das ganze Gebiet der Illustrationen, soweit es sich um künstlerische Vollendung derselben handelt, und andererseits die Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für die Lectüre unserer kleinen Leute. Ich rede hier von Jugendliteratur im weitesten Sinne des Wortes, in dem Sinne, in welchem es Alles umschließt, was durch Schrift oder Bild, oder durch die Verbindung von beiden dem Kinde geistige Eindrücke zu vermitteln bestrebt ist, und so wird es mir auch gestattet sein, die Bilderbögen, welche meistens der letzteren Kategorie angehören, hier mit heranzuziehen. Wenn wir einen Blick in unsere eigene Vergangenheit werfen, wenn wir die damals einzig zur Verfügung stehenden und daher allgemein gebräuchlichen bemalten oder unbemalten Bilderbögen vergleichen mit denjenigen, die für einen äußerst billigen Preis gegenwärtig z. B. von Weise in Stuttgart, von Braun und Schneider in München und anderen Verlagsfirmen hergestellt werden, so können wir nicht umhin, in der künstlerischen Vollendung einen so großen

Fortschritt anzuerkennen, daß man denselben kaum für das Ergebniß weniger Jahrzehnte halten sollte. Man blättere einen Band der „Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt, Verlag von G. Weise in Stuttgart" durch, und man findet in demselben eine Anzahl so vortrefflich ausgeführter, künstlerisch entworfener, fein empfundener, charakteristisch beobachteter Bilder und Bildchen aus Natur- und Thierleben, vom Meere und aus dem Gebirge, daß sie auch dem verwöhnteren Auge volle Befriedigung und stimmungsvolle Anregung zu gewähren im Stande sind. Die colorirte Ausgabe vollends enthält wirkliche Kunstblätter, wozu wir z. B. Wald und Wild von C. Kröner, Vom Rhein von Scheuren, Der Landschaftsmaler von Hugo Becker, Küstenbilder von H. Eschke, Holländischer Winter von Hilgers u. a. m. unbedenklich rechnen, und doch kosten diese Blätter colorirt nur 20, schwarz nur 10 Pfennige — sie sind also nicht viel theurer, als in unserer Kindheit die steifen, schlecht gezeichneten Figuren von Kaisern und Königen, Herzögen und Grafen, Rittern und Knappen oder von großen und kleinen Thieren waren, an denen wir unsere ersten coloristischen Studien machten. Entspricht nun auch dem großen Fortschritte in der künstlerischen Ausführung der für die Kinderwelt berechneten bildlichen Darstellungen nicht ein gleich großer Fortschritt in der Wirkung, d. h. wird ein Kind aus einem dreimal so gut ausgeführten und ausgestatteten Bilderbogen oder einer sonstigen bildlichen Darstellung auch nicht dreimal so viel und dreimal so gute geistige Nahrung, Anregung und Belehrung entnehmen, so wird doch die auf diesem Wege gewonnene, erziehliche Leistung auch nicht allzu gering veranschlagt werden dürfen. Im Einzelnen entzieht sich zwar auch der sorgfältigen Beobachtung hier meistens die überzeugende Einsicht. Das Kind erfreut sich meistens an dem schlechtesten Bilderbogen so

sehr wie an einem zehnfach werthvolleren und findet durchschnittlich, was ihm bunt entgegenleuchtet, überhaupt schön, sei dies nun nach unseren Begriffen eine Sudelei oder ein Kunstblatt. So scheint es wenigstens und so ist es auch wohl, wenn man nur die gröbere Außenwirkung, d. h. die, welche das Kind am unverhohlensten an den Tag legt, und welche sich daher am leichtesten der Beobachtung aufdrängt, ins Auge faßt. Daß aber doch noch feiner wirkende Momente daneben bestehen, daß das Kind, meistens ohne dem unverstandenen Gefühle einen Ausdruck zu leihen, auch einen Hauch wirklicher Schönheit und gewählteren Geschmacks demjenigen ihm Dargebotenen entnimmt, welches nach dieser Seite eine Anregung gewähren kann, daß es diese Anregung, gehe dieselbe zuerst auch spurlos flüchtig an ihm vorüber, bei wiederholter Einwirkung in sich verarbeitet und ihm einen Bildungsgehalt im weiteren Sinne des Wortes, einen Sonnenstrahl des Gemüthes, einen Bildungstrieb des Schönen, kurz irgend ein Element der ästhetischen Cultur zu entnehmen vermag — das Alles wird sich doch nicht leugnen lassen und in dieser Hinsicht eben wird dem gestiegenen künstlerischen Werthe des kindlichen Bildungsmaterials ein bedeutsamer und selbständiger Werth nicht abzusprechen sein.

Als den zweiten wesentlichen Fortschritt bezeichnete ich die gegenwärtig ganz anders geartete Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für Lectüre und Anschauung der Jugend. Wenn wir bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts zurückgehen, so treffen wir auf ein ganz merkwürdiges, in den ersten Decennien desselben noch sehr beliebtes und geschätztes, allmählich in Vergessenheit gerathenes und jetzt höchstens nur noch dem Namen nach gekanntes Buch: das sogenannte Bertuch'sche Bilderbuch für Kinder. Das Bertuch'sche Bilderbuch,

so benannt nach dem Verfasser, dem Weimarschen Legationsrath Bertuch, bezeichnet in gewisser Hinsicht einen Höhepunkt der Leistung, wie er in der Jugendliteratur kaum jemals zum zweiten Mal vorgekommen sein dürfte. Es steht eigentlich als ein Unicum und noch heute, als Ganzes betrachtet, als literarisches Unternehmen, als kostbares Sammelwerk, unerreicht und unübertroffen da. Dies sogenannte Bilderbuch, „enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und allerhand anderen unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften, alle nach den besten Originalen gewählt, gestochen und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet", umfaßt eine Bibliothek für sich. Ich weiß nicht mehr genau anzugeben, aus wie viel Bänden es besteht, glaube aber nicht zu irren, wenn ich 8 bis 10 Bände als die geringste Anzahl angebe. Jeder Band, in groß Quart, enthält 100 Nummern, d. h. 100 Tafeln Abbildungen, denen jedesmal 4 Seiten Text in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch beigefügt sind. Dem Plan des Werkes gemäß marschiren die vorgeführten Gegenstände in buntester Reihenfolge auf. Fische, vierfüßige Thiere, Blumen, Schlangen wechseln mit Volksbelustigungen, Darstellungen aus der Göttergeschichte, landschaftlichen und Architekturbildern, geologischen Merkwürdigkeiten und diese wieder mit Darstellungen von Ritterorden, Kostümbildern u. a. m. ab. Die Abbildungen, deren jede Kupfertafel gewöhlich mehrere enthält, sind farbig und sämmtlich von einer seltenen Vollendung in der Ausführung sowohl als in der Genauigkeit und Treue der Darstellung — der auf dem Titel erhaltene Zusatz: „sämmtlich nach den besten Orginalen gewählt und gestochen" sagt in dieser Beziehung durchaus nicht zu viel.

Der Text dagegen beschränkt sich meistens auf eine sehr dürftige Notiz, welche dem vorgeführten Bilde eben nur die unentbehrlichste thatsächlichste Erläuterung beifügt. Man weiß nun kaum, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den grandiosen Entwurf und die Möglichkeit der Durchführung eines so große Herstellungskosten erfordernden Unternehmens oder über den unzweckmäßigen Charakter desselben in Bezug auf seine nächste Bestimmung. Ein Bilderbuch für Kinder im großartigsten Styl und doch nur ein Kaleidoskop! Dem Verfasser kommt bei seiner mühsamen, mehrjährigen Arbeit nie der Gedanke, ob die Anpassung an das kindliche Wesen nicht noch in etwas Anderem zu bestehen habe als darin, daß die kurze, trockne Erklärung seinen Verstandeskräften nicht zuviel zumuthe, ob man mit dem Kinde nicht vertraulich plaudern und dabei an das Nächstliegende anknüpfen müsse, ob es seine Entdeckungsreisen nicht zuerst auf dem Gebiete seiner eigenen, sinnlich erreichbaren kleinen Welt vorzunehmen und das ihm Eigene mit Liebe und Interesse zu hegen und zu pflegen habe, ob die Naturerkenntniß ihm dabei nicht die Hand bieten und ihm durch Haus und Hof, durch Stallung und Garten, durch Wald und Wiese, am Brunnen, am Bach als treuer Geleitsmann dienen solle, ob es im Gegensatz hierzu nicht das Allerunzweckmäßigste sei, mit einer verwirrenden und blendenden Mannigfaltigkeit aller erdenklichen Thatsachen der Welt- und Naturgeschichte die kindliche Fassungskraft und Aufnahmelust bis zum Erdrücktwerden zu überladen. Bei dem im Anfange dieses Jahrhunderts lebhafter entfachten Streite zwischen Philanthropinismus und Humanismus, zwischen denjenigen, welche der vorzugsweisen Bildung durch die Sprache, welche der Humanismus, den alten Vorbildern getreu, vertrat, und denen, welche der Bildung durch die Sachen, die anschauliche

Welt anhingen, hatte man für diese ebenerwähnten, uns so wesentlich erscheinenden Punkte noch wenig Sinn und wer dem letzteren Princip huldigte, glaubte demselben nicht besser dienen zu können, als wenn er dem Kinde sofort das ganze Weltall unterbreitete. Von dieser Richtung, welche Jean Paul zu der Klage Anlaß gab, daß sie „durch Naturgeschichten, Bilderbücher und andere Sachregister des Auges die Lehrstuben zu Alpen mache, wo die Pflanze mager und klein und deren Blume übergroß getrieben“ werde, ist das Bertuch'sche Bilderbuch ein in seiner Art classisches Erzeugniß und das Ansehen und die Verbreitung, welche dasselbe trotz seines natürlich außerordentlich hohen Preises fand, legen Zeugniß dafür ab, daß es nicht leicht gewesen ist, das ihm zu Grunde liegende Princip allmählich durch richtigere Anschauungen zu verdrängen und zu ersetzen. Wie sehr dasselbe gleichwohl gelungen, dafür legen gegenwärtig viele sehr anerkennenswerthe naturwissenschaftliche Jugendschriften Zeugniß ab. Ich erwähne nur eine meines Erachtens sehr glücklich entworfene Schrift, weil sie am schärfsten und reinsten das entgegengesetzte Princip darstellt und daher am geeignetsten ist, den weiten Abstand zwischen jetzt und damals zu veranschaulichen, ich meine die „Entdeckungsreisen in Haus und Hof von H. Wagner“. Diese Entdeckungsreisen, die auch mehrere in der geschmackvollen Weise des Spamer'schen Verlags illustrirte Bändchen umfassen, beginnen ihre Wanderungen in der Wohnstube, zwischen den vier Wänden. Sie lassen das Kind Bekanntschaft schließen mit Tisch und Stuhl, mit der Katze und dem Mäuschen, mit dem Goldfisch und dem Kanarienvogel, mit Fliegen und Mücken, Motten und Käfern. Dann wird aufs Dach gereist und Alles, was dort vorkommt, untersucht, in den Keller hinabgestiegen, Hof und Garten einer Besichtigung unter-

zogen. Das Dach giebt Gelegenheit, das Bedachungsmaterial, dann aber auch die kleine Pflanzenwelt der Flechten und Moose, soviel davon an den Dachziegeln zu haften pflegt, zu studiren, im Keller geben Pilze und Schimmel und der Hausschwamm Veranlassung von Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen zu reden, im Hofe und Garten kommen die Erd- und Steinarten, die Unkräuter und Zierpflanzen, die Obstarten und die Thiere unter der Erde nach einander an die Reihe. Und so geht es immer weiter, vom kleinsten Punkt sich ausbreitend in das unendliche Weltall hinaus. Wie richtig erfaßt der Herausgeber das Wesen der Kindesnatur, wenn er in dem Vorworte sagt: „Wird nicht selbst eine Rumpelkammer mit ihrem vielfachen Geräthe für das Kind ebenso zur Naturaliensammlung wie zum Alterthumscabinet? Dünkt ihm nicht ein Gang in den Keller hinab gleich einer geheimnißreichen Reise in die düstere Unterwelt und — wenn es droben zum kleinen Fensterchen im hohen Giebel hinabschaut auf die niederen Nachbardächer, nach dem Nest der Spatzen in der Regenrinne und nach den luftdurchsegelnden Schwalben, ist's ihm da nicht in seiner Weise so eigenthümlich zu Muthe wie dem Jüngling, der zum ersten Mal von der Spitze des Brockens, der Schneekoppe oder des Rigi hinabschaut auf Alles, was drunten ist.“ Und den für die ethische Seite entscheidenden Gesichtspunkt spricht er zutreffend mit den Worten aus: „Je zahlreicher kleine Fäden das Interesse des Kindes an das häusliche Leben fesseln, desto mehr wird es mit Liebe am Herd der Familie hängen, desto stärker wird auch sein Gemüthsleben sich entwickeln und mit dem erwachenden forschenden Verstande Hand in Hand gehen. Der Mann, welcher in vorgerückteren Jahren mit Innigkeit noch an das Haus denkt, in welchem er die Jugend verlebte,

wird auch danach streben, der eigenen Familie eine Umgebung zu schaffen, in welcher Liebe und Friede wohnen."

Der Fortschritt, welchen ich auf dem Gebiete der für die Kinderwelt bestimmten Illustrationen der Gegenwart zuerkannte, bezieht sich auf die höher entwickelte Technik und künstlerische Vollendung, soweit sie im Dienste der Schönheit und Wahrheit, d. h. des richtigen Ausdrucks des Natürlichen zur Verwendung gelangt. Keineswegs erstrecke ich dieselbe aber auf das hierzu völlig gegensätzliche Verfahren, die höhere Kunstfertigkeit auch für Zwecke des den Ausdruck des Natürlichen entstellenden und verzerrenden Humors, für die Caricatur in Anwendung zu bringen. Vor 30 oder 40 Jahren hatten wir in Deutschland überhaupt noch keine irgend nennenswerthe Cultur dieser Specialität aufzuweisen. Französische und englische Witzblätter leisteten schon Erstaunliches in kecken, fratzenhaften Bocksprüngen, als der deutsche Genius noch ehrbar und sittig bei Seite stand und sich in dies ihm mehr oder minder fremdartige Wesen nicht recht zu finden wußte. Wohl haben wir zu allen Zeiten Lust an Harlequinaden und derben Possenreißereien gehabt, auch dieselben wohl gelegentlich zur bildlichen Darstellung gebracht, aber für das satirische Zerrbild in seinem das moderne Wesen widerspiegelnden Raffinement, in seiner halbverhüllten Zweideutigkeit, in seinen herausfordernden Anspielungen fehlte uns die Leichtigkeit, der esprit und namentlich auch durch das stagnirende öffentliche und politische Leben die Beize im Stoff. Auch sind unsere Leistungen in diesem Genre bisher immer noch auf einer gewissen harmlosen, unentwickelten Stufe stehen geblieben und erst das Wiener Witzblatt, der „Floh", weiß auf seiner Palette alle diejenigen Farbentöne zu mischen, welche diese Specialität in ihrer höheren Ausführung charakterisiren. Ihm stehen alle die Mittel

zu Gebote, der kecke Wurf der Ausführung, die brillante Technik, die erfindungsreiche Laune, der freche Humor, die lascive Beimischung, und es beherrscht alle diese Elemente mit derjenigen Meisterschaft, welche den Erfolg auf diesem bedenklichen Gebiete verbürgt. Vor allen Dingen aber fehlte uns in jener früheren Zeit, in welcher bei uns das satirische Zerrbild nur noch äußerst sparsam angebaut wurde, die Liebhaberei für und die Routine auf diesem Gebiete, welche gegenwärtig dazu geführt haben, dasselbe auch für Anpflanzungen für das zartere Lebensalter nutzbar zu machen. Ich bekenne mich zu der Auffassung, welche hierin einen — gelinde gesprochen — entschiedenen Uebelstand erblickt, der keineswegs gleichgültig hingenommen zu werden verdiente, sondern mit Nachdruck als eine ganz verderbliche Unsitte zurückgewiesen werden sollte. Die — um mich so auszudrücken — ethische Berechtigung der Caricatur, des Zerrbildes, der Satire überhaupt (wenn wir den Gegenstand noch allgemeiner nehmen wollen), liegt immer in der Spottwürdigkeit des dem Spott, der Satire, der Verzerrung zum Stichblatt dienenden Gegenstandes. Ohne diese Bedingung verfällt das Ganze der Frivolität. Ist diese Bedingung dagegen gewahrt, so kann die Frivolität zwar noch immer in der Darstellung — durch Mißbrauch der Kunstmittel — herrschen, aber sie ist wenigstens in der schlimmeren Bedeutung ausgeschlossen, daß durch sie unser normales sittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen beeinträchtigt und preisgegeben wird. Mit dieser Auffassung, wenn sie streng genommen und durchgeführt werden sollte, würden sich nun allerdings die Wenigsten ganz einverstanden erklären. Unsere Witzblätter zumal beanspruchen als ihr unzweifelhaftes Privilegium ein Passe-partout, um überall, wo es ihnen beliebt, Hand anlegen zu können und für dies Belieben wünschen sie

keine andere Grenze anerkennen zu müssen, als die sich aus der mehr oder weniger einen Lachreiz enthaltenden Natur des Gegenstandes, der ihnen gerade aufstößt, ergiebt. Die Spottwürdigkeit hat in ihren Augen keine andere Bedeutung und sollte keine andere haben als die Verspottungs-Möglichkeit und in der Praxis wird so ziemlich unbedenklich dem Princip gehuldigt, allem die Schellenkappe aufzusetzen, bei dem sich dies nicht etwa durch die Gefahr staatsanwaltschaftlichen Einschreitens verbietet.

Nun, man kann der Ansicht huldigen — und ich bestreite nicht die Berechtigung derselben — daß in der Praxis eine derartige weitausgedehnte Carnevalsfreiheit immer noch wünschenswerther ist und im Ganzen günstiger wirkt als die Hemmung der Bewegung durch eine zu eng bemessene Grenze der Spottwürdigkeit. Man kann mit einigem Grund behaupten, daß das Publikum sich im Durchschnitt genommen besser dabei steht, wenn es sich der Auffassung anbequemt, daß — einige wenige Gebiete ausgenommen — eine allgemeine Freiheit des Durchhechelns den Witzblättern zugestanden werden möge, als wenn es in jedem einzelnen Falle ängstlich die Spottwürdigkeit untersuchen wollte und dabei unvermeidlich in die Gefahr geriethe, diese nach den willkürlichsten Schätzungen von subjectiven Empfindungen des Mißbehagens und gereizter Empfindlichkeit auszumessen. Allein dieses Zugeständniß hebt doch den ursprünglichen Satz nicht auf, es ergiebt sich nur aus der Schwierigkeit der praktischen Durchführung. Richtiger, wünschenswerther, in jeder Beziehung angemessener und innerlich gesünder ist ein Zustand, in welchem sich Humor, Satire und Spott nur an dem Spottwürdigen und Belachenswerthen vergreifen, vor dem Achtungswerthen aber zurückscheuen, auch wo sich dies eine Blöße der Lächer-

lichkeit giebt, als wo diese Scheu geschwunden ist, dies Bedenken dem Kitzel des „höheren Blödsinns“ geopfert wird. Und wenn wir gleichwohl, da das ideale Maß der Selbstbeschränkung nur allzu selten zu erreichen ist, die Scylla einer gewissen Schrankenlosigkeit — obwohl im Princip ungerechtfertigt — der Charybdis einer verkümmernden Beschränktheit, die ein falsches Gesetz auferlegt, vorziehen, so bleiben wir doch der möglichen bedenklichen Folgen immer eingedenk, welche, wie bereits erwähnt, im Wesentlichen darin zu erblicken sind, daß unser normales sittliches Verhalten zu dem Achtungswerthen in Gefahr geräth, beeinträchtigt und preisgegeben zu werden. In Gefahr geräth, — nicht mehr, und dieser Gefahr kann begegnet werden und sie wird zunichte überall da, wo unser sittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen so fest begründet ist und sicher in sich ruht, daß es, ohne in sich erschüttert zu werden, den Gegenstand seiner Achtung der Spottlaune des Schalksnarren anheimfallen sehen kann. Dies andererseits wird um so eher dann der Fall sein können, wenn der Spott von jener harmlos lächelnden Beschaffenheit ist, welche an sich selbst schon verräth, daß er sich zwar, vom Reiz des Komischen bezwungen, das Lachen nicht verbeißen konnte, aber gleichwohl mit demselben den von ihm Gehänselten nicht ernsthaft verletzen möchte. Diese Momente verringern die Gefahr, von welcher hier die Rede ist oder beseitigen sie auch völlig, aber da sie keineswegs allzu häufig angetroffen werden, da wir keineswegs den Spott in der Regel so maß- und tactvoll gehandhabt finden, keineswegs das sittliche Verhältniß zu dem Achtungswerthen sich bei den Meisten oder bei sehr Vielen so festbegründet herausstellt, daß es häufigen Erschütterungen auszusetzen nicht bedenklich wäre, so wird auch ihre Bedeutung in einer die Gefahr erheblich

abschwächenden Wirkung im Durchschnitt nicht allzu hoch veranschlagt werden dürfen. Wo ein minder rücksichtsvolles Verfahren, das der Spottsucht Zügelfreiheit gestattet, noch am unbedenklichsten ist, da wird es meistens gerade am wenigsten vertragen, nämlich auf dem Gebiete der Persönlichkeit, soweit dieselbe dem öffentlichen Leben und Wirken angehört. Wenn die satirische Laune auf diesem Gebiete keck zugreifend sich geberdet und im Uebermuth den Verdienstvollsten wegen einer ihm anhaftenden Lächerlichkeit ebenso persiflirt wie den Spottwürdigeren, so fördert sie dabei wenigstens den einen guten Zweck, daß sie uns auf diese Weise am sichersten von der sensitiven Zimperlichkeit erlöst, welche mit dem öffentlichen Wirken nur zum größten Schaden des letzteren vereinigt werden kann und gegen welche jede abstumpfende Cur erwünscht ist. Haben wir aber, statt mit den Persönlichkeiten, es mit den großen Institutionen des Landes zu thun, denen diese dienen, so fällt der eben angeführte Grund wiederum hinweg und wenn — um ein Beispiel anzuführen — das Berliner Witzblatt, die „Wespen", die parlamentarischen Verhandlungen des Reichstags fortlaufend carikirt und in spottender Verzerrung zur Darstellung bringt, so belegt dieser Fall meines Erachtens in besonders unwiderleglicher Weise die Richtigkeit des hier behaupteten Princips. Der Reichstag ist sicher kein Gegenstand, den spöttisch belächeln zu lernen erwünscht wäre, er ist ferner durch einen Schutzwall sittlichen Empfindens und Gewöhnung der Achtung (etwa wie in England) bei uns noch keineswegs genügend gegen eine solche Gefahr gewahrt und schließlich wird diese und also die Möglichkeit, daß ein derartiger nachtheiliger Eindruck auf das Publikum erzielt werde, noch durch den Umstand vergrößert, daß die satirische Behandlung, nicht wie bei anderen Gegenständen eine einmalige

und dann wieder unterbrochene, sondern eine unausgesetzt fortwirkende, systematisch wiederholte ist. Es liegt also ein dreifacher triftiger Anlaß vor, daß die Spottlaune hier sich Enthaltsamkeit auferlegen sollte und wenn dieselbe das gleichwohl nicht thut, darauf fußend, daß sie das nicht nöthig habe und daß sie einen so guten Gegenstand des Scherzes und der Satire nicht fahren lassen könne, so beweist sie damit nur, daß ihr an einem ethischen Lebensgehalt nichts gelegen ist. Damit tritt sie aber auf den Standpunkt des mittelalterlichen belustigenden Hofnarren zurück, dem auch die unbeschränkteste Ungebundenheit gestattet war, der aber seinerseits keinen Anspruch auf Achtung erheben durfte.

Wenn ich von dem bisher Gesagten die Anwendung auf das Verhältniß der Caricatur zum jugendlichen Lebensalter mache, so stellt sich sofort heraus, wie gänzlich unangemessen, principiell falsch und daher verwerflich dieselbe ist. Es ergab sich, daß die ethische Berechtigung der Caricatur überhaupt in die Spottwürdigkeit des Gegenstandes zu setzen ist und daß ohne dieselbe eine Gefährdung entsteht, welche nur bei einer besondern Festigkeit des normalen sittlichen Verhältnisses zu dem Achtungswerthen als gemindert oder gänzlich aufgehoben betrachtet werden kann. Beide Voraussetzungen fehlen bei dem Kinde gänzlich und damit fehlt auch jede Berechtigung zur Anwendung der Caricatur ihm gegenüber. Die Nothwendigkeit, daß das Kind seiner Umgebung, die es an Alter, Erfahrung, Kraft u. s. w. überragt, daß es also dem ihm Ueberragenden — ganz allgemein genommen — Achtung gewähre und in der Gewöhnung an diese Gewährung keine Erschütterung erfahre, diese Nothwendigkeit ist eine so tief im Wesen der Sittlichkeit überhaupt gegründete, daß jeder Einbruch in dieselbe als ein Sacrileg von mehr oder minder

schwerer Bedeutung betrachtet werden kann und muß. Für das Kind giebt es im strengsten Wortverstand — abgesehen von den Altersgenossen und Spielkameraden — nur eine achtungswerthe Umgebung und daher nirgends einen eigentlich spottwürdigen Gegenstand. Und selbst wo die an sich also stets achtungswerthe (weil überragende) Umgebung des Kindes sich dieses ihres achtungswerthen Charakters selbst entäußert, indem sie sich auf verächtliche Weise hinstellt, wie dies der Fall ist bei Trunkenheit, Feigheit u. dergl., da sollte doch die Einwirkung auf das Kind stets sorgfältig vor dem Spott behütet werden. Viel natürlicher und richtiger gestaltet sich das Empfinden des Kindes in solchem Falle, wenn dasselbe die Grenze des Widerwillens und eines erschreckten Gefühls nicht überschreitet, als wenn es den kecken Spott kennen lernt. In jenem Gefühl reflectirt sich seelisch nur das Mißverhältniß, welches dadurch entstanden ist, daß ein Ueberragendes so tief unten erblickt wird, der Aufschwung zum Spott aber hat an dem Gefühle des Ueberragenden überhaupt eine bedenkliche Einbuße erlitten. Und die dadurch entstehende Gefährdung ist in diesem Falle natürlich um so unzweifelhafter, als beim Kinde noch alles im Werden ist, ein normales sittliches Verhältniß zum Achtungswerthen, d. h. zu seiner ganzen Umgebung, also auch noch keine Beständigkeit gewonnen hat und einen sichern Schutz nicht gewähren kann.

Diese einfachen Wahrheiten scheinen in neuerer Zeit immer mehr an Geltung zu verlieren und an der Betonung, die ihnen sicher zukommt, einzubüßen. Wir sehen in immer steigendem Maße von talentvollen Künstlern die Caricatur für Zwecke der Jugendliteratur verwerthet werden und in immer steigendem Maße das Publikum diesen in früheren Zeiten völlig ungekannten und unerhörten Productionen Geschmack abgewinnen. Dabei

wird der Charakter derselben ein immer bedenklicherer. Der in unzähligen Auflagen verbreitete, so beliebt gewordene „Struwelpeter“ wandte das Zerrbild der Hauptsache nach doch nur dafür an, um gewisse kindliche Unarten und Untugenden zu portraitiren. Dieser Anwendung des Zerrbildes gegenüber gebührt sich, selbst wenn die Grenze scharf inne gehalten wird (was kaum möglich ist), immer noch der Einwand und die Frage, welche ich in dieser Untersuchung absichtlich ganz unberücksichtigt gelassen habe, ob es überhaupt erwünscht und rationell ist, die geistige Nahrung des Kindes mit so vielen Elementen des Häßlichen zu versetzen; aber wenigstens vermeidet eine solche Methode den von mir gerügten, viel unverzeihlicheren Hauptfehler. Der „Struwelpeter“ liegt aber seinem Erscheinen und seiner Glanzzeit nach schon etwas hinter uns, und nehmen wir irgend einen neueren Ersatzmann desselben, so finden wir, daß das Ding gegenwärtig noch ganz anders angegriffen wird. Nehmen wir z. B. Etwas zur Hand, was der in seiner Art genialisch schaffende W. Busch zur Jugendliteratur beisteuert, z. B. „Max und Moritz, eine Bubengeschichte in sieben Streichen.“ Was finden wir? Höchst amüsante Verse, in denen sieben der schlimmsten Foppereien sehr lustig geschildert werden. In sechs Fällen kommen die holden Jungen stets ungeahndet davon, obgleich ihre Streiche von der allerschlimmsten Art sind (z. B. wird dem Lehrer Pulver in die Pfeife gestopft), der siebente zieht eine spaßhaft übertriebene Strafe nach sich, mittelst deren die Jungen in die Mühle gerathen und schließlich fein geschroten von den Gänsen gefressen werden. Doch das nur nebenbei. Die Verse könnten geändert werden und ich würde das Ganze doch immer gleichmäßig verkehrt und verwerflich finden, weil in den vom Standpunkte des Caricaturenzeichners vortrefflichen Illustrationen, welche jede Seite des

Büchleins schmücken, alles Achtungswerthe schon durch die verzerrende Zeichnung spottwürdig erscheint. Die Wittwe, der Onkel, der Lehrer, der Schneider u. s. f. erscheinen, auch abgesehen davon, daß ihnen so lächerlich mitgespielt wird, durch den grotesken Aufputz der Caricatur als erbärmliche Vogelscheuchen, welche auf alle Weise den Spott herausfordern, und ihnen gegenüber macht sich unwillkürlich eine Gefühlsregung geltend, welche Max und Moritz schon halb entschuldigt findet. Daß Kinder eine derartige Darstellung sehr nach ihrem Geschmack finden, ist nicht zu bezweifeln. Ich kann selbst bezeugen, daß „Max und Moritz" mit wahrer Begeisterung zur immer wiederholten Lectüre verlangt wird. Aber das beweist eben nur, was ich schon vorher hervorhob, daß hier die Gefahr auch deshalb eine verdoppelte ist, weil das noch schwankende sittliche Normalverhältniß zum Achtungswerthen beim Kinde nur einen völlig ungenügenden, leicht innerlich zu erschütternden Schutz gewährt. Und trotzdem gehören diese und ähnliche geistesverwandte Erzeugnisse zu den beliebtesten und gepriesensten Gaben der Jugendliteratur der Gegenwart. In Dutzenden von Auflagen verbreitet — „Max und Moritz" haben auch schon die zwölfte Auflage überschritten — finden sie als willkommene Gaben eines frischen Humors (der sich nur vollständig in seinem Ziel vergreift) aller Orten unbedenkliche, gern gewährte Aufnahme.

Indem ich mich hier, den Gegenstand auf einen bestimmten Gesichtspunkt zusammendrängend, ganz allgemein gegen die Zulässigkeit des Spottbildes für die Zwecke, welche die Jugendliteratur im Auge behalten sollte, ausspreche, kann mir eingehalten werden, daß ein solches Verdict, wenn ohne Einschränkung aufrecht erhalten, deshalb ungerecht ist, weil mancherlei Gaben des scherzenden Humors doch eine Ausnahmestellung

beanspruchen dürfen. Ich bin auch weit entfernt, das zu leugnen. Die zulässigen Ausnahmen ergeben sich von selbst, je bestimmter man das Princip im Auge behält, daß dem Kinde seine ganze, es an Alter, Kraft, Erfahrung u. s. w. überragende Umgebung nicht als spottwürdiger Gegenstand, nicht entstellt und spaßhaft verzerrt vorgeführt werden sollte. Was jenseits dieser principiellen Grenzlinie liegt, muß nach einem andern Maßstab gemessen werden. Es giebt mancherlei Scherz- und Spottbilder, humoristisch belebte Darstellungen aus dem Treiben der Thierwelt, aus der Traum- und Märchenwelt, die durch Witz und Zierlichkeit anregend und bildend auch auf das Kind wirken können, ohne irgend eine schädliche Nebenwirkung einzuschließen. Selbst eine sehr bekannte Illustration (von L. Reinhardt) des Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus" rechne ich hierher, weil die außerordentlich geistreich heiter erfundene Composition, eine der besten Leistungen auf diesem Gebiet, die je einer Künstlerhand gelungen, den anmuthigen Scherz der schwankenden Häuserreihen, der tanzenden Laternen u. s. w., so vollendet ausgeführt und so sehr in den Vordergrund zu stellen gewußt hat, daß das Interesse des Beschauers sich lediglich hierauf concentrirt. Das Motiv des Betrunkenen, welches an sich ein ungeeigneter Gegenstand sein würde, um dem Kinde spottweise vorgeführt zu werden, kommt daneben gar nicht zur Geltung und kann deshalb auch kein Bedenken erregen.

Bei der vollständigen Principlosigkeit, mit dem auf dem hier in Betrachtung gezogenen Gebiete verfahren wird, kann es nicht Wunder nehmen, daß wir gelegentlich auch noch schlimmeren Uebelständen, als den bisher gerügten, begegnen. Uebertragen wir einmal ohne viel Nachdenken und Ueberlegung und jedenfalls ohne uns genau über die innezuhaltenden Grenzen

Rechenschaft zu geben, die ganze Specialität der Caricatur auf das jugendliche Lebensalter, so wird es kaum ausbleiben, daß wir unbedenklich auch dasjenige mit übertragen, was mit der Darstellung des Zerrbildes, namentlich des modernen, so leicht in Verbindung tritt, was dem reiferen Lebensalter je nach Maß und Färbung zugemuthet werden mag, was aber für die Jugend jedenfalls den denkbar ungeeignetesten Nahrungsstoff enthält, nämlich die lascive Beimischung. Derartiges trifft man gegenwärtig gar nicht selten. Nehmen wir z. B. die vorher ihrer künstlerischen Vollendung wegen gerühmten Bilderbogen (Verlag von G. Weise, Stuttgart) wiederum zur Hand, so treffen wir sogleich auf Nr. 30 unter der Ueberschrift „Wenn Jemand eine Reise thut“ eine Reihe allerliebster humoristischer Skizzen, die Hosemann mit bekannter Meisterschaft gezeichnet, von denen aber das fünfte sowohl im Sujet, als in der Unterschrift sich stark dem Lasciven nähert. Eine wahre Musterleistung in der Verbindung des Widerlichhäßlichen mit leiser lasciver Färbung und des Forcirtkomischen ohne eigentlichen Witz bildet dann ferner die Nr. 49 derselben Sammlung, die Geschichte einer „entführten Wurst“, gezeichnet von H. Scheerenberg. Freilich scheint das nach dem Titel: „Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt“ berechtigt, aber wenn diese Bezeichnung bei einem Unternehmen, das doch wesentlich in die Hände von Kindern geräth und für diese auf den Büchermarkt gebracht wird, überhaupt irgend einen Sinn haben soll, so kann es doch immer nur der sein, daß die dem Kindesalter angepaßte Gabe durch innern Werth Anspruch erheben darf, auch dem reifen Lebensalter Genuß zu bereiten; unmöglich kann oder sollte darin ein Anspruch auf Berechtigung liegen, die stark gewürzten und gepfefferten Gerichte von unserer Tafel der Kindesnahrung ein-

zuverleiben. Wie gleichgültig oder nachlässig man über diesen Punkt denken zu lernen angefangen hat, davon noch ein besonders merkwürdiger Beleg. In dem Buche: „Der Kinder Wundergarten von Friedrich Hofmann (Leipzig, Günther, 1875)", einer mit 60 Holzschnitten und Buntdruckbildern sehr schön ausgestatteten Märchensammlung, findet sich u. A. folgende wohlbekannte Berliner Witzfrage: „Es war einmal eine Dame — sie winkte ihm — er hielt um ihre Person an — er reichte ihr die Hand — er nahm ihr das Geld ab — und ließ sie dann sitzen." Der Herausgeber fügt hinzu: „Wer hat sich so märchenhaft aufgeführt? — Wenn's Niemand räth, verräth es das Register." Was dieser Blüthenstrauß, der seiner heimathlichen Flur an den Ufern der Spree zur Zierde gereicht, in einem „Wundergarten" für Kinder zu thun hat, wie er dort eine Stelle ausfüllen kann, das ist mir und gewiß vielen Anderen mit mir völlig unerfindlich. Läßt sich dafür eine Berechtigung nachweisen, so begegnen wir wohl auch nächstens in irgend einem Kinderbuche der bekannten Berliner Witzfrage, welches die anständigste Person in ganz Berlin sei? Antwort: die Victoria auf der Siegessäule, denn sie hat gar kein Verhältniß.

Die erwähnte Märchensammlung giebt mir am Schluß dieser wenigen Bemerkungen über Licht- und Schattenseiten unserer Jugendliteratur noch Veranlassung des Uebelstandes zu gedenken, unter dem die meisten und gerade die verbreitetsten unserer Märchenbücher leiden, daß sie nämlich ohne jede oder doch ohne genügende Rücksicht auf die Beseitigung widriger und ekelerregender Vorstellungen, erschreckend grausamer Proceduren u. dergl. zusammengetragen werden. In unseren Märchenbüchern sieht es, was die Grausamkeit betrifft, häufig nicht besser als in mittelalterlichen Marter-

kammern aus. Die gewöhnlichsten und beliebtesten Todesarten für böse Stiefmütter, Hexen und sonstige Vertreter des bösen Princips sind, daß sie in ein Faß gesteckt und zu Tode gerollt werden, das inwendig mit Nägeln ausgeschlagen ist, oder desgleichen in ein Faß, das mit siedendem Oel und Schlangen angefüllt ist; im Aschenbrödel werden den neidischen Schwestern zur Strafe von den Tauben die Augen ausgepickt; im Schneewittchen muß die böse Königin ihren Fuß in rothglühende Schuhe stecken und sich in diesen zu Tode tanzen; im „Brüderchen und Schwesterchen" wird die Hexe ins Feuer gelegt und ihre Tochter den wilden Thieren vorgeworfen u. s. f. Alle diese und die vielen ähnlichen, an Schreckhaftigkeit die hier erwähnten noch überbietenden Strafgerichte könnten, da sie gewöhnlich nur in den letzten Schlußzeilen angeführt werden, mit Leichtigkeit geändert werden, ohne dem Kern der unvergänglichen Märchen irgendwie zu nahe zu treten. Und gerade um diese uns und den kommenden Generationen auch fernerhin zu erhalten, wäre eine solche Aenderung doch wichtig. Denn wie unerträglich wird doch allmählich ein so grelles Mißverhältniß, wenn wir unseren Kindern in Erzählungsform dasjenige als eine gerechte Vergeltung — dieser Eindruck ist doch der erste und bleibend haftende beim Kinde! — vorführen, was wir unserer ganzen Anschauungs- und Gefühlsweise gemäß vom Standpunkte der Gegenwart aus für sittlich verwerflich erklären müssen, wenn wir der Phantasie und zwar als den ganz ordnungsmäßigen Verlauf der Dinge einprägen, was wir von Jugend auf verabscheuen lernen müßten, weil unsere Begriffe von den Grenzen der strafenden Gerechtigkeit gänzlich veränderte geworden sind. Nicht gleichgültig und bedeutungslos wahrlich ist es, welchen Samen in dieser Beziehung der jugendliche Seelenboden aufzunehmen veranlaßt wird! Die

unscheinbarsten Eindrücke sind es gerade, welche in der Kindheit zu eigen erworben, später maßgebend werden für den Pulsschlag unseres innersten Empfindens und auf die Gestaltung der wichtigsten Culturgebiete einen unzweifelhaft vorhandenen, wenn auch nicht mehr direct nachweisbaren Einfluß ausüben. Und in dieser Beziehung ist wiederum kein Gebiet empfindlicher als das des Strafrechts, in Betreff dessen für immer gilt, was Jhering in so geistvollen Worten ausgesprochen hat: „Das Strafrecht ist der Knotenpunkt, wo die feinsten und zartesten Nerven und Adern zusammenlaufen und wo jeder Eindruck, jede Empfindung sich fühlbar macht und äußerlich sichtbar wird: das Antlitz des Rechtes, auf dem die gesammte Individualität des Volkes, sein Denken und Fühlen, sein Gemüth und seine Leidenschaft, seine Gesittung und seine Roheit sich kundgiebt, kurz auf dem seine Seele sich wiederspiegelt.“

Ueberhaupt wird, wenn es sich um die geistige Nahrung der Jugend handelt, doch immer auf das einfache Princip zurückzugehen und von diesem keinerlei Abweichung zu gestatten sein, daß wir nur dasjenige zulassen können, was der Roheit — auch auf Umwegen, mittelst Reflexwirkung — keine Anknüpfungspunkte darbietet. Wir haben die Saaten zu bestellen für die Gesittung unserer Zeit und keiner anderen und die Pietät gegen die Vergangenheit und die verdienstvollen, mit ihr verbundenen Forschernamen findet gewiß eine völlig falsche Auslegung und Anwendung, wenn sie diesem Princip untreu zu werden die Veranlassung bietet. Von diesem Gesichtspunkt aus sind nicht nur die erwähnten barbarischen und bluttriefenden Zuthaten unserer Märchen zu verurtheilen, sondern auch einige ganze Erzählungen als verwerflich zu bezeichnen. Eine so von Entsetzen starrende Historie wie das alte niederdeutsche Märchen: „Von dem Machandelboom“

sollte doch endlich einmal aus unseren kindlichen Märchensammlungen verschwinden und ihre angemessenere Stelle da finden, wo es sich einzig darum handelt, den Sagenschatz des Volkes aufzubewahren. Oder wie ließe sich von dem grausigen Bericht, wie eine Stiefmutter ihrem Stiefsohn mittels eines schweren Kistendeckels den Kopf abschlägt, wie die eigene Schwester ihrer Bruders Kopf, den die Stiefmutter ihm wieder aufgesetzt, herunter ohrfeigt und wie der Vater schließlich den Sohn als Schwarzsauer arglos verzehrt — wie ließe sich von dieser Häufung aller denkbaren Greuel wohl ein sittigender und erquicklicher Einfluß auf das Gemüthsleben und die Phantasie des Kindes erwarten? Den Teufelsspuk früherer Zeiten — denn es ist ja der „Böse", der all das Entsetzliche veranlaßt — können wir gegenwärtig selbst als Märchenstoff nicht mehr verwenden. Den ernsten Hintergrund, den eine derartige Geschichte ehedem hatte und der sie, an bestimmte religiöse Vorstellungen anlehnend, in eine höhere Region emporhob, hat sie für uns eingebüßt, und für das heitere Spiel der Phantasiekräfte, die in der Märchenwelt ihre Bethätigung suchen, ist sie wiederum zu düster und schreckensvoll. Auf diese Weise erlangt das Widerliche des Stoffs eine ganz überwiegende Betonung, und diese der Jugend gegenüber zu einer besonderen Geltung gelangen zu lassen, liegt gewiß nicht die geringste Veranlassung vor.

Die Hofmann'sche Märchensammlung, auf die ich oben Bezug genommen, vermeidet (obgleich ihr der „Machandelboom" natürlich auch nicht fehlt) im Ganzen jenen Luxus des Schrecklichen. Aber der Herausgeber entwickelt eine besondere Vorliebe, die meines Erachtens gar keine Nachahmung verdient, für gewisse dem religiösen Gebiet angehörige Auffassungen von Wunderwirkungen, sowie für jene scurrile Behandlung der

Figur des Teufels, die ehemals ebenfalls einen guten Sinn hatte, die aber platt und sinnlos wird, wo der Glaube an den Erzfeind, der bei all seiner furchtbaren Gewalt und Schlauheit eben doch nur ein „dummer Teufel“ bleibt, geschwunden ist. Hierher rechne ich vor Allem Leander's: „Wie der Teufel ins Weihwasser fiel“ — ein Histörchen, das auch in den sonst so viel Schönes enthaltenden „Träumereien an französischen Kaminen“ ohne Schaden fehlen dürfte, das aber, selbst wenn man ihm dort noch eine Stelle gönnen will, jedenfalls als Kinderlectüre sich nicht empfiehlt. Die Schilderung, wie des Teufels Großmutter den durch Weihwasser verunreinigten Rock des Teufels durch die Gosse zieht, „wo der ganze dicke Höllenschlamm und das ganze Spülwasser aus der Hölle abläuft“, ihn dann beriecht und ihn, um den Kirchengeruch vollends fortzubringen, mit den brenzlichen Dünsten von angezündeten Hundehaaren und Pferdehufen beräuchert, ist zu widerlich, um da angebracht zu werden, wo es sich vor allen Dingen um Pflege der Reinheit des Empfindens handeln sollte. Zu den dem religiösen Gebiet angehörigen Wunderwirkungen gehören Geschichten, in denen z. B. erzählt wird, wie ein mit einem schweren Sack voll Leder beladener Schuster durch einen leichtsinnigen Fluch die Last bis zur Unerträglichkeit steigert und erst von derselben erlöst wird, als er demüthig aufseufzt: „Herrgott, erlöse mich! Ich will gewiß nimmer fluchen und schwören!“, oder wenn einigen Reitern, von denen einer im Uebermuth ruft: „Den Letzten hole der Teufel!“ es begegnet, daß sofort sein Pferd stürzt und sein Genick bricht, oder wenn Knaben ein Pferd, das ihnen begegnet, besteigen, dies alsdann immer länger wird, je mehr Knaben hinzukommen, plötzlich aber verschwindet, als einer der Jungen ausruft: „Herr Jesus, das lange Pferd!“, wobei denn ein altes Mütterchen die

Moral von der Geschichte mit den Worten ausspricht, daß der Name des Herrn Jesus allen Spuk vertreibe. Man kann sich wohl mit einigem Erstaunen fragen: was sollen diese Geschichten in einer Märchensammlung? Wird mit einer derartigen Behandlung dieser bei der religiösen Entwickelung der Gegenwart so schwierigen und zarten Materie das richtige Maß getroffen für die weiten Leserkreise, auf die ein solches Buch berechnet ist? Mich dünkt, diese Frage ist ohne Weiteres zu verneinen. Wie immer der Einzelne sich mit dem Compromiß zwischen Glauben und Wissen sich selbst und seinen Kindern gegenüber abfinden, welches Verhalten er sich in dieser gerade in Betreff der Erziehung so dornigen Aufgabe der Gegenwart vorzeichnen mag, er wird gewiß, falls er nicht mit allen positiven Glaubensvorstellungen aufräumen will, sich veranlaßt fühlen, das Gebiet des Wunderbaren schonend zu behandeln. Es wird ihm unerwünscht sein, dasselbe dem Kinde gegenüber genau ausmessen zu müssen und über die etwaigen Möglichkeiten, die in dieser Richtung zu liegen scheinen, positive Aussprüche zu thun. Geschichten, wie die vorerwähnten, versetzen ihn aber in diese unwillkommene und unvortheilhafte Zwangslage, denn die Fragen der Kinder: ist denn das wirklich, ist denn das möglich? bleiben ja sicher nicht aus. Diese Fragen schlankweg verneinen ist aber, das fühlt wohl ein Jeder, in diesem Fall ebenso mißlich als sie bejahen. Die Bejahung öffnet dem, was den Meisten von uns gegenwärtig als Aberglauben gilt, Thür und Thor, die Verneinung entblößt sehr leicht von der schützenden Decke und setzt dem Frost des Zweifels aus, was allem Glauben an ein übernatürliches Wirken schließlich als gemeinsame Grundlage dienen muß. Sehen wir von einer radicalen Verneinung dieser Grundlage ab, wodurch dann natürlich ein anderes Verhalten

bedingt sein würde, so ist es daher logisch falsch, dem Wunder des Märchens das Wunder der Religion anzureihen. Nur in einer Zeit, die noch völlig vorbehaltlos und naiv bejahen konnte, mochte dies gestattet sein. Eine Zeit, die ihr Ja nur noch mit Einschränkung und verclausulirt abgeben kann, muß die Gebiete gesondert halten, wenn sie nicht in die Gefahr gerathen will, vor dem Kinde zur Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. Und vor diesem bedenklichsten aller Auskunftsmittel wird sich hüten, wer J. Paul's tiefes Wort im Herzen trägt: „Vergiß nie, daß das kleine, dunkle Kind zu Dir als zu einem hohen Genius und Apostel voll Offenbarungen hinaufschaut, dem es ganz hingegebener glaubt, als seines Gleichen und daß die Lüge eines Apostels eine ganze moralische Welt verheert."

IX.

Ueber die Ehrfurcht.

In einem in W. Wackernagel's Schriften enthaltenen Aufsatz: „Familienrecht und Familienleben der Germanen" schildert dieser kundige und verdienstvolle Forscher das Verhalten unserer Altvordern dem höhern Lebensalter gegenüber folgendermaßen: „Nach altdeutschem Rechte sank der Mann, der das 60. Jahr überschritten, allmählich wieder der Unmündigkeit entgegen; denn er ward ja wiederum unfähig, die Waffen zu führen, zuletzt wohl gar kindisch an Verstand. Waren die Zeichen solcher Altersschwäche unzweifelhaft, hatte der Greis, wie die Probe mehrfach angegeben wird, nicht mehr das Vermögen zu gehen oder zu stehen oder zu reiten ungehabt und ungestabt, mit wohlbedachtem Muthe, freiem Willen und guter Vernunft, — dann vertauschten Vater und Sohn die Stellung, in der sie sich vormals gegen einander befanden, nun ward der Sohn Vormund des Vaters und damit auch der Mutter, und Vater und Mutter wurden abhängig von ihm, abhängig auch insofern, als sich der Greis den Dienstleistungen nicht entziehen durfte, die der Befehl des liebloseren Sohnes oder der dringende Bedarf der Wirthschaft von ihm forderte, als derselbe, dem noch vor wenigen Jahren alle diese gehorcht hatten, nun mit den Kindern und den Knechten arbeiten mußte im Hause oder das Vieh

hüten oder den Acker bestellen, je nachdem sein Leib noch taugte. Da mochte den Vätern oft von harten Söhnen, von übermüthigen Enkeln schmerzlich vergolten werden, was sie selbst in kräftigeren Jahren an Liebe und Milde verabsäumt hatten; sie fühlten sich unnütz auf Erden und Allen im Wege."

Wie sehr entbehrt dieses rechtliche und gewohnheitsmäßige Verhalten dem hohen Alter gegenüber jedes Zuges von Ehrfurcht! Selbst wenn wir von der Verschärfung durch gelegentlich vorkommende Lieblosigkeit und Roheit ganz absehen, wie wenig entspricht dies schonungslose Hinabbeugen unter das Gesetz des Abwelkens dem Gefühl, welches uns eine, wie uns vorkommt, ganz selbstverständliche Gemüthsregung den Hochbetagten gegenüber einflößt, eine Gemüthsregung, der nur arge Roheit die Pforten des Herzens verschließt.

Und doch kann man dem frühen Germanenthum Roheit im schlimmen Wortsinn keineswegs nachsagen! Und doch wissen wir, daß unsere Vorfahren kein unehrfürchtiges Geschlecht waren! Woher denn dieser scheinbare Widerspruch? Wie erläutern wir uns den Zusammenhang in einer Weise, die uns klar erkennen läßt, weshalb sich dem Germanen die Ehrfurcht da versagte, wo dieselbe uns ein so natürlicher Zug jedes unverdorbenen Gefühls zu sein scheint?

Um auf dem Gebiete der Untersuchung, welches diese Fragen uns eröffnen, zum Ziele zu kommen, erscheint es nothwendig, zunächst die Momente in objectiver Hinsicht festzustellen, welche das Gefühl der Ehrfurcht in uns entstehen lassen und die psychologische Bedeutung derselben uns zum Bewußtsein zu bringen, d. h. wir richten die Untersuchung darauf, wie der Gegenstand, das Verhältniß, die Person, kurz das Object beschaffen sein muß, welches ein ehrfürchtiges Gefühl veranlassen soll, und wir suchen durch

vergleichende Prüfung festzustellen, welche Hindernisse dem Gefühl erstehen können und warum gerade aus dem so oder so beschaffenen Wesen des Objects ein Hinderniß erstehen muß. Wir suchen demnach das Moment zu ermitteln, welches als Eigenschaft des Objects psychisch auf uns einwirkt oder mit anderen Worten: dasselbe in seiner Bedeutung als psychologisches Grundmotiv zu erkennen. Dagegen richtet sich die Untersuchung in dem ersten Theile nicht auf die Qualität des Subjects. Wir lassen, um eine sonst leicht mögliche Verwirrung zu vermeiden, einstweilen es dahin gestellt sein, wie des Menschen Innere beschaffen sein muß, welches ehrfürchtig empfinden soll, welche Eigenschaften oder Triebe sich hierbei hinderlich oder förderlich erweisen, und welche Bedeutung diesen zukommt. Ohnehin wird sich auf diese Fragen viel leichter eine genügende Antwort ertheilen lassen, wenn die Natur des Gegenstandes ehrfürchtiger Gefühle erst deutlich erkannt ist. Denn die Erkenntniß hiervon berechtigt alsdann von selbst zu einem Rückschluß in Bezug auf des Menschen Innere, insofern dasselbe sich zu jenem Gegenstande willig oder unwillig, entgegenkommend oder abweisend verhält.

Vor allen Dingen bedarf es für das Zustandekommen ehrfürchtiger Gefühle ganz im Allgemeinen eines Gegenstandes, der uns als ein uns überragender gegenübertritt, ein Gegenstand, für den unser gewöhnlicher Maßstab des Er- und Begreifens nicht mehr oder doch nicht mehr völlig ausreicht, so daß ein Eindruck entsteht, durch welchen unser eigenes Größenverhältniß, wie es in unserer Auffassung für uns als gültig und richtig besteht, eine Schmälerung erfährt. So erfüllt uns der Anblick eines schweren, mit Fassung und Würde ertragenen Unglücks mit Ehrfurcht, wobei Beides zusammen-

wirkt, die überragende, den gewöhnlichen Maßstab überschreitende Größe des Unglücks und die ungewöhnliche Charakterstärke des Betroffenen, um einen Eindruck hervorzurufen, welcher uns in unserer eigenen Auffassung schmälert. Denn uns wurde so Schweres zu tragen bisher noch nicht zugemuthet, ob unsere moralische oder auch physische Kraft ausreichen würde für eine ähnliche Charakterstärke, das bleibt unsicher, und selbst wenn wir die Ueberzeugung davon haben, so ist doch das Mindeste, was wir zugeben müssen, daß Jener eine bewährte und echt befundene, wir eine noch unerprobte Kraft darstellen.

Wir sind ihm gegenüber also immer die Geringeren, wir erleiden, indem sich dies uns aufnöthigt und mit einem bestimmten Eindruck erfüllt, eine ideelle Schmälerung, ohne welches das Gefühl der Ehrfurcht gar nicht in unsere Seele eintritt. Wollen wir diesen einen wesentlichen Hauptpunkt noch unzweifelhafter feststellen, wollen wir auf das bisher Gesagte gewissermaßen die Probe machen, so brauchen wir nur denselben Fall zu setzen mit dem einzigen Unterschied, daß wir uns schon in einer ähnlichen schweren Lage befunden und in derselben eine gleiche Tüchtigkeit des Ertragens, eine gleiche Würde selbst bewährt haben. Die ideelle Schmälerung unseres Größenverhältnisses, die in dem ersten Fall nothwendig eintrat, ist nun nicht mehr möglich, da wir ja eine gleiche Leistung bereits aufzuweisen haben und das Gefühl davon in uns lebendig ist und die Folge davon ist: — der Anblick des fremden Unglücks erfüllt uns nun nicht mehr mit Ehrfurcht, sondern nur noch mit Sympathie oder Hochachtung gegen den, der sich ebenso tapfer erwiesen, wie wir. Es ist aber noch ein anderer Punkt ins Auge zu fassen. Nicht jedes schwere mit Fassung und Würde ertragene Unglück erfüllt uns mit Ehrfurcht, auch wenn wir ein Gleiches noch nicht durch-

lebt, auch wenn die eben besprochene Voraussetzung also zutrifft, daß durch dasselbe unser eigenes Größenverhältniß geschmälert wird.

Das Unglück kann so entsetzlicher Natur sein, daß wir vor ihm gebannt in Furcht und Grauen stehen oder von so überaus traurigen Umständen begleitet, daß unser Mitgefühl aufs Lebhafteste erregt wird, daß tiefes Mitleid uns ganz ausfüllt. In beiden Fällen kommt eben in Folge dieses nach einer andern Seite hin zielenden überwiegenden Eindrucks das Gefühl der Ehrfurcht ebenfalls nicht oder nicht mehr rein zu Stande. Es ist also für das Entstehen desselben die weitere Bedingung festzuhalten, daß das Ueberragende nicht durch irgend welche besonders ausgeprägten Eigenschaften einen so überwiegenden Eindruck nach einer bestimmten Seite (Furcht, Trauer, Ekel u. s. w.) hervorruft, daß für das Gefühl der Ehrfurcht kein verfügbarer Raum mehr übrig bleibt.

Prüfen wir das gewonnene Resultat nun weiter. Eine mächtige N a t u r e r s c h e i n u n g, ein donnernd herniederbrausender Wasserfall, ein majestätischer Baum u. s. w. erwecken Ehrfurcht. Die Schmälerung unseres eigenen Größenverhältnisses liegt in diesem Fall in dem uns überwältigend zum Bewußtsein gebrachten Mißverhältniß unserer gebrechlichen Kraft gegenüber der gewaltigen Elementarkraft und in dem dunklen, unser Fühlen beeinflussenden Hintergrund der Schöpfung, des G a n z e n gegenüber dem E i n z e l n e n. Denn in einem solchen Fall, wo ein Gewaltiges aus dem Rahmen seiner Umgebung gewissermaßen herauszutreten, sich von ihm loszulösen scheint, und uns allein gegenübertritt, in einem solchen Fall steht dasselbe da, als ob es unmittelbarer wie alles Uebrige das All' verträte, als sei es mehr wie sie eine Offenbarung desselben, und indem ich mich seiner Betrachtung widme, stehe

ich, der Betrachter, also als Einzelner gegenüber dem Betrachteten, welches, obwohl selbst ein Einzelnes, mir den Eindruck des Ganzen, der ganzen Schöpfung macht und dadurch mein Größenverhältniß schmälert. Ganz auf demselben psychologischen Motiv beruht das Gefühl der Ehrfurcht unterm Sternenhimmel, beim Anblick des Meeres, und in allen analogen Fällen, in denen jedesmal der unermeßliche Abstand des Größenverhältnisses zwischen dem Naturganzen und dem Atom: Mensch diesem die gewohnte Auffassung seines eigenen Größenverhältnisses verrückt und zwar so, daß er eine Schmälerung desselben empfindet. Belehrend ist eine Prüfung unseres Verhältnisses zur Thierwelt. Es ergiebt sich, daß hier die Möglichkeit des Zustandekommens ehrfürchtiger Gefühle, welche gewissen colossalischen, grandiosen Exemplaren gegenüber wohl bestehen könnten, dadurch sehr erschwert ist, daß wir es mit einer uns untergeordneten Daseinsstufe zu thun haben. Das Thier steht uns gerade nahe genug, um aus dieser Vergleichungslinie nicht entlassen zu werden, während das gleiche Seinsverhältniß in dem vorher betrachteten Fall — dem Wasserfall u. s. w. gegenüber — nicht störend eingriff, weil wir dort zu einem Vergleich der Daseinsstufen überhaupt innerlich gar nicht kommen, denn nur das einigermaßen Aehnliche fordert ja zu einem Vergleich heraus. Da uns nun das Bewußtsein, mit einer untergeordneten Daseinsstufe zu thun zu haben, auch den imponirendsten Thieren gegenüber nicht völlig verläßt, so kommt auch der Eindruck des uns völlig Ueberragenden, der von der niedern Stufe aus unmöglich ist, nicht zu Stande und in Folge dessen erheben wir uns auch nicht zu einem Gefühl der Ehrfurcht. Ganz ist dasselbe übrigens nicht ausgeschlossen. Stellen wir uns gewissen vorweltlichen Thiercolossen gegenüber, so wird das Gefühl des Staunens,

welches uns ergreift, häufig nahe genug dem der Ehrfurcht stehen. Warum? Das Bewußtsein, es mit untergeordneten Daseinsstufen zu thun zu haben, findet hier ein Gegengewicht an einem andern Eindruck, welcher dadurch entsteht, daß wir durch jene gewaltigen Reste der Vorzeit unmittelbar an die Entwickelungsgeschichte der Erde erinnert werden. So erscheinen jene Colosse uns wesentlich nur noch als Symbole und Zeugen der Geschichte unseres Planeten, überhaupt des Naturganzen, also eines uns völlig Ueberragenden und damit ist denn auch wieder die Anknüpfung für das Gefühl der Ehrfurcht gegeben. Das Gleiche gilt natürlich in noch viel ausgesprochenerem Maße für alle diejenigen Fälle, in welchen dem Thiere durch eine Verbindung mit religiösen Anschauungen und Vorstellungen, als einem Gegenstande des Wünschens und Hoffens, eine Bedeutung zuwächst, welche es über die untergeordnete Daseinsstufe, auf der wir es zu erblicken nicht umhin können, hinaushebt. In einem solchen Fall sind also die Vorbedingungen für das Zustandekommen eines ehrfürchtigen Gefühls wieder hergestellt, und in welchem Maße dasselbe bei den Völkern auf rückständiger Culturstufe zum Ausdruck gelangt, ist ja bekannt. Die einzelnen Beispiele aus den hierher gehörigen religiösen Vorstellungskreisen aufzuzählen und zu zergliedern, kann nicht der Zweck dieser Erörterung sein, welche nur das Princip klar zu stellen unternimmt. Ist das gelungen, so ist die Anwendung überall sehr leicht. Es ist eben der Vorzug der psychologisch-analysirenden Methode, daß sie an einem Fall das Princip für alle Fälle erläutern und feststellen kann, denn das Menschenwesen ist in seinen Grundmotiven überall dasselbe. Das Empfinden der Ehrfurcht ist daher überall von denselben, diesen Grundmotiven entsprechenden Bedingungen abhängig und sobald diese klar erkannt sind, hat es

keine erheblichen Schwierigkeiten, die bunte Fülle des vielgestaltigen Lebens in ihrer anscheinenden Regellosigkeit auf dasselbe einfache Lebensgesetz zurückzuführen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung unserer Empfindungen dem hohen Alter gegenüber. Der persönliche Eindruck eines hochbetagten Greises oder einer Greisin bei vorhandener großer Gebrechlichkeit wird natürlich sehr leicht die Veranlassung zu einem mitleidigen Gefühl werden und dadurch, durch das Ueberwiegen des Empfindens nach dieser Richtung, die Ehrfurcht nicht zu Stande kommen lassen. Aber — abgesehen davon, daß nicht jedes hohe Alter gebrechlich zu sein braucht — so liegt auch in einem solchen alten, versteinerten Menschengebilde ein Moment, welches das Persönliche gleichsam aufhebt. Nur der lebendig gewordene Begriff eines Uralters, ein Dasein, schwankend zwischen Traum und Wirklichkeit, in seiner Erstarrung anscheinend fast schon ausgeschieden aus dem Zusammenhang treibender Lebenskräfte und doch dem Leben noch angehörig, steht uns gegenüber. Und darin eben, in dem Ueberragenden, welches diese Beschaffenheit einer höchsten Altersstufe besitzt, indem sie sich über eine Zeitfolge des Lebens ausspannt, für welches unser gewohnter Maßstab gar nicht mehr ausreicht, liegt der Quell des von uns empfundenen ehrfürchtigen Gefühls. Die Schmälerung unseres eigenen Größenverhältnisses ist dabei doppelseitiger Natur. Einerseits stehen wir — angenommen, daß wir uns etwa auf einer mittleren Lebensstufe befinden — diesem höchsten Alter, wenn wir den Maßstab der Lebensdauer anlegen, gewissermaßen wie Kinder, wie Unmündige gegenüber (wenn auch, nach den Kräften gemessen, das thatsächliche Verhältniß gerade umgekehrt ist), andererseits wirkt die lebhafter wie gewöhnlich uns fühlbar gemachte Erinnerung an das uns Allen, insofern wir ein hohes

Alter erreichen, gemeinsame Loos des Sinkens der Kräfte, der mindestens relativ eintretenden Hülflosigkeit, ebenfalls herabstimmend und dämpfend auf unser Kraftbewußtsein. Was hinderte denn nun den Germanen der Vorzeit, ähnlich zu empfinden und in seinem gewohnheitsmäßigen und rechtlichen Verhalten dem hohen Alter gegenüber einen Zug der Ehrfurcht auszuprägen, dessen Abwesenheit uns wie Roheit oder Herzlosigkeit anmuthet? Eins und dies Eine wirkte entscheidend, weil es die eine Bedingung des Zustandekommens ehrfürchtiger Gefühle, die Schmälerung des eigenen Größenverhältnisses, in diesem Fall nicht zu Stande kommen ließ. Für den Germanen war ein Maßstab der Werthschätzung der ächteste, unzweifelhafteste und höchste: der Maßstab der durch Kraft freien Männlichkeit. Ein so kraftvolles, in seiner Kraftfülle so naives und sicheres Geschlecht konnte gar keinen andern Maßstab anlegen als diesen und sein ganzes Familienrecht ist eine einzige, fest in sich abgeschlossene und gegen jede andere Regung unzugängliche Ausprägung dieses einen Grundgefühls. Nun, an diesem Maßstab gemessen, unter diesen ausschließlichen Gesichtspunkt gestellt, konnte natürlich das hohe Lebensalter kein Moment mehr liefern, welches für den Germanen den Eindruck einer Schmälerung seines eigenen Größenverhältnisses bewirkt hätte. Die Kraftlosigkeit des Greisenalters hinderte dies kategorisch. Schon oben ist darauf hingewiesen worden, daß wir, nach dem Maßstab der Lebensdauer (und, nah damit zusammenhängend, dem Maßstab des Lebensinhalts) gemessen, uns einer höchsten Altersstufe gegenüber beinahe wie Kinder, wie Unmündige erscheinen, wenn der Eindruck auch nur dunkel empfunden wird, während nach den Kräften gemessen das thatsächliche Verhältniß das gerade umgekehrte sein kann. Indem der Germane fast ausschließlich den Kräftemaßstab,

das Princip der durch Kraft freien Männlichkeit, berücksichtigte, konnte er also dem kraftlosen Greis gegenüber nie zu dem Eindruck seiner eigenen Schmälerung gelangen und damit war die erste Voraussetzung für das Zustandekommen der Ehrfurcht gefallen, diese selbst unmöglich geworden. Sollte sie dem Greisenalter gegenüber dennoch möglich sein, so war das nur in solchen Fällen möglich, wo die Schmälerung des eigenen Größenverhältnisses, die der Germane dem Greisenalter als solchem gegenüber nicht zu empfinden vermochte, durch besondere zufällige Umstände dennoch bewirkt wurde. Einzelne Hochbetagte nahmen, wie wir wissen, gleichwohl eine ehrfurchtgebietende Stellung ein, aber immer nur dann, wenn sie durch Weisheit oder den Nachruhm früherer Leistungen besonders hervorragten und auf diese Weise gleichwohl, trotz ihrer Eigenschaft als Greise, eine ideelle Schmälerung des Eigenwerthes in den Seelen ihrer Umgebung wachriefen. Immer bleibt diese, die Schmälerung, das prius, die nicht zu beseitigende vorgängige Bedingung.

Wenn dies Verhältniß scharf erwogen wird, so ergiebt sich nun auch eine sehr einfache Beantwortung für die weitere Frage nach der Beschaffenheit des Subjects, für die Untersuchung, wie des Menschen Innere beschaffen sein muß, welches ehrfürchtig empfinden soll. Es handelt sich hierbei natürlich nicht um Aufzählung derjenigen Momente, welche im einzelnen Fall dem Menschen das Gefühl der Ehrfurcht erschweren oder verwehren, sondern um Erkenntniß derjenigen subjectiven Bedingungen, von denen dasselbe überhaupt und ganz im Allgemeinen abhängig ist, so daß bei ihrem Fehlen ein ehrfürchtiges Gefühl im Subject überhaupt nicht zu Stande kommen kann und dasselbe demnach als wesentlich unehrfürchtig bezeichnet werden muß. Beispiele für das erstere Verhalten hat die bisherige Erörterung schon geboten. Wer sehr

leicht von Mitleid ergriffen wird, dem versagt sich Angesichts eines großen Unglücks leicht das Gefühl der Ehrfurcht, weil das Mitleid ihn ganz ausfüllt, er empfindet aber vielleicht ehrfürchtig unter dem Eindruck eines großen, bewältigenden Naturschauspiels, umgekehrt wird das leicht von Furcht ergriffene Gemüth sich wiederum diesem Eindruck zu versagen geneigt sein, weil das Moment der Furcht das Uebergewicht erhält, während es von einem schweren, mit Würde und Fassung ertragenen Geschick ehrfürchtig bewegt wird. Ganz ähnlich der Germane: er konnte ehrfürchtig empfinden, aber nur gerade dem hohen Alter gegenüber entbehrte er aus den weiter oben entwickelten Gründen dieses Gefühls. Hier sind also überall nur particulaire Verhinderungen in der Bethätigung des ehrfürchtigen Gefühls vorliegend. Dieses selbst ist nicht aufgehoben, es kann sich nur nach dieser oder jener Seite nicht äußern.

Wann aber tritt der andere Fall ein und welche Bewandtniß hat es mit den für die totale Aufhebung des ehrfürchtigen Empfindens den Ausschlag gebenden seelischen Motiven? Greifen wir auf das vorhin Festgestellte zurück. Da die objective Grundlage der Ehrfurcht immer in dem uns-Gegenübertreten eines uns völlig Ueberragenden mit dadurch bedingter ideeller Schmälerung des eigenen Größenverhältnisses besteht, so kann dasselbe ganz im Allgemeinen nicht zu Stande kommen:

1) wenn die geistige Cultur des Subjects eine so niedrige ist, daß sie ein Ueberragendes überhaupt nicht geistig zu concipiren vermag oder eine so unausgebildete, daß alles Ueberragende — von welcher Beschaffenheit es auch sei — ihr Furcht und Grauen einflößt und dadurch den Eindruck in eine bestimmte, die Seele ausfüllende Richtung bannt, neben welcher für die Ehrfurcht kein Platz mehr übrig ist,

2) wenn das Subject ein Ueberragendes, ein Ueberragtwerden überhaupt nicht gelten läßt oder wo es dasselbe nicht ganz vertreiben kann, sich mindestens zu ihm in widerwillige Opposition setzt. Hiervon kann die Ursache liegen:

a. in einer äußerst gesteigerten Kraftfülle des Subjects, welches jede Beschränkung mit rebellischem Trotz aufnimmt (Grundlage der Hoffahrt, Vermessenheit, Ruchlosigkeit ꝛc.) oder

b. in jenem höchsten Grade eines nichtig eitelen Bewußtseins, welches, indem es nur sich und seine eigene Selbstverherrlichung im Auge behält, das Ueberragende von allen Seiten abweist, von Seiten der Erde sowohl als von Seiten des Himmels, nur daß es, seinem von dem Vorhergehenden verschiedenartigen, schwächlicheren Ursprung gemäß gegen dasselbe nicht mit rebellischem Trotz auftritt, sondern es vielmehr leugnet oder kühl ablehnend bei Seite schiebt.*)

Diese der Ehrfurcht absolut hinderlichen Momente sind also, um es noch einmal kurz zusammenzufassen, zurückzuführen auf eine äußerst niedrige Intellectual-Stufe, auf einen vermessenen Größenwahn oder auf eine in den Lügendünkel der Eitelkeit verstrickte Sinnesweise, sie sind also unter allen Umständen Momente von äußerst schlimmer Beschaffenheit. Das Bestehen eines wahrhaft ehrfürchtigen Gefühls im Menschen

*) Um keinen Punkt zu übersehen, dürfen wir hier noch eine Ergänzung nicht außer Acht lassen, die sich auf die Nüchternen bezieht. Es giebt in der That Naturen, auf welche die oben angeführten Motive nicht passen und welche gleichwohl zu keinem Gefühl des Ueberragenden und also der Ehrfurcht gelangen — aus Nüchternheit. Solche Natur- und Sinnesweise dürfte nicht als irreligiös zu bezeichnen sein, weil bei ihr von einem Verweigern der Anerkennung des Ueberragenden nicht die Rede ist, wohl aber als religionslos. Man wird dabei an das Feuerbach'sche (zwar nur einseitig richtige) Dictum erinnern dürfen: „Religion ist Affect, Poesie, voilà tout."

legt daher für denselben, für dessen Charakter und ethischen Gehalt, ein ebenso gutes Zeugniß ab, als dessen Fehlen schlimme Seiten in ihm enthüllt. In diesem Sinne ist nun namentlich auch das Verhältniß der Ehrfurcht zum religiösen Empfinden zu betrachten. Das religiöse Empfinden verbraucht, um sich in seinem ganzen Umfange zu vollenden, sehr verschiedenartige Zuthaten, welche gleich etwas genauer gewürdigt werden sollen, aber es ist keine darunter, die ihm einerseits unentbehrlicher wäre als die Ehrfurcht und die andererseits einen werthvolleren Bestandtheil desselben ausmachte. Keine, die ihm unentbehrlicher wäre, denn alle Religion behandelt in den verschiedensten Formen, Ausführungen und Abstufungen doch stets das Verhältniß eines Ueberragenden zu dem von dieser überragenden Macht überschatteten Subject. Sie (die Religion) kann also bei einer die Anerkennung des Ueberragenden verweigernden Sinnesweise überhaupt von vornherein im Subject gar nicht auferbaut werden. Diese Sinnesweise ist daher das eigentlich irreligiöse Princip im Menschen und es hat einen guten (wenn auch durch heuchlerische Uebertreibung häufig verzerrten) Sinn, wenn wahre Demuth als ein Zeichen ächt religiöser Sinnesweise gilt. Aber man muß natürlich, um sich auf diesem Gebiete nicht zu verirren, hierbei auch die Motive umfassend im Auge behalten, aus denen die Anerkennung verweigert werden kann. Es ist ziemlich gebräuchlich, als Typus der gottlosen Sinnesweise hauptsächlich nur die Vermessenheit, die Ruchlosigkeit anzusehen. Ein „gottloses Maul" ist Einer, der ruchlose Reden führt und Belsazar und diesem ähnliche Charaktere sind der eigentlich populaire Ausdruck gottloser Sinnesart. Aber wenn gerade diese Auffassung gemeinhin in den Vordergrund gerückt wird, so ist die Ursache

davon doch nur darin zu erblicken, daß jener geräuschvoll auftretende rebellische Uebermuth einer Widersätzlichkeit gegen alles Ueberragende sinn- und augenfälliger in die Erscheinung tritt. An sich läßt sich nicht verkennen, wie dies bereits hervorgehoben wurde, daß die nichtige Eitelkeit, die nichts Höheres kennt, als sich selbst und die alles Ueberragende abweist oder sich mittels einer heuchlerischen Geberde der Demuth mit ihm abfindet, genau ebenso vollgültig ein durchaus irreligiöses Princip repräsentirt und in diesem Sinne gottlos ist.

Wie den unentbehrlichsten Bestandtheil, so macht die Ehrfurcht resp. die Anlage und Befähigung im Menschen für dieselbe aber auch den werthvollsten Antheil des religiösen Empfindens aus. Was sich sonst in demselben ausspricht und in dem Verhältniß des Menschen zu einem höchsten, helfenden Wesen, im Unsterblichkeitsglauben u. s. w. charakteristisch zur Erscheinung bringt, hängt seinem weitesten Umfang nach überall mit der Noth des Menschen und deren ersehnter Abhülfe zusammen. „In der Noth des Menschen“ — so faßt Ludwig Feuerbach in einer seiner ἅπαξ λεγόμενα diese Seite des religiösen Wesens prägnant zusammen, — „liegt die Nothwendigkeit Gottes.“ Es giebt aber nicht nur sehr viel wahre, sondern auch sehr viel eingebildete Noth, nicht nur sehr viel menschlich begrenzte, sondern auch sehr viel ausschweifende Wünsche, nicht nur gesundes, sondern auch krankhaftes Sehnen und Eins wie das Andere bringt sich in der Religion zur Geltung. Auf diesem Gebiet ist daher das Empfinden von sehr gemischter Natur und die Lauterkeit desselben durch mannigfache Trübungen beeinflußt, wie dies der unstät wallenden, bald die Tiefe aufwirbelnden, bald die Ufer überschwemmenden Meeresfluth menschlichen Wünschens und Sehnens entspricht. Gerade hier liegt ferner die Ursprungsstelle aller täuschenden

Vorspiegelungen, Verdunkelungen und Irrthümer, mit denen das religiöse Empfinden so leicht in Verbindung tritt. Die Noth und die ihr verschwisterte Furcht, der Wunsch und das nimmer rastende Sehnen nach Gewähr sind die wahrhaft schöpferischen Mächte der Glaubensvorstellungen.

Primus in orbe deos fecit Timor.

Wir begegnen hier also überall neben dem edlen Metall den unedlen Schlacken, die nicht zu trennen sind und die in Wahrheit nur ein einheitliches Gefüge ausmachen, in dem bald das Edelmetall, bald wieder die Schlacken überwiegen. Dagegen fehlen diese in dem Antheil des religiösen Empfindens, welcher das ehrfürchtige Gefühl ausmacht. Denn in ihm offenbart sich nichts wie namentlich an seinem Gegensatze bereits erläutert wurde, als der bescheidene, lautere, aufgeschlossene Sinn, der das Ueberragende anerkennt und als solches aufnimmt und empfindet, ohne einerseits von Furcht und Grauen ergriffen und überwältigt zu werden oder sich ihm gegenüber in Trotz oder widerstrebendem Dünkel abzusperren.

Indem wir die Ehrfurcht als den unentbehrlichsten Theil des religiösen Empfindens bezeichneten, sind wir stillschweigend von einer Voraussetzung ausgegangen, welche wir nachträglich noch zu rechtfertigen haben, nämlich von der, daß wir vom religiösen Empfinden hier nur in einem Sinne sprechen, welcher die unterste Stufe sklavischer Unterwürfigkeit gegen irgend eine Uebermacht bereits überwunden hat. Wir durften diese Unterscheidung machen, wir durften, indem wir von religiösem Empfinden sprachen, dabei nur an das Empfinden solcher Völker denken, welche sich über dies niederste Niveau bereits erhoben haben, weil das ganze, große Gebiet religiösen Empfindens, welches der Mensch betritt, der sich aus den

rohesten Anfängen herausgearbeitet hat, ein Gemeinsames umschließt, das sich gerade durch die Ehrfurcht specifisch von seiner Vorstufe unterscheidet. Für das religiöse Empfinden, welches wir dieser Vorstufe zuerkennen mögen, welches wir also dem Fetischdienst zuzurechnen haben, ist die Ehrfurcht statt unentbehrlich vielmehr unmöglich. Denn da auf dieser Stufe das Grauen vor der Uebermacht vielmehr das herrschende Grundgefühl ist, so ist der Ehrfurcht der Weg versperrt, es liegt der vorher bei der Untersuchung über die der Ehrfurcht hinderlichen Momente bereits betrachtete Fall einer so „unausgebildeten geistigen Cultur vor, daß alles Ueberragende — von welcher Beschaffenheit es auch sei — ihr Furcht und Grauen einflößt und dadurch den Eindruck in eine bestimmte, die Seele ausfüllende Richtung bannt, neben welcher für die Ehrfurcht kein Platz mehr übrig ist.“ Wir aber haben das religiöse Empfinden auf der Stufe des Fetischdienstes unter und hinter uns, das ehrfürchtige religiöse Gefühl ist uns dagegen noch Allen gemeinsam und verständlich.

Wenn Strauß diese psychologischen Momente, die wir hier übersichtlich zu entwickeln uns bemüht, genauer erwogen hätte, so würde er vermuthlich einen Ausspruch in seinem letzten Buche nicht gethan und einen andern, der ihm viel Anfechtung zugezogen, besser motivirt haben. „Die Religion“, sagt Strauß in dem Abschnitt: Haben wir noch Religion? „ist uns nicht mehr, was sie unseren Vätern war: daraus folgt aber nicht, daß sie in uns erloschen ist. Geblieben ist uns in jedem Fall der Grundbestandtheil aller Religion, das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit. Ob wir Gott oder Universum sagen: schlechthin abhängig fühlen wir uns von dem einen wie von dem andern.“ Allein nicht, daß wir uns von etwas abhängig fühlen, sondern, daß wir uns in Ehr-

furcht von ihm abhängig fühlen, erhält uns auf demjenigen religiösen Boden, von dem hier allein die Rede sein kann. Das Gefühl der Abhängigkeit ist ja allerdings ein Grundbestandtheil aller Religion, aber, indem ich von einem Menschen aussage, daß er dies Gefühl besitzt, charakterisire ich ihn mit nichten als religiös, sondern es kommt darauf an, wie er sich zu diesem Gefühl verhält, welche Wirkung dasselbe auf ihn ausübt. Wer sich in widerwilligem, rebellischem Trotz gegen ein Uebermächtiges, von dem er sich abhängig fühlt, auflehnt, eben weil das Abhängigkeitsverhältniß ihn drückt, den werde ich nicht, ohne eine gänzliche Verwirrung aller Begriffe anzurichten, als religiös bezeichnen dürfen, obwohl ein Solcher sich Strauß gegenüber darauf berufen könnte, daß ihm der Grundbestandtheil aller Religionen, das Gefühl der Abhängigkeit, ja innewohne. Und ebenso nun, wenn Strauß weiter sagt: wir wissen uns auch dem Universum gegenüber nur als „Theil des Theils", so ist nicht das der entscheidende Punkt, sondern darauf war mit allem Nachdruck der Nachweis zu richten, daß dies Wissen das Universum zum Gegenstand eines ehrfürchtig-abhängigen Gefühls für uns erhebt. Strauß wollte den Rechtsanspruch seines Standpunktes auf religiöses Empfinden nicht fahren lassen. „Wir fordern", sagt er an einer andern Stelle, „für unser Universum dieselbe Pietät, wie der Fromme alten Stils für seinen Gott. Unser Gefühl für das All' reagirt, wenn es verletzt wird, geradezu religiös." Dieser Ausspruch ist Strauß von den Gegnern vielfach verdacht worden. J. H. Fichte (Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung. Leipzig. Brockhaus 1873) erblickt darin „nicht blos ethische Widersprüche herbster Art, sondern psychologische Unmöglichkeiten. Der entschlossene Materialist hat das Recht, eine solche Bundesgenossenschaft von sich ab-

zulehnen und Strauß Schuld zu geben, daß er selbst noch gar sehr in den alten Halbheiten und theologischen Vorurtheilen befangen geblieben sei." Vielleicht wären Strauß diese und ähnliche Vorwürfe erspart geblieben, wenn er seinen Rechtsanspruch bündig und durchsichtig aus dem psychologischen Thatbestand heraus entwickelt und begründet hätte. Dies allerdings fehlt bei ihm, der Hinweis auf das „lebens- und vernunftvolle All" allein konnte nicht genügen. Um sich eine ausreichende Unterlage zu sichern, mußte er, wie wir vorstehend zu thun versucht, den psychologischen Thatbestand der Ehrfurcht untersuchen, ferner den Nachweis führen, daß in der Ehrfurcht in der That der unentbehrlichste und werthvollste Bestandtheil des religiösen Empfindens enthalten sei und schließlich darlegen, daß das Universum als Gegenstand des Menschen den Bedingungen entspreche, welche für das Zustandekommen des ehrfürchtigen Gefühls für nothwendig erklärt worden waren. Und das letztere konnte ihm ja nicht schwer fallen. Denn das Universum ist ja ohne allen Zweifel ein Ueberragendes, für welches des Menschen gewohnter Maßstab des Er- und Begreifens, nach welchem er sich und seine Umgebung zu messen pflegt, bei weitem nicht ausreicht, welches ihm daher eine Schmälerung auferlegt und eben deshalb, ohne Furcht und Grauen zu bedingen, Ehrfurcht zu erwecken geeignet ist.

Strauß konnte sich darauf berufen, daß das bloße Dasein der Welt und unserer selbst als eines verschwindenden Atoms im Kosmos, dieser bloße Weltbestand auch ohne Gott nur ein einziges, unermeßliches, abgrundtiefes Räthselwort für die menschliche Betrachtung sei und von dieser seiner Höhe, die das Ganze eben zu einer wunderbaren und wundervollen Thatsache für uns erhebt, niemals herabsteigen kann. Er

konnte Einwendungen gegenüber, die ungefähr darauf hinausliefen, daß der Mensch nur in dem Gottgedanken sich zur Ahnung eines Unerfaßlichen erhebe, darauf hinweisen, daß das Verhältniß viel eher umgekehrt liege. Eine völlig unerfaßliche Thatsache, vor der wir mit all unserm Begreifen einfach in Nichts versinken und deshalb schweigend tief ergriffen verharren, ist die Welt an sich — wozu, woher, wohin? — und wir in dieser Welt, die rasch emporgehobene und versinkende Welle im unendlichen Meer, — erfaßlich wird das Alles erst oder doch wenigstens einem begrifflichen Verhältniß näher gerückt, indem wir einen Weltenschöpfer und die Welt als ein Geschaffenes in unsere Vorstellung aufnehmen. Denn so wenig diese beiden Vorstellungen im Einzelnen ein begreifendes Analysiren vertragen, so zeigt uns das Ganze, umrahmt von ihnen, doch sozusagen menschlichere Züge, es reiht sich eher den Verhältnissen ein und an, die wir als thatsächlich gegeben in uns aufgenommen und über die wir das Grübeln verlernt haben. Die Welt, erschaffen vorgestellt, also gesetzt mit einem Anfang- und Endpunkt und einem Schöpfer, erscheint dem Menschen immerhin noch als eine erfaßlichere Thatsache als die Welt, unentstanden und lediglich auf sich selbst ruhend vorgestellt, und selbst Gott, so gewaltig auch jeder Versuch, ihn zu denken, uns über uns selbst emporhebt, reicht doch, indem er menschliche Eigenschaften (wenn auch im colossalsten Maßstabe) in und an sich vereinigt, nicht an die unergründliche Majestät des unfaßbaren Weltalls.

Ein Zugeständniß freilich liegt in allem diesen, was wir zuzugeben hatten, nicht ausgesprochen, eine Frage und eine keineswegs gleichgültige bleibt offen, ein Zweifel ungelöst. Wir hatten anzuerkennen die hervorragende Stellung, welche der Ehrfurcht als dem werthvollsten Theil des religiösen Em-

pfindens auf religiösem Gebiet zukommt, wir hatten ferner anzuerkennen, daß die Vorstellung des Universums, des „leben- und vernunftvollen Alls“, geeignet sei, das Gefühl der Ehrfurcht in dem Menschen, der diese Vorstellung innerlichst erfaßt, zu entzünden, wir haben damit zugegeben, daß der Rechtsanspruch jenes Standpunktes auf religiöses Empfinden wohl begründet sei, aber wir haben damit weder untersucht, noch also auch anerkannt, daß das Gefühl der Ehrfurcht in gleichem Maße wie an der Gottesvorstellung sich an der Vorstellung des Universums entzünden könne. Schon bei der Untersuchung der Hindernisse, welche im Menschen ganz allgemein das Gefühl der Ehrfurcht nicht zu Stande kommen lassen, hatten wir als das erste dasjenige anzuführen: „wenn die geistige Cultur des Subjects eine so niedrige ist, daß sie ein Ueberragendes überhaupt geistig nicht zu concipiren vermag.“ Diese allgemeine Einschränkung hat eine mehr theoretische als praktische Bedeutung, denn der wirkliche Mensch steht höchst selten auf einer so niedrigen, völlig geistesverlassenen und sinnarmen Daseinsstufe, daß er nicht irgend ein Ueberragendes, irgend eine Uebermacht anzuerkennen sich gedrungen fühlte und dieser Anerkennung thatsächlichen — zunächst religiösen — Ausdruck gäbe. Aber als eine Behinderung im einzelnen Fall betrachtet, gewinnt diese Einschränkung erhöhte Bedeutung. Je höher in einem gewissen Sinne genommen der Gegenstand des ehrfürchtigen Gefühls steigt, d. h. je höhere Anforderungen er, um nur erfaßt, innerlich angeschaut und ergriffen zu werden, an das geistige Vermögen des Menschen stellt, desto größer wird natürlich der Kreis derjenigen, welche diesen Anforderungen nicht zu genügen vermögen, für welche dies Ueberragende also in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, da es außerhalb ihrer Sphäre fällt.

Je höher der Gegenstand des ehrfürchtigen Gefühls, desto weniger erniedrigt braucht die geistige Cultur des Subjects zu sein, welches sich denselben nicht anzueignen vermag. Sehr nahe liegen also hier die Fragen: ob z. B., einen gewissen niedern oder mittleren Stand der geistigen Cultur des Subjects vorausgesetzt, dasselbe nicht für befähigter erachtet werden müsse, sich mittels der Gottesvorstellung geistig und sittlich emporgehoben zu fühlen, als mittels der Vorstellung des Universums, ob für einen gewissen Standpunkt — aber gerade den Standpunkt der größten Mehrzahl — Eins das Andere in seinen guten Wirkungen auf des Menschen Innere ersetzen könne, ob — selbst wenn wir Gott im Strauß-Feuerbach'schen Sinne nur als Anthropomorphismus gelten lassen wollen — nicht gerade in diesem Anthropomorphismus dasjenige Herabbeugen zum Menschen gelegen sei, welches allein ihn von einer tiefern Stufe emporzuheben vermöge, dasjenige Moment, welches gewissermaßen das Unerfaßliche erst faßlich, d. h. so gestalte, daß es auf des Menschen Phantasie und Gemüth überhaupt einen Eindruck ermögliche, während es ihm sonst ein todter unassimilirbarer Stoff bleibe, eine unersteigbare Stufe — „zu hoch", wie man derartige Verhältnisse im Leben bezeichnet? Wir haben diese Fragen, welche außerhalb unseres auf die Psychologie der Ehrfurcht eingeschränkten Untersuchungsgebietes liegen, an dieser Stelle nicht zu beantworten*), aber wir mußten auf sie hinweisen, um zu verhüten, daß unsere Erörterung über das Verhältniß des religiösen Empfindens zum Universum nicht eine mißverständliche Ausdehnung über die Grenze, die wir ziehen wollten, erfahre.

*) Die Beantwortung habe ich an einer andern Stelle zu geben unternommen. Vergl. meine Schrift: Das Leben ohne Gott. (Hannover, C. Rümpler, 1875, pag. 159.)

X.

Der Staat und der politische Gefangene.

Ich hätte den nachstehenden Ausführungen auch die Ueberschrift: „Ein anständiges Gefängniß für anständige Leute" geben können — denn das soll mein eigentliches Thema sein — wenn die Bezeichnung „anständig" nicht sofort einen kleinen Commentar erforderte. Unter anständigen Leuten will ich nämlich nur solche von ehrlicher Gesinnungsreinheit verstanden wissen. Ich stütze mich darauf, wie ich dies schon in der Schrift: Sociale Briefe (Hamburg. H. Grüning. 1873) ausgeführt, daß die alten Unterscheidungen zwischen anrüchigen und anständigen Elementen am Gesellschaftskörper, die nie unbedingt zutreffend waren, in neuerer Zeit immer fragwürdiger geworden sind. Die früher je nach der gesellschaftlichen Schichtung wenigstens annäherungsweise berechtigten Besitztitel auf einen gewissen sichern Grundstock von moralischen Eigenschaften, von ihnen entsprechender Handlungsweise, von sittlicher Bildung, von einer, den Einzelnen bindenden, zu einer gewissen Feinheit durchgebildeten Gewissenskraft sind in ihrem innersten Bestande so erschüttert, daß sie nur noch ein Scheinvorrecht ertheilen. Und wenn wir gleichwohl einer Grenzlinie zwischen anrüchig und anständig bedürfen und, nicht weniger, sondern mehr wie je, einer bestimmten Formulirung desselben für unser Bewußtsein, so können wir meines Er-

achtens keine andere Scheidung vornehmen, als eine solche zwischen den Leuten von ehrlicher Gesinnungsreinheit und dem Theil der Gesellschaft, der diese eingebüßt hat und in feineren oder gröberen Formen, bewußt oder unbewußt, der Käuflichkeit verfallen ist. Es ist hier nicht der Ort, diesen Punkt eingehender zu erörtern. Wer aber diesem hier nur angedeuteten Verhältniß in allen seinen Consequenzen nachdenken will, wird, glaube ich, finden, daß in ihm in der That das einzige, umfassende und allgemein anwendbare, durch unsere modernen Zeitverhältnisse aber noch ganz besonders accentuirte ethische Grundprincip für eine Scheidung des Anständigen vom Anrüchigen enthalten ist.

Ich bitte also meine Leser, für die Untersuchung, denen die nachfolgenden Blätter gewidmet sind, bei anständig nicht an gewisse Requisiten der äußeren Erscheinung und socialen Stellung zu denken — anständiger Rock, über die Volksschule hinausreichende Bildung, höhere Steuerstufe u. s. w. — sondern an Gesinnungsreinheit, die sich überall finden kann, ebensowie sie überall fehlen kann und die sich vor Allem darin ausspricht, daß der Mensch mehr seiner Ueberzeugung folgt, als anderen Motiven, welche mit derselben vielleicht in Conflict kommen und ihn ihr abwendig zu machen bemüht sind. Setzen wir auf diese Weise die Anständigkeit in die Ueberzeugungstreue, so müssen wir consequenterweise auch diejenigen Verbrecher für anständige Leute erklären, welche dadurch, daß sie ihrer Ueberzeugung folgten und nach derselben ihr Handeln einrichteten, zu Uebertretern der Gesetze geworden sind. Und aus diesem Vordersatz möchte ich nun einige ebenso einfache wie leider beständig mißachtete Folgerungen in Bezug auf die Behandlung unserer p o l i t i s c h e n G e f a n g e n e n ableiten.

Wenn man sich mit einem Juristen über politische Ver-

brechen unterhält und diese oder jene Forderung begründen möchte, so begegnet man sogleich dem Präjudicial-Einwand, daß der Begriff des politischen Verbrechens von der Wissenschaft nicht festgestellt sei, weshalb auch das deutsche Strafgesetzbuch keinen Abschnitt über dieselben enthalte. Indessen das Ding existirt doch einmal, es wird beständig über dasselbe geredet und wenn die Wissenschaft uns mit der Formulirung im Stich läßt, so werde ich, als Laie freilich, aber doch als ein Laie, der sehr viel über Fragen des Strafrechts nachgedacht hat, unternehmen zu sagen, was wir, außerhalb der Wissenschaft stehend, uns dabei denken. Für unsere Auffassung, d. h. für die öffentliche Meinung schlechtweg, charakterisirt sich jede Gesetzeszuwiderhandlung als politisch, die hervorgegangen ist aus einem wider den bestehenden Zustand der Dinge gerichteten und lediglich dessen Aenderung bezweckenden oder aus einem den bestehenden Zustand als Gewissenszwang empfindenden und deshalb von sich abwehrenden Bestreben.

Niemand kann nun allerdings in allen Fällen mit Sicherheit die Motive des Menschen ausspüren und nachrechnen, allein es leuchtet ein, daß für Vergehen von der eben charakterisirten Beschaffenheit, also für die sogenannten politischen Verbrechen, im Allgemeinen die Voraussetzung zutreffend sein muß, daß sie von Personen begangen worden sind, die nach ihrer Ueberzeugung gehandelt haben. Ausnahmen können vorkommen, gewiß; — der durch Geld erkaufte Helfershelfer bei einem Aufruhr hat nicht nach Ueberzeugung gehandelt, sowenig wie Jemand, der Trieben der Rachsucht oder des persönlichen, durch einen Umschwung der Dinge zu befriedigenden Ehrgeizes Folge leistend, zum Verschwörer wird. Indessen, wenn wir

diese Kategorien ausscheiden, die sich ja wohl durch eine Ermittelung des Thatbestandes in den meisten Fällen ausscheiden lassen, so bleibt als Hauptmasse die große Anzahl derer übrig, welche, Antrieben des Ueberzeugtseins folgend, in Conflict mit der bestehenden Ordnung der Dinge gerathen sind. Gleichgültig, ob dies ein Bischof ist, der sich dem Papst zum unbedingten Gehorsam verpflichtet glaubt oder ein Kaplan, der dem Bischof Ordre parirt, oder ein Socialdemokrat, der das Bestehende für spottschlecht und den Gipfel des Unrechts erklärt, oder ein Freidenker, der den Zeugeneid in der vorgeschriebenen Form verweigert, weil er nicht an den persönlichen Gott glaubt und den eine kaum glaubliche Staatsraison deshalb mit Gefängniß bestraft, gleichgültig, ob die Widersätzlichkeit sich in passiver oder activer Weise vollzieht, ob sie dem Gesetz nur keine Folge leistet oder dasselbe umzustürzen sucht, ob sie dies mit geistigen Waffen oder mit Keulenschlägen thut — sie Alle fallen gleichwohl unter den einen, für Alle gültigen Gesichtswinkel, daß sie nach ihrer Ueberzeugung gehandelt haben. Mag das Gesetz und der Vollstrecker des Gesetzes sie mit Recht, weil er den Bestand des Ganzen zu schirmen hat, mit schweren, unter Umständen mit den schwersten Strafen belegen, sie bleiben für uns doch unverändert Leute von Gesinnungsreinheit, *anständige* Leute.

Was sollte nun aber daraus folgen? Hat das weiter keine als eine lediglich theoretische, private Bedeutung für unser Gefühl, das wir, wie dies ja auch üblich ist, etwa dadurch noch bethätigen können, daß wir einem derartigen Gefangenen bei seiner Entlassung eine Ovation bereiten und ihm während seiner Haftzeit Beweise unserer unverminderten Werthschätzung durch Besuche u. dgl. zukommen lassen? Nein, sondern der Schwerpunkt ruht darin, daß der Staat, die Gesellschaft

verpflichtet ist, diesen Gesichtspunkt brauchbar zu machen für die Strafvollstreckung und mit den berghoch aufgehäuften Sünden, auf diesem Gebiet endlich einmal aufzuräumen. Und hierfür liefert eben dieser Gesichtspunkt den einfachen, entscheidenden Maßstab, der zur Anwendung gebracht durchgreifend verhindern würde, daß wir, selbst in den civilisirtesten Ländern Europas, jeden Augenblick in die Gefahr gerathen, die Barbareien einer Parteijustiz zu durchleben.

Der Staat ist ja doch nur die Gesammtheit seiner Bürger und ihre wesentliche sittliche Grundanschauung muß sich auch in seinen Einrichtungen und in dem, was er vollstreckt, wiederspiegeln. Hat er sich die Anschauung einmal angeeignet, daß die politischen Verbrecher Leute sind, die nach ihrer Ueberzeugung gehandelt haben und bewilligen wir im Leben dem, der dies thut, stets Achtung, so fällt ihm bei der Bestrafung des politischen Verbrechens nur die eine Aufgabe zu, diese aber auch unweigerlich: die Strafvollstreckung in eine achtungsvolle Form zu kleiden. Was heißt das, fragt mich die strafvollstreckende Behörde, was soll ich mit einer solchen allgemeinen Sentenz anfangen? Nun, was das heißt, ist gar nicht schwer zu sagen. Auch ist die Behörde selbst nie in Verlegenheit darum, wenn es ihr darauf ankommt, es zu wissen. Wenn sie irgend einen „höheren“ Gefangenen hat, sagen wir einen Bischof oder irgend einen Renitenten aus den besonders bevorzugten Gesellschaftsklassen, so weiß sie genau, wie sie sich zu verhalten hat. Sie läßt ihnen dann eine bessere Wohnung und Kost zu Theil werden und vor allen Dingen — und das ist es, worauf es mir vor Allem ankommt — sie enthält sich mit belästigenden und die freie Verfügung des Individuums in jeder Lebensäußerung hemmenden Zumuthungen an das-

selbe heranzutreten. Ein solcher Gefangener erfreut sich einer rücksichtsvollen Behandlung von Seiten des Personals, vom Gefangenwärter bis herauf zum Director, als selbstverständlich gilt die Gewährung der Selbstbeköstigung, ebenso daß der Gefangene seine Kleidung behalte, keine Zwangsarbeit verrichte und überhaupt in der Wahl seiner Beschäftigung, in der Auswahl seiner Lectüre unbehindert sei. Damit sind die Hauptpunkte erledigt. Alles, was von der Behörde zu fordern ist, das gewährt sie also ohnehin schon freiwillig dem Gefangenen, wenn ihr die Stellung desselben es zu bedingen scheint, und nur darum handelt es sich also, daß sie das, was sie bisher lediglich der Außenseite, der Stellung, dem feineren Rock bewilligte, in Zukunft der Gesinnung, also allgemein bewillige. Sie soll sich davon durchdringen, daß sie dieser die achtungsvolle Form der Behandlung schuldet und daß sie kein Recht hat, davon auch nur ein Haarbreit abzuweichen, geschweige denn, so willkürlich und principlos mit derselben umzuspringen, wie es leider bis in die neueste Zeit hinein in einer ganzen Reihe der schwersten Fälle zu Tage getreten ist. Eine solche Regelung der Behandlung der politischen Gefangenen, wie die hier vorgeschlagene, bedingt nicht eine absolute Gleichmäßigkeit in jedem einzelnen Punkte. Es ist nicht nöthig, daß ein politischer Gefangener, der vielleicht Handarbeiter ist, und ein renitenter Bischof in Bezug auf Wohnung und Kost über einen Kamm geschoren werden, und da die Lebensgewohnheiten beider sehr verschieden sind und es nur darauf ankommt, den Einen nicht härter wie den Andern zu treffen, so wäre es auch weder gerecht noch zweckmäßig. Aber nothwendig, weil in der Gerechtigkeit begründet, ist, daß beide in den übrigen erwähnten Punkten mit völlig gleichem Maße gemessen werden, weil beide den gleichen Rechtsanspruch

auf eine achtungsvolle Form der Behandlung besitzen und diesen ebenmäßig aus derselben Quelle, weil sie lediglich durch ihre Ueberzeugung straffällig geworden sind, herleiten. Durchaus entsprechend dem hier entwickelten Gesichtspunkte erschiene es daher auch, wenn sämmtliche politische Straffällige in einem (oder mehreren) für sich allein bestehenden und mit keinerlei sonstigen Verbrecher-Gattungen zu belegenden Gefängniß ihre Strafe, möchte dieselbe nun kurz- oder langzeitig sein, verbüßten. Erst dann ließe sich bei einigem guten Willen und genau bindenden Instructionen erreichen, daß der politische Gefangene durchgängig und übereinstimmend so behandelt würde, wie es die Selbstachtung und das Ehrgefühl in einem civilisirten Gemeinwesen zur unumstößlichen Pflicht machen sollten. Denn nichts bezeichnet sicherer den Sittenverfall und die Roheit in der Gesellschaft, als die Gleichgültigkeit bei einer brutalen Behandlung derer, die um ihrer Ueberzeugung willen straffällig geworden sind.

Es giebt einen Haupteinwand gegen das, was ich bis hierher zu entwickeln und zu begründen versucht habe, und da das gerade einen sehr wichtigen Punkt betrifft, so will ich ihn auch hier nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern seine Unrichtigkeit nachzuweisen mich bemühen. Ja, sagt mir Jemand, Alles schön und gut, aber es läßt sich doch unmöglich behaupten, daß von den Personen, die mit den Gesetzen in Conflict gekommen, die also straffällig geworden sind, nur die politischen Verbrecher anständige Leute — anständig in deinem Sinn — genommen sind. Es lassen sich doch auch ganz andere Fälle denken. Wenn Jemand z. B. im gerechten Zorn den Verführer seines Kindes tödtet, wenn ein Anderer, um einen Freund aus Verlegenheiten zu reißen, sich übermäßige Verbindlichkeiten auferlegt, die ihn

schließlich in Schuld und Verderben bringen, so werden wir doch diese Personen, falls sie vorher anständige Leute und Ehrenmänner waren, nicht mit den gewöhnlichen Verbrechern in einen Topf werfen wollen. Es sind dies eben Schuldfälle, bei denen es sich überhaupt gar nicht um Ueberzeugungen handelt, die wir also auch nach diesem Maßstab nicht messen können. Ein anständiges Gefängniß für anständige Leute — darüber ließe sich ja reden. Aber dann dürfte doch den sogenannten politischen Verbrechern keine Sonderstellung eingeräumt werden, sondern es müßte die Frage, ob dieser oder jener Strafvollzug einzutreten habe, je nach Beschaffenheit des vorliegenden Falles überhaupt, dem die Strafe erkennenden Richter anheimgegeben werden. Die Ansätze dazu sind auch in der That in unserm Strafgesetzbuch wohl gemacht. Daß es nur Ansätze geblieben, daran mag zum Theil ein unrichtiges Verständniß des Grundsatzes: „Gleichheit vor dem Gesetz" die Schuld tragen.

Indem ich diesen Einwand zu entkräften versuchen werde, lege ich das Hauptgewicht auf den Nachweis, daß und warum den politischen Verbrechern trotzdem eine Sonderstellung gebührt. Trotzdem daß das Uebrige, was mir entgegengehalten wird, richtig ist, denn mir fällt ja auch nicht ein, zu bestreiten, daß es auch außerhalb der Reihen der politischen Verbrecher noch anständige Leute geben kann, die auf die eine oder andere Weise sich straffällig gemacht haben und die, wenn ich mir die bestmögliche Weise der Strafausmessung denken will, ganz gewiß schon durch den erkennenden Richter einer andern Weise des Strafvollzugs überwiesen werden sollten, als sie an dem gemeinen Verbrecher geübt wird. Allein obgleich ich also für den politischen Verbrecher keine aparte Anständigkeit in irgend einem Sinne beanspruche, so komme ich

doch nicht davon los, daß ihm nur auf meine Weise zu helfen ist, d. h. also, daß entscheidende Gründe vorliegen, ihn und nur ihn vor allen Schwankungen sicher zu stellen, sein Loos im Gefängniß weder von dem erkennenden Richter noch von dem Strafanstaltsdirector abhängig zu machen, noch irgendwelchen Velleitäten Einfluß darauf zu gestatten, sondern dasselbe ein- für allemal in dem eben entwickelten Sinne einer achtungsvollen Behandlung sicher zu stellen. Welches sind diese entscheidenden Gründe? Darüber möge man mir am Schluß noch ein Wort der Auseinandersetzung gestatten.

Ich kann meine Meinung sehr einfach an einem Beispiel erläutern. Wenn mich Jemand bestiehlt, so ist mein Verhältniß zu ihm ein anderes, als wenn mir Jemand ans Leben will. Bin ich im ersten Fall erzürnt und unwillig, so werde ich dagegen im letzten Fall in einer ganz andern Weise im Innersten erregt und setze mich in eine ganz andere Position der Abwehr. Suche ich den ersten Attentäter dingfest zu machen und sein Entkommen zu hindern, so suche ich den zweiten dagegen vielleicht niederzuschlagen. Das politische Verbrechen ist jener zweite Attentäter. Es unterscheidet sich von allen übrigen Verbrechen charakteristisch dadurch, daß es die bestehende Ordnung im Ganzen oder in wesentlichen Punkten principiell negirt, daß es ihr ans Leben will. Ihm gegenüber bemächtigt sich der in ihrem innersten Bestande alterirten oder mit Alterirung bedrohten Gesellschaft ein Gefühl der äußersten Erregung, ein Empfinden von Animosität, wie es keiner andern Verbrechens-Gattung gegenüber so allgemein und so geschärft besteht. Dies Empfinden erlangt da natürlich eine besonders accentuirte Betonung, wo die bestehende Ordnung ihren am meisten charakteristischen Ausdruck findet, also bei den herrschenden Klassen

der Bevölkerung und noch mehr bei der Spitze des Gemeinwesens, der Regierung, den constituirten Autoritäten. Wir stehen vor einer naturgesetzlich sich vollziehenden Erscheinung, welche die Geschichte aller Völker und Zeiten bestätigt.

Ich pflege mit den Zeugnissen aus der Geschichte sehr vorsichtig umzugehen, weil ich finde, daß mit denselben von angeblichen Historikern der gröbste Unfug getrieben wird. Es ist nichts leichter, als mit flüchtig beobachteten und tendenziös angewandten geschichtlichen Analogien alles Mögliche und u. A. auch den größten Unsinn zu beweisen. Allein wo die geschichtlichen Erfahrungen durchweg übereinstimmen und auch aus den psychologischen Gesetzen der Wirkungen des Seelenlebens sehr gut zu begreifen sind, da kann man sich getrost auf sie berufen. Und eine solche geschichtliche Erfahrung lehrt uns, daß zu allen Zeiten die constituirten Autoritäten der Gefahr ausgesetzt gewesen sind, ja der Gefahr meistens unterlegen sind, dem politischen Verbrecher Zuviel anzuthun, ihn zu inhuman, zu unnachsichtig zu behandeln, Parteijustiz an ihm zu üben.

Aber wir haben doch Gesetze, — hält man mir entgegen — Gesetze, die in ruhiger Ueberlegung und nicht in der Stimmung erregter Animosität gegeben sind. Das zu erkennende Maß der Strafe kann doch nur nach dem Gesetz zugewogen werden, und wenn auch wirklich in dem Gesellschaftskörper ein leicht begreifliches Gefühl von Animosität gegen den politischen Verbrecher pulsirt und gelegentlich lebhaft aufwallt, es wird dasselbe doch nur in äußersten Ausnahmefällen den auch den politischen Verbrecher schützenden Wall des Gesetzes zu durchbrechen und diesen mit leidenschaftlicher Züchtigung heimzusuchen im Stande sein. Ich gebe das für unsere Verhältnisse zu, aber hat diese Gesetzesherrschaft verhindern können,

daß Kinkel Wolle spulen mußte*), daß Ladendorf im Gefängniß Unerträgliches zu erdulden hatte, daß die Behandlung der Opfer des sächsischen Maiaufstandes von 1849 unter Beust's Regiment ein mit unversöhnlichem Haß vollgeschriebenes Blatt der innern sächsischen Geschichte bildet? Haben wir in unserer verhältnißmäßig ruhigen Gegenwart, der wenigstens der Hintergrund der Barrikadenkämpfe und revolutionairen Tumulte fehlt, nicht eben erst erleben müssen, daß Klagen über Klagen über die rücksichtslose, häufig ausgesucht tribulirende Behandlung der renitenten Priester niederen Grades oder der Socialdemokraten die Hallen der Volksvertretung erfüllen und daß fast alle diese Klagen unwiderlegt blieben? Hat nicht erst in der Session des Reichstags von 1875 der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Most durch die beim Reichstag eingereichte Beschwerde über das wider ihn im Gefängniß beobachtete Verhalten Anlaß zu wiederholten weitläufigen Verhandlungen gegeben, und hat er nicht erst durch den Eindruck dieser Verhandlungen auf die Regierung wenigstens soviel erreicht, daß ihm schriftstellerische Beschäftigung gestattet

*) Ich erinnere an die herzzerreißende Klage, die Kinkel in einer am 2. Mai 1850 vor den Assisen zu Köln abgehaltenen Rede über seine Behandlung als politischer Gefangener erhob, indem er zu den Geschworenen u. A. sagte: „So unschätzbar mir Ihre Theilnahme als die von Bürgern und Männern ist, so wenig hat Ihr Mitleid für mich Werth. Die Leiden, die ich trage, sind so furchtbar, daß Ihr Spruch mich nicht schrecken kann. Man hat über das Maß der mir zuerkannten Strafe hinaus meine Haft gesteigert durch die grauenvolle Einsamkeit der Isolirzelle, in deren öde Stille kein Trompetenton der kämpfenden Welt draußen, kein lieber Blick treuer Freunde dringt. Man hat einen deutschen Schriftsteller und Lehrer, der in mehr als einer Brust die Flamme des Geistes und der Schönheit entzündete, man hat ein mittheilsames Herz dazu verdammt, in seelenloser Zwangsarbeit, in Versagung aller geistigen Hülfsmittel langsam hinzusterben u. s. w."

worden ist*), während er vorher zwangsweise als Buchbinder eingestellt worden war? Was folgt aus Alledem? Doch wohl soviel, daß die gesetzlich vom Richter zugemessene Strafe allein noch nicht das Ganze ausmacht, daß dies Verhältniß nicht genügt, um den politischen Gefangenen zu schützen, und daß man sehr nach dem Gesetz bestraft und doch entsetzlich mißhandelt werden kann.

Wer sich nicht mit reinen Phrasen abspeisen lassen will und lieber die realen Verhältnisse erwägt, statt sich mit der idealen Vorstellung einer über allen Leidenschaften thronenden Justiz zu trösten, wird das Verhältniß, worauf es hier ankommt und welches allein die Entscheidung trägt, folgendermaßen aufzufassen haben: auf Seiten der constituirten Gewalten ist gegen den politischen Verbrecher ein mehr oder minder hochgesteigertes Gefühl von Animosität vorhanden, dasselbe reflectirt sich in allen vollziehenden Organen und sucht sich Geltung zu verschaffen; ist es ihm unmöglich gemacht, sich an der strafausmessenden Stelle, d. h. mittelst des Richters Geltung zu verschaffen — und diese Unmöglichkeit bildet ja eben den Vorzug des Culturstaates — so wird es sich um so sicherer eine andere Stelle zu seiner Erleichterung aussuchen, und dies ist die Stelle der Strafvollstreckung. Mit anderen Worten: wie ein Gift, welches ein Organismus in sich aufgenommen und welches nach außen drängt, an der geeignetsten Stelle, d. h. da, wo der Organismus ihm am wenigsten Widerstand leistet, nach Außen in irgend einer pathologischen Form durchbrechen wird, so kommt auch das Gift, welches sich gegen den politischen Verbrecher in der Stimmung und Auffassung der constituirten Gewalt angesammelt hat, da zum Durchbruch, wo ihm durch kein bindendes Gesetz die Möglichkeit des Durchbruchs verlegt

*) Auch das nur unter der erschwerenden Bedingung, daß ihm von einem Buchhändler ein bestimmtes Monatshonorar zugesichert sei.

ist. Daher die übereinstimmende Erscheinung, daß bei einer hochgesteigerten Gehässigkeit nach einer vorausgegangenen großen Erregung, wie es besonders nach der Revolution von 1848 zu beobachten war, der ganze aufgestaute Haß sich auf die Strafvollstreckung wirft und hier je nach Zeit und Gelegenheit das Aeußerste leistet, um „innerhalb der gesetzlichen Schranken“ an dem politischen Verbrecher Vergeltung dafür zu üben, daß er dem Bestehenden ans Leben gewollt hatte. Gehen die Leidenschaften nicht so hoch, so schwächt sich dies Bestreben wohl dahin ab, daß man dem Verbrecher lediglich einen Denkzettel giebt, daß man durch allerlei vexatorische Maßregeln und Erschwerungen sein Müthchen an ihm zu kühlen sucht, wobei die mit besonders gehässigen Blicken betrachteten Kategorien, wie augenblicklich die Socialdemokraten, natürlich in dem Vordergrund der Berücksichtigung stehen. Immerhin erhebt sich dies Alles in den verschiedensten Formen und Nuancen nicht über das Niveau der Parteijustiz und eben die Strafvollstreckung bildet daher den eigentlich wunden, vor allen Dingen der Heilung bedürftigen Punkt in dem Verhältniß des Staates zu den politischen Vergehen.

Es ist eine altbewährte Regel im Leben des Menschen, daß sich ein ganz bestimmtes bindendes Verhalten im Voraus vorschreibt, wer in gewissen Lebenslagen sich nicht selbst traut und weiß, daß er im Moment der über ihn kommenden Erregung kein Verlaß auf sich selbst haben kann. Der gemeine Mann in England oder Irland, der sehr zum Trunk neigt, nimmt, wenn er sich davor behüten will, den sogenannten pledge, d. h. er gelobt dem Geistlichen aus eigenem Antriebe feierlich, daß er in einem bestimmten Zeitraum keinen Tropfen brandy anrühren will. Er thut dies, weil er weiß, daß es ihm äußerst schwer hält, die Mittelstraße einzuhalten und weil

er sich auf diese Weise noch am ehesten vor Schaden bewahren kann. In einer ähnlichen Weise muß die Gesellschaft meines Erachtens sich ein für allemal ein bestimmtes Verhalten in Bezug auf die Behandlung der politischen Gefangenen als Gesetz auferlegen, weil sie weiß, daß sie ohne dasselbe im entscheidenden Moment das Angemessene schwerlich treffen wird, da ein natürlicher Zug, dem sie nicht zu widerstehen vermag, sie dazu drängt, den politischen Straffälligen mittelst der Strafvollstreckung als Feind zu behandeln.

Aber bedenke doch — kann mir immer noch eingehalten werden — wie viel Gesindel bei jeder politischen Erhebung mit betheiligt ist. Sollen wir denn etwa jeden mordbrennerischen Gesellen, der vielleicht blos aus Zerstörungs- und Raublust gegen die bestehende Ordnung Sturm gelaufen, als „anständig" an unser Herz drücken und ihm in einer sehr rücksichtsvollen Behandlung unsere „Achtung" erweisen? Ich verlange das nicht, aber einmal lassen sich die schwersten Fälle dieser Art, diejenigen, in denen nachweislich und erwiesenermaßen von einem Drang der Ueberzeugung als Motiv des Handelns ganz abgesehen werden muß, durch die Untersuchung feststellen und aussondern, sodaß dieselben in der Gefangenen-Behandlung den gemeinen Verbrechen zugetheilt werden könnten und für die zweifelhaften und gemischten Fälle gilt doch immer die folgende Erwägung: hat die Gesellschaft nur die Wahl — und sie hat keine andere, wie alle Erfahrung zeigt — als sich selbst der Gefahr auszusetzen, Parteijustiz zu üben oder sich dies durch eine feste Regel unmöglich zu machen, dabei aber in einigen zweifelhaften Fällen mehr Rücksicht walten zu lassen, als dem Charakter des Betreffenden vielleicht zukäme, so ziehe ich das Letztere unbedingt vor, weil dadurch wenigstens das Schlimmste vermieden wird. Und auch die Vorsicht, wenn

nicht schon die Gerechtigkeit, muß uns denselben Weg führen. Niemand wird die socialpolitische Lage der Gegenwart für eine beruhigte ausgeben wollen. In den Tiefen grollt es, wie von leisen Erdstößen erzittert der Boden, auf dem unser ganzer gegenwärtiger Gesellschaftsbestand auferbaut ist, die politische Atmosphäre riecht sozusagen nach Petroleum und aus der Ferne wetterleuchtet noch mit unheimlichem Glanz der Aufstand der Commune. Will die bestehende Gesellschaftsordnung sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen einen Umsturz wehren, der sie im innersten Kern ihres Wesens betrifft, so weiß ich nicht, was sich dagegen einwenden ließe. Sie verwahrt und vertheidigt ihren Besitzstand und vielleicht auch den Besitzstand einer höhern Cultur, wenigstens wird ein etwaiger Gegenbeweis in dieser Beziehung doch immer erst durch die Erfahrung erbracht werden können. Aber eine dringendste Aufforderung liegt doch in den gegenwärtigen Verhältnissen, die Aufforderung, die Schärfe der Gegensätze wenigstens dadurch zu mildern, daß der politische Gegner mit wirklicher Achtung behandelt und daß auch in dem politischen Verbrecher noch der Charakter des politischen Gegners rückhaltlos und gewissenhaft geachtet wird. Schlimmer wie alle Excesse der Communekämpfer hat die haßentbrannte Vergeltung der französischen Ordnungspartei gewirkt. Der Schreck, den sie verbreitet hat, erblaßt mit der Zeit, während gerade umgekehrt der Haß, den sie ausgesäet, zunimmt und die unheilvollsten Gegenwirkungen in den Gemüthern vorbereitet. Es ist noch nicht ausgemacht, daß der Sieg immer den bestehenden Gewalten verbleiben wird, aber wie in dieser Beziehung auch die Würfel fallen mögen, schlimmer können unsere Aussichten sich nicht gestalten, als wenn die Parteien gegenseitig kein höheres Symbol über sich anerkennen als das vae victis!

XI.

Eduard von Hartmann's Berechnung des Weltelends.

In der „Philosophie des Unbewußten" entwirft Herr von Hartmann folgendes Bild vom „Ende aller Dinge":

„Die Illusionen sind todt, die Hoffnung ist ausgebrannt; denn worauf sollte man noch hoffen? Die todesmüde Menschheit schleppt ihren gebrechlichen irdischen Leib mühsam von Tage zu Tage weiter. Das höchste Erreichbare wäre doch die Schmerzlosigkeit, denn wo sollte das positive Glück noch gesucht werden? Etwa in der eitlen Selbstgenügsamkeit des Wissens, daß Alles eitel ist, oder daß im Kampfe mit jenen eitlen Trieben die Vernunft nunmehr gewöhnlich Sieger bleibt! O nein, solche eitelste von allen Eitelkeiten, solcher Verstandeshochmuth ist dann längst überwunden! Aber auch die Schmerzlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht, denn sie ist ja kein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich, und muß trotzdem arbeiten, um zu leben, und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschungen des Lebens hinter sich, und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. . . . Sie verzichtet endgültig auf alles positive Glück, und sehnt sich nur noch nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts,

Nirwana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten letzten Stadium der Illusion."

Die Philosophie hat immer mit Recht an ihre Jünger die Anforderung gestellt, daß sie Muth genug haben müssen, unverwandten Blickes der Wahrheit in das ernste Antlitz zu schauen, nicht zurückzutaumeln, wenn das Unerwartete, Unerhörte sich ihnen darbietet, nachdem sie den Schleier gelüftet. Nicht beweinen oder belachen, sondern erkennen sollen wir, nach Spinoza's bekanntem Ausspruche, die menschlichen Dinge, soweit wir uns als Philosophen zu ihnen verhalten. Eingedenk dieses Mahnrufes lassen wir daher auch die Hartmann'sche Schilderung vom „zeitlichen Ende des Weltprocesses" ruhig an uns vorübergehen, ohne durch dieselbe überwältigt zu werden. Wenn bei Anderen, wie Herr v. Hartmann voraussetzt, in Folge dieser Enthüllungen „das vom Jammer zusammengekrampfte Herz vor Grauen erstarrt, vor Verzweiflung bricht, ... wenn ein die Zähne zusammenbeißender Mannesgrimm, ein ernster gelassener Grimm über den wahnwitzigen Carneval der Existenz die Seele erfüllt, oder wenn dieser Grimm in einen mephistophelisch angehauchten Galgenhumor überschlägt", so versprechen wir, daß das Alles bei uns nicht der Fall sein soll.

Aber was wir bescheidentlich und ohne unphilosophisch zu verfahren, verlangen können, was uns als denkende Wesen nahe angeht, ist, daß wir nicht unnütz denken, daß unser Denken kein leeres, lediglich mit halb fertig gedachten Phantastereien und ausgeklügelten Combinationen erfülltes sei, daß wir mit einem Worte nicht faseln statt zu denken. Wenn uns auch jene oben angedeutete Gefahr, am Weltschmerze zu

erstarren, mit keiner besonderen Sorge erfüllt, so enthält doch die andere Möglichkeit, daß wir ohne Zweck und Ziel uns so hoch versteigen, wie Herr von Hartmann uns dies zumuthet, auch nichts besonders Verlockendes. Der „Ideenreichthum", der uns auf einer solchen Fahrt zum „zeitlichen Ende des Weltprocesses" überfluthet, wirkt auf uns mehr abschreckend als anziehend, denn wir erinnern uns des auf manche derartige Leistungen der deutschen Philosophie treffend anzuwendenden Ausspruches Schopenhauer's (er ist sonst nicht unser Mann): „Der Franzose verbindet mit dem Worte idée, der Engländer mit idea einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet, fängt an der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er in den Luftballon steigen."

Sehen wir uns daher nach der Besonnenheit um, und da diese bei einem so hoch aufgerichteten Thurmbau, wie dem Hartmann'schen Systeme, sich vor Allem in dem Ausbau des Fundamentes, in der Sicherheit der Grundlage zu bewähren hat, prüfen wir die Gründlichkeit seiner Voraussetzungen, wenigstens einiger der wichtigsten, deren Festigkeit mindestens vorhanden sein muß, wenn das ganze übrige Gebäude nicht als unsicher und einsturzdrohend verlassen werden soll.

Das im Eingange angeführte Citat aus der Hartmann'schen Schrift steht am Ende einer Reihe von Betrachtungen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, zu untersuchen: „ob das Sein oder Nichtsein dieser bestehenden Welt den Vorzug verdiene, d. h. ob Lust oder Leid in ihr überwiege", und zwar glaubt der Verfasser, daß er diese Frage „nach gewissenhafter Erwägung" dahin beantworten mußte und beantwortet habe, „daß alles weltliche Dasein mehr Unlust als Lust mit

sich bringe, folglich das Nichtsein der Welt ihrem Sein vorzuziehen wäre".

Ein Einwand, der sich sofort aufdrängt, wird hier zunächst ins Auge zu fassen und der Standpunkt des Verfassers in Bezug auf denselben festzustellen sein. Es liegt nämlich doch sehr nahe zu sagen, daß — ganz abgesehen von der Durchführbarkeit einer solchen Untersuchung, die einstweilen auf sich beruhen bleiben kann, — die ganze Berechnung doch insofern nur einen problematischen Werth besitze und beanspruchen könne, als sie, auf den gegebenen Zuständen und Verhältnissen unseres Planeten, seinen gegenwärtig bestehenden politischen, socialen und ökonomischen Einrichtungen fußend, die in der Zukunft mögliche Entwickelung nicht berücksichtigen könne. Hier verbleibe, könnte man sagen, eine unausfüllbare Lücke, denn wer könnte wohl die Entwickelungen der Zukunft im Voraus ermessen, wer sich getrauen, zu sagen, ob die fortschreitende Cultur nicht allmählich so viel Unheil in der Welt bezwingen, so viel Quellen des Elends verstopfen wird, daß die Bilanz in Bezug auf Lust und Unlust dieses „weltlichen Daseins" sich in zukünftigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden ganz anders und viel günstiger als in der Gegenwart, die wir schließlich doch allein einigermaßen zu überblicken vermögen, stellen wird.

Herr von Hartmann hat diesen Punkt natürlich in Erwägung gezogen, glaubt aber im Gegentheil, daß die Bilanz sich für die Zukunft noch viel ungünstiger stellen wird, daß wir noch viel unzweifelhafter die Zunahme des Weltelendes, je weiter wir im Weltprocesse vorrücken, anzuerkennen haben, und zwar stützt er sich dabei auf das Verhältniß der fortschreitenden Intelligenz zu den Illusionen, aus denen der Mensch den allergrößten Theil seines Lebensglückes sich zu-

sammenwebe. Er sagt ungefähr: das, was aus der Welt **wird**, wohin sie zielt, hat offenbar für die Beurtheilung ihres Werthes eine noch weit größere Bedeutung als das provisorische Entwickelungsstadium, in welchem sie sich jetzt zufällig befindet. Nun zielt aller Fortschritt in der Welt auf Steigerung der bewußten Intelligenz ab. Es ist daher wichtig zu untersuchen, wie weit unsere Gefühle an sich auf **Illusionen** beruhen. Denn wenn diese auch, so lange sie eben bestehen, volle Realität des Glückes gewähren, so werden sie doch bei wachsender bewußter Intelligenz eine nach der andern unhaltbar und zerstört, und die Summe des Glückes also um eben so viel vermindert. Und dies findet natürlich auf alle Zukunft Anwendung.

Allein schon hierbei übersieht Herr von Hartmann sehr Wesentliches. Die fortschreitende Intelligenz, die wir mit der Zunahme im Lebensalter unseres Planeten und seiner Bewohner erwarten dürfen, steht ja allerdings in einem gewissen Gegensatze zu den **Gegenständen**, an denen Illusionen gern haften, insofern nämlich fortschreitende Erkenntniß manche Annahme beseitigt, welche, wenn fest geglaubt und für thatsächlich wahr gehalten, eine täuschende Befriedigung gewährt. Ein nahe liegendes Beispiel bietet der Unsterblichkeitsglaube. Sollte es — wir setzen nur den hypothetischen Fall — z. B. in der Bestimmung der Menschheit gelegen sein, diesen Glauben durch die Zunahme der bewußten Intelligenz allmählich einzubüßen, so wäre die Menschheit in Folge dieser letzteren also um eine Illusion ärmer geworden, welche, so lange sie bestand, Unzähligen Tröstung und Hoffnung spendete und also ein reales Glücksgefühl erschuf.

Allein das Verhältniß steht doch nicht so einfach, daß mit Steigerung der bewußten Intelligenz eine Illusion nach

der andern aus dem Leben der Menschheit verschwinden könnte, bis sie dem unerbittlichen Geschicke dieses unbarmherzigen Fortschrittes sämmtlich erlagen. Sollte eine solche Entwickelung als möglich gedacht werden — wie Herr von Hartmann dies thut —, so müßte man von der Annahme auszugehen haben, daß die Zunahme der Intelligenz gleichzeitig die Quellen der Illusion im Individuum eine nach der andern verstopfte und austrocknete. Allein wie sollte das wohl möglich sein? Illusionen finden wir vor Allem da, wo der Mensch eine Disposition bewährt, das zu Erwartende über seinen durchschnittlichen Werth zu veranschlagen, und diese Disposition wiederum, die Grundbedingung aller Illusionen, knüpft an drei Momente, Alter, Geschlecht und Temperament an. Die Jugend bewährt sie mehr als das Alter, das weibliche Geschlecht im Durchschnitte mehr als das männliche, und das sanguinische Temperament mehr als das phlegmatische. So lange die fortschreitende Intelligenz nicht an diese Grundverhältnisse im Leben der Menschheit rüttelt, kann sie daher durchaus nicht verhindern, daß Illusionen bestehen und mit Schwärmerei gehegt und gepflegt werden.

Und auch das quantitative Verhältniß kann sich dabei gar nicht im Wesentlichen erheblich ändern. Sanguinisch beanlagte Leute werden sich nie ihr besonderes Vorrecht nehmen lassen, von der nächsten Zeit, von dem Ausgange dieses oder jenes sie nahe betreffenden Verhältnisses, von persönlichen Beziehungen sich mehr zu versprechen, als eine vorsichtige Erwägung gestattet, und in noch höherem Maße gilt dies für die Jugend und mit einigen Einschränkungen auch für die weibliche Gemüthsanlage.

Alle diese wesentlichen Verhältnisse bleiben von Herrn von Hartmann unberücksichtigt. Er versteigt sich zwar nicht

zu dem monströsen Ausspruche, daß die Steigerung der bewußten Intelligenz Lebensalter, Temperament und Geschlecht allmählich in ihr Gegentheil verkehren müßten, allein diese Ungeheuerlichkeit liegt einbedungen in seiner Deduction, und ohne dieselbe fehlt dieser wieder der logische Schluß. Die Untersuchung, wie weit unsere Lustgefühle auf Illusionen beruhen, ist daher im Grunde unnütz, wenigstens soweit dadurch die Frage nach dem Ueberwiegen der Lust oder Unlust zur Entscheidung gebracht werden soll — sie ist ohne alle Bedeutung für die Gegenwart, was Herr von Hartmann selbst anerkennt, da er die auf Illusion ruhende Lust als reale Lust ebenfalls veranschlagt, und entscheidet nichts für die Zukunft, da, wie eben gezeigt, die wachsende bewußte Intelligenz die im Individuum stetig weiter fortwirkenden Motive der Illusionsbildung aufzuheben nicht geeignet ist.

Allein sehen wir weiter, wie Herr von Hartmann der Aufgabe, die er sich gestellt, zu entsprechen sucht. Das Unterfangen, die gesammte Lust, resp. Unlust, die auf unserer Erde, wenn auch nur nach ihren gegenwärtigen Verhältnissen betrachtet, waltet, abzuschätzen und auch nur annäherungsweise zu bestimmen, ist ein so außerordentlich umfangreiches, ja wir dürfen sagen: gigantisches, daß es von vornherein die Spannung des Denkers erregt. Welche Methode könnte wohl vorgeschlagen werden, um einen durchgreifenden Maßstab zu liefern, da es doch jedenfalls unmöglich ist, die Summe algebraisch zu finden, d. h. die Menschheit etwa in größere Gruppen nach gewissen Momenten eines innerlichen Zusammenhanges (Nation, Alter, Geschlecht, Berufsart u. s. w.) zu theilen und die in jeder Gruppe durchschnittlich zu veranschlagenden Lustquantitäten durch Summirung zu einem allgemeinen Durchschnittswerthe, der für das Ganze der Menschheit Gültigkeit hätte,

zu erheben? Die Unmöglichkeit dieser Lösung braucht nicht erst bewiesen zu werden; jeder praktische Versuch, eine solche Gruppirung vorzunehmen, erweist sich bei näherer Ueberlegung sofort als undurchführbar. Der Mensch ist für das Individuellste, was es überhaupt giebt, für Lust und Schmerz, gerade Individuum genug, um jedes Zusammenfassen zu größeren Zusammengehörigkeiten zu vereiteln. Schon eine der kleinsten und zusammengehörigsten Gruppen, ein enger Familienkreis, läßt sich in Bezug auf Lust und Unlust der ihm Angehörigen nicht einheitlich behandeln, geschweige denn, daß sich größere Gruppenbildungen vornehmen ließen, die eine wirkliche thatsächliche Unterlage für eine derartige Berechnung darböten.

Herr von Hartmann hat denn auch einen andern Weg eingeschlagen. Einerseits führt er vier Momente auf, welche seiner Ansicht nach ganz im Allgemeinen zu Gunsten eines Ueberwiegens der Unlust sprechen. Wir werden sogleich sehen, worin diese Momente von ihm gesetzt werden. Andererseits untersucht er diejenigen Zustände, resp. Lebensbeschaffenheiten, welche hauptsächlich als Quellen der Lust im Menschenleben angesehen werden, und er unternimmt, sie nach ihrem wahren Werthe zu bestimmen, d. h. die Lust, welche sie im günstigsten Falle schaffen können, gegen die Unlust, welche nothwendig in ihrem Gefolge ist, abzuwägen. Hierbei wird der Gesundheit, der Jugend und der Freiheit das Zeugniß ausgestellt, daß sie „nicht ohne Grund als höchste Güter des Lebens in Anspruch genommen würden“, und in Bezug auf sie wird man also vor allen Dingen den genauen Nachweis erwarten dürfen, daß sie dieses Prädicat nicht verdienen, daß dasselbe ihnen gegen Verdienst und Würde ertheilt worden ist.

Was jene vorher erwähnten Momente betrifft, so bestehen sie in Folgendem:

a. Die Nervenermüdung, welche das Widerstreben gegen die Unlust vermehrt, das Bestreben, die Lust festzuhalten, dagegen vermindert, gewährt also nach der Seite der Unlust immer einen Zuschuß, macht aber nach der Seite der Lust immer einen Abzug.

b. Die Lust, welche durch Aufhören oder Nachlassen einer Unlust entsteht, wiegt diese nicht im entferntesten auf, und von dieser Art ist der größte Theil der bestehenden Lust.

c. Die Unlust erzwingt sich das Bewußtsein, die Lust nicht. Sie muß gleichsam vom Bewußtsein entdeckt werden und geht daher sehr oft dem Bewußtsein verloren.

d. Die Befriedigung ist kurz und verklingt schnell, die Unlust dauert, soweit sie nicht durch Hoffnung limitirt wird, so lange, wie das Begehren ohne Befriedigung besteht (und wann bestände ein solches nicht?).

Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß die vorstehend aufgeführten Momente, selbst wenn wir ihre Wichtigkeit durchweg anzuerkennen hätten, kein eigentlich entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen könnten, weil sie keine bestimmten Größen- und Quantitätenverhältnisse repräsentiren. Wenn es beispielsweise heißt, daß die eintretende Nervenermüdung das Widerstreben gegen die Unlust vermehrt, das Bestreben, die Lust festzuhalten, dagegen vermindert, und also dadurch ein Verhältniß entsteht, welches nach der Seite der Unlust immer einen Zuschuß gewährt, nach der Seite der Lust dagegen einen Abzug macht, so drückt dies doch nur gänzlich unbestimmte Werthe aus. Wir vermögen nicht anzugeben — und auch Herr von Hartmann kann uns darin keinen Beistand leisten —, wie viel der Zuschuß, resp. der Abzug ausmacht, wie hoch wir Beide in Rechnung zu stellen haben. Das Aeußerste, was wir anzuerkennen hätten, wäre also nur, daß

sich gewisse Momente geltend machen ließen, welche bei einem Abwiegen der Lust gegen die Unlust dieser gutgeschrieben werden müssen, ohne daß daraus erhellen könnte, ob sie dieser ein entscheidendes Uebergewicht ertheilten.

Auch Herr von Hartmann macht übrigens das Angeführte in keinem andern Sinne geltend, als daß es zu Gunsten der Unlust spreche. Wir wollen daher bei dem insofern wenig belangreichen Charakter der angeführten Momente nur kurz erwähnen, was mit Leichtigkeit gegen sie angeführt werden kann.

Die Nervenermüdung vermehrt nicht blos die Unlust und vermindert nicht nur die Lust, sondern sie vermindert auch wieder, von einer andern Seite betrachtet, die Unlust, indem sie den Schmerz abstumpft. Dies Moment, welches sehr nahe liegt (auch M. Carrière weist in einem Aufsatze: „Die Noth des Lebens, das Weltleid und seine Ueberwindung" [Gegenwart 1874, Nr. 49] ausdrücklich darauf hin), ist von Herrn von Hartmann gänzlich außer Acht gelassen worden.

Ferner: bei der Gegenüberstellung der kurzen Dauer, des schnellen Verklingens der Lust und der anhaltenden Dauer der Unlust ist ganz unberücksichtigt geblieben, daß es ein Gefühl der Vorfreude giebt, welches eintritt, sobald einem lebhaften Begehren die Befriedigung verheißen ist. Diese Vorfreude verkürzt die Unlust, da der Mensch mittels derselben schon im Voraus, ehe sie noch thatsächlich eingetreten ist, die Befriedigung seines Begehrens durchzukosten vermag, und sie verlängert aus demselben Grunde die Lust, welche sie früher beginnen läßt, als es sonst möglich wäre.

Dies ist gerade bei der Hartmann'schen Theorie über Lust oder Unlust wohl zu berücksichtigen, da Herr von Hartmann die von uns hier nicht weiter zu erörternde, übrigens unseres Erachtens ebenfalls unstichhaltige Meinung vertritt, daß der

größte Theil der bestehenden Lust durch Aufhören oder Nachlassen einer Unlust entstehe und diese (die Unlust) nicht im Entferntesten aufwiege. Soll diese Annahme gelten, so ist das Moment der Vorfreude um so mehr ins Auge zu fassen, da durch diese die Unlust (das Begehren ohne Befriedigung) verkürzt, und also „der größte Theil der bestehenden Lust" vermehrt wird. Dies fände denn auch auf das sub b. Gesagte Anwendung.

Diese Ausstellungen mögen genügen. Sie zeigen für unsern Zweck hinlänglich, daß die von Herrn von Hartmann zu Gunsten eines Ueberwiegens der Unlust geltend gemachten Momente nur flüchtig aufgefaßt und erwogen sind und bei näherem Zusehen wieder erheblich eingeschränkt werden müßten.

Aber wenden wir uns zu der Hauptsache, zu dem Nachweise, daß es auch mit Gesundheit, Jugend und Freiheit im Grunde nicht viel auf sich hat, daß ihre Veranschlagung als höchste Güter des Lebens nur eine völlig relative Bedeutung besitzt, nämlich nur die, daß daraus hervorgeht, wie mißlich es erst mit allen anderen positiven Gütern und positivem Glücke bestellt ist, wenn selbst jenen Gütern, die mit Recht den Vorrang genießen, gleichwohl keine wahrhafte innere Berechtigung zuerkannt werden darf.

Daß dem wirklich so ist, beweist Herr von Hartmann eins, zwei, drei mit einer Geschwindigkeit, die denjenigen frappiren muß, der sich auch nur einen Augenblick überlegt hat, was Gesundheit, Jugend und Freiheit an Bedeutung für das Menschenleben, an anthropologischem Materiale umschließen; — kaum daß sich ihm ein zweites vergleichend an die Seite setzen läßt.

Also: die genannten Güter, argumentirt Herr von Hartmann, stellen während ihres ungestörten Bestandes (d. h. wenn

sie nicht durch Uebergang aus den ihnen entgegengesetzten Unlustzuständen soeben erst entstanden sind) nur den Nullpunkt der Empfindung dar, nur den Bauhorizont, auf dem die erst zu erwartenden Genüsse des Lebens errichtet werden sollen. Sie haben also den rein privativen Charakter, den Leibnitz dem Uebel zuschreiben wollte, sie sind die Privation von Alter, Krankheit, Knechtschaft, Noth, und ihrer Natur nach unfähig, eine Lust zu erzeugen, es sei denn durch Nachlassen einer vorangehenden Unlust, und sollte diese auch nur als Furcht oder Sorge in der Vorstellung bestehen. Es ist aber ohne Weiteres einleuchtend, wie mißlich es mit allen anderen positiven Glücksgütern bestellt ist, wenn man ihnen die privativen, d. h. in bloßer Freiheit von Schmerz bestehenden mit Recht voransetzen darf. Denn die Freiheit von Schmerz bietet doch nicht mehr als das Nichtsein.

So die Behauptung, und nun der Beweis. Herr von Hartmann scheint gar nicht zu verstehen, wie man da erst lange nach Beweisen fragen könne. Ihm scheint Alles von selbst einleuchtend. So bei der Gesundheit. Niemand fühlt ja ein Glied, als wenn es krank ist, nur der Nervenkranke fühlt, daß er Nerven hat, nur der Augenkranke, daß er Augen hat, der Gesunde nimmt nur durch Gefühls- und Tastsinn wahr, daß er einen Leib hat. Ebenso bei der Freiheit. Niemand fühlt, wenn er seine Handlungen selbst bestimmt, denn das ist der selbstverständliche, natürliche Zustand: jeden Zwang von außen aber empfindet er schmerzlich als eine Verletzung des ersten ursprünglichen Naturrechtes, das er mit jedem Thiere, jeder Atomkraft theilt. Und schließlich die Jugend. Sie besitzt zwar allein die volle Genußfähigkeit, aber auch diese ist nur Möglichkeit (nicht Wirklichkeit) des Genusses. Was nützen mir z. B. die besten Zähne, wenn ich nichts zu beißen habe?

Wie, Herr von Hartmann; ist dies Alles Ihre wirkliche, wohlerwogene Meinung? Sie sind doch selbst jung gewesen und haben andere junge Wesen, sowohl Menschen wie Thiere, beobachtet. Sehen Sie sich eine junge Lämmerheerde an. Es ist eines der reizendsten Schauspiele, wenn die kaum einige Wochen alten Thierchen in den ausgelassensten Sprüngen über grüne Matten dahin jagen, wenn sie truppweise hinter einander hüpfen und sich miteinander belustigen. Dieselben Beobachtungen können wir ja bei den meisten anderen Thiergeschlechtern machen; und bieten wir, wir Menschen, denn etwa ein anderes Schauspiel dar? Was läßt unsere Kinder denn springen, singen, jubiliren, sobald sie die Nöthe der ersten Entwickelungsjahre überwunden haben, was steckt sie mit einem so unauslöschlichen Frohsinn an, daß ihnen — den ernsten älteren Menschen oft zum Verdrusse — Alles Stoff zur Heiterkeit und zum Lachen darbietet? Was Anderes als die Jugendlichkeit selbst, die als solche — als Zustand organischer Frische und Entwickelungsdranges — als Daseinsgenuß empfunden und jubelnd bethätigt wird.

Und ist es mit der Gesundheit überhaupt anders bestellt? Wie, volle Gesundheit, die also doch zugleich eine bestimmte Kraftfülle einschließt, würde vom Menschen nicht zugleich direct als Lust empfunden? Wenn auch nur der Nervenkranke unmittelbar seine Nerven fühlt, ist das ein Beweis dagegen, daß der Nervengesunde, der gesunde Mensch überhaupt, das Wohlgefühl seiner gesunden Leiblichkeit als Daseinsbehagen genießt? Die einfachste Thatsache des sinnlichen Bewußtseins, daß das ungestörte Zusammenwirken einer normal beschaffenen Organenreihe in Production und Consumtion den Menschen als denjenigen, in und an dem sich dies Zusammenwirken vollzieht, „gut aufgelegt" sein läßt und aus sich selbst heraus eine Lust

erzeugt, — diese einfachste Thatsache ist Ihrem philosophischen Denken entschwunden?

Herr von Hartmann bemerkt von der Jugend: sie allein besitze allerdings volle Genußfähigkeit, aber auch diese sei doch nur immer Möglichkeit, nicht Wirklichkeit des Genusses. Ja, freilich für die leidige abstracte Behandlung, der er sein Thema unterwirft, und bei der ihm aller anthropologische Zusammenhang verloren geht, ist das so. Aber wenn ich nicht die Genußfähigkeit allein als Object meiner Betrachtung fixire, sondern den jungen und deshalb genußfähigen Menschen ins Auge fasse, so bemerke ich alsbald, daß es mit der Genußfähigkeit allein nicht abgethan ist, sondern daß mit ihr für den Menschen noch etwas Anderes verbunden ist, nämlich das Gefühl derselben, und dies Gefühl der Genußfähigkeit ist selbst Genuß. Gerade die Möglichkeit des Genusses, der, als einem Unwirklichen, Herr von Hartmann die Wirklichkeit desselben entgegensetzt, ist, ins Bewußtsein verlegt und im Zusammenhange mit demselben betrachtet, wirklicher Genuß.

Herr von Hartmann wird mir vielleicht entgegenhalten, daß es sich dabei nur um ein Vor- oder Nachschmecken zu erwartender oder gehabter Genüsse handele. Selbst wenn dem so wäre, so bliebe gleichwohl dieser Vor- oder Nachgeschmack immer als ein wirklicher Genuß zu veranschlagen und abgesondert zu behandeln von dem concreten Genusse, den Herr von Hartmann ins Auge faßt und lediglich als solchen im Momente des Genießens gelten läßt. Aber was hier zu betonen ist, hat doch noch einen weiteren Umkreis, es bezieht sich auf das Gefühl der Genußfähigkeit ganz im Allgemeinen, welches als solches und ohne sich noch an bestimmte Genüsse in Gedanken anzulehnen und diese im Voraus oder nachträg-

lich durchzukosten, lediglich durch den unbestimmten Hinweis auf Paradiese, die vor uns liegen, die Seele mit Wonneschauern erfüllt. Wer, der jemals jung gewesen, wüßte nicht, daß für ihn schon die Genußahnung Genuß, wirklicher, positiver Genuß war?

Von der Freiheit heißt es bei Herrn von Hartmann, daß sie, d. h. der Zustand, in dem Jemand seine Handlungen selbst bestimmt, der selbstverständliche, natürliche Zustand sei und daher vom Menschen auch gar nicht gefühlt werde, nur der Zwang von außen werde schmerzlich empfunden u. s. w.

Wir lassen diese Definition der Freiheit, so hohl sie ist, gelten und fragen nur, wieso denn dies „der selbstverständliche, natürliche Zustand" des Menschen sei? Doch wohl höchstens in der Theorie eines „ursprünglichen Naturrechtes"? In der Praxis des Lebens, die für das Fühlen des Menschen die entscheidende Bedeutung hat, gestaltet sich Alles völlig anders. In der Praxis des Lebens sehen wir erst das Kind im Hause, dann den Schuljungen zu allen möglichen Dingen „angehalten werden", der „schmerzliche Zwang von außen" begleitet ihn dann weiter in die Lehrlingszeit hinein; selbst wenn er Gehülfe oder Commis geworden, kann er ihm nicht entgehen. In den meisten Fällen vergeht die Hälfte des Lebens, bis er in den Genuß „des ursprünglichen Naturrechtes" tritt, „das er mit jeder Atomkraft theilt". Wenn Jemand nach so langer Prüfungszeit alsdann endlich „sein eigener Herr" geworden, d. h. in den Zustand der Selbstbestimmung, des mangelnden Zwanges von außen eingetreten ist, den Herr von Hartmann als „Freiheit" bezeichnet, so bereitet ihm dies langsam erworbene Freisein unzweifelhaft eine dauernde Befriedigung, eine anhaltende Lust. Diese ist zeitlich nicht darauf einzuschränken, wie Herr von Hartmann es formulirt,

daß sie durch Uebergang aus dem entgegengesetzten Unlustzustande soeben erst entstanden sei, sondern sie wird oder kann wenigstens anhaltend während ihres späteren ungestörten Bestandes als Lust empfunden werden. Der Mensch braucht nur einen Blick auf die hinter ihm liegende Lebenszeit seiner Unfreiheit zu werfen, er braucht nur einen vergleichenden Blick auf unzählige Menschen zu richten, die weniger als er ihr eigener Herr geworden sind, so wird er die eigene zwanglose Lage immer erneuert als Wohlthat und Quelle des Behagens empfinden. Sie wird ihm also eine dauernde und nicht etwa nur auf die kurze Zeit, wo der Unfreie soeben erst frei geworden, beschränkte Lust gewähren.

Wie entsetzlich Herr von Hartmann mit den thätsächlichen Verhältnissen des Lebens gerade in ihren wichtigsten anthropologischen Beziehungen umspringt, dafür zeugt u. A. auch noch die folgende Anmerkung über die Arbeit. Die gewöhnlichste Erfüllung des Lebens, sagt Herr von Hartmann ungefähr, ist die Arbeit. Es kann kein Zweifel obwalten, daß die Arbeit für den, der arbeiten muß, ein Uebel ist, denn Niemand arbeitet, der nicht muß, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln auf sich nähme, sei nun das größere Uebel die Noth, die Qual des Ehrgeizes oder auch blos die Langeweile. Das Wechselspiel von Muße und Arbeit im Leben kommt darauf hinaus, daß der Kranke sich im Bette wendet, um aus seiner unbequemen Lage herauszukommen, bald findet er die neue Lage eben so unbequem und wendet sich wieder zurück.

Man ist beinahe versucht, eine derartige Auseinandersetzung für Scherz zu halten, aber bei Herrn von Hartmann ist das Alles bitterer Ernst. Ueberlegen wir uns also, was er sagt. Es arbeitet Niemand, der nicht muß, und die Ar-

beit ist für den, der arbeiten muß, ein Uebel, folglich ist die Arbeit, ganz allgemein genommen, überhaupt ein Uebel. Wie sucht Herr von Hartmann dies plausibel zu machen? Er stützt sich darauf, daß für den, der nicht arbeitet, Uebles entsteht, nämlich entweder Noth oder Langeweile, oder Qual des Ehrgeizes, und er schließt daraus, daß der Mensch, nur um diesen Uebeln zu entfliehen, die Arbeit als das geringere Uebel wähle. Mit demselben Rechte und derselben Logik könnte man folgenden Schluß machen: es schläft Niemand, der nicht schlafen muß. Wer nicht schläft, für den entsteht die Qual der Müdigkeit. Nur um der Müdigkeit zu entfliehen, übergiebt der Mensch sich dem Schlafe. Folglich ist der Schlaf für den Menschen ein Uebel. Aber, Herr von Hartmann, das Schlafen, welches lediglich das Ausruhen von der Arbeit ist, so gut wie das Arbeiten, welches lediglich das lebendig erfüllte Wachen ist, sind einfach Functionen des Lebensprocesses, unvermeidlich nothwendig und das Leben erhaltend wie jede andere derartige Function, wie das Athmen zum Beispiel.

Heißt es nicht jede Spur vernünftigen Denkens aufgeben, wenn man dasjenige, was das Leben erhält, für denjenigen, der im Leben steht, ein Uebel nennt? Und müßte nicht diese einfache Erwägung schon von vornherein die Unmöglichkeit einleuchtend erscheinen lassen, daß die Arbeit ein Uebel für den Menschen sein könne, — die Arbeit, die von ihrer individuellen, wünschenswerthen oder unerwünschten, geeigneten oder ungeeigneten Beschaffenheit abgesehen, im Allgemeinen doch lediglich die Bedeutung hat, daß sie eine Bethätigung des mit dem Leben gesetzten Kraftvermögens, Lebens-Aeußerung selbst ist. Das Leben äußert sich nothwendig, sonst verwandelt es sich eben in seinen Gegensatz, den Tod, der Mensch arbeitet also auch nothwendig, wenn auch in den

verschiedenartigsten Abstufungen. Erscheint dem ernsthaften, emsig beflissenen Arbeiter manches Thun eines Andern zu geringfügig, um darin eine Arbeit anzuerkennen, so ist von diesen subjectiven Taxationen hier natürlich abzusehen, und als Arbeit anzuerkennen ist seinem allgemeinsten Sinne nach jede Bethätigung des Menschen, jedes Hinausgehen aus ruhender Passivität. Auch Herr von Hartmann hat die Arbeit nicht etwa in einem bestimmten engeren Sinne formulirt, was übrigens auch ganz unmöglich ist, sondern er spricht nur ganz im Allgemeinen von Arbeit. Er kann dieselbe also auch in keinem andern Sinne als dem hier bezeichneten meinen. Nehmen wir aber die Arbeit in dieser nothwendigen Auffassung als Lebensäußerung, als Bethätigung der Lebenskraft, so ergiebt sich auch sofort, wie vollkommen falsch es ist, wenn Herr von Hartmann davon ausgeht: es könne kein Zweifel obwalten, daß die Arbeit für den, der arbeiten müsse, ein Uebel sei. Vielmehr ist dem entgegen daran festzuhalten, daß kein Muß des Menschen ein Uebel für denselben ist oder enthalten kann, sobald dasselbe nur den Ausdruck einer durch das Leben selbst gesetzten Lebensnothwendigkeit bildet.

Wir beendigen mit dieser Untersuchung den Nachweis, daß es der Hartmann'schen „gewissenhaften Erwägung" und Beantwortung der Frage: „ob das Sein oder Nichtsein dieser Welt den Vorzug verdiene, d. h. ob Lust oder Leid in ihr überwiege", an den allerersten Voraussetzungen logischen Denkens, zusammenhängender Beweisführung und gründlicher Erwägung vollständig gebricht. Wir könnten diesen Nachweis noch sehr viel weiter fortsetzen, indem wir Herrn von Hartmann auf seiner ganzen Expedition durch das Gebiet der Illusionen begleiteten, aber für unsern Zweck würde dies

überflüssig sein: nachdem sich ergeben, daß die Berechnung der höchsten Güter des Lebens: Gesundheit, Jugend, Freiheit, auf gänzlich falschen Voraussetzungen beruht, kann die Berechnung der geringeren Lebensgüter nur geringes Interesse einflößen. Eine Ausnahme könnte nur etwa noch das Kapitel der Liebe beanspruchen, — die Widerlegung der Hartmann'schen Ausführungen in Betreff dieses großen Gebietes würde aber die Grenzen dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten, und wir müssen unsere Leser in dieser Hinsicht auf das von uns in der „Psychologie der Liebe" Dargelegte verweisen.

Nur eine Frage soll uns zum Schlusse noch beschäftigen, ob denn die Untersuchung, die Herr von Hartmann sich vorgesetzt hatte, überhaupt eine durchführbare war. Herr von Hartmann hatte sich die Aufgabe gestellt: „im Leben des Individuums nachzuforschen, ob die Summe der Lust oder Unlust überwiegt, und ob in dem Individuum als solchem die Bedingungen gegeben sind, um unter den denkbarst günstigsten Umständen in seinem Leben einen Ueberschuß der Lust über die Unlust zu erreichen." — Durfte er als Denker sich eine solche Aufgabe stellen? Die gigantische Natur derselben haben wir schon anerkannt; aber es frägt sich, ob sie überhaupt rationell war.

Ein fernes Ziel aufs Korn zu nehmen zeugt zwar von Unternehmungslust und Selbstvertrauen, aber von Einsicht doch nur, wenn dasselbe noch innerhalb der Schußweite der von mir gehandhabten Waffe liegt. Das Denken darf sich doch nur mit etwas, was gedacht werden, das Erkennen nur mit etwas, was erkannt werden kann, beschäftigen. Nun, das Problem, welches Herr von Hartmann bewältigen zu können gemeint, entbehrt meines Erachtens dieser ersten, unent-

behrlichsten Voraussetzung. Es ist überhaupt kein Stoff für das Denken, so wenig wie es, wie ich an einer andern Stelle nachgewiesen, das „Ding an sich“ ist, so viel sich auch die Philosophie damit beschäftigt hat. Nachforschen, ob die Lust oder die Unlust überwiegt, die Lust oder die Unlust also überhaupt wägen wollen, ist deshalb etwas völlig Irrationelles, weil Lust, Genuß, Unlust, Schmerz absolut unwägbare Größen sind, Imponderabilien gewissermaßen, die sich jedem Versuche, sie zu wägen, sie wägbar zu machen, versagen.

Schon der einzelne Mensch kann unmöglich eine algebraische Summe seiner Lust u. s. w. ziehen, weil die Lust- u. s. w. Gefühle sich jeden Augenblick verändern und ihrem Werthe nach der subjectivsten Schätzung des Momentes angehören. Auf irgend einem Standpunkte stehend, irgend einer Daseinsstufe angehörig, müssen wir uns doch den Menschen denken, dem wir die Aufgabe, die Momente der Lust u. s. w. zu veranschlagen, zudictiren, keine Altersstufe besitzt aber Competenz und Fähigkeit, die vor oder hinter ihm liegende Stufe zu veranschlagen. Dem Mannesalter sind die Freuden der Kindheit schaal geworden, während die Freuden des höheren Alters ihm noch unverständlicher sind. Jedes Lebensalter kann nur für sich einstehen, nur für sich selbst, für kleinere Zeiträume eine approximative, schwankende und unsichere Schätzung entwerfen.

Gilt dies schon für jeden Einzelnen, findet schon jeder Einzelne es unmöglich, sein eigen Lust und Leid quantitativ zu bestimmen, weil der Gradmesser in seiner Hand einem fortwährenden Schwanken unterworfen ist, um wie vieles unmöglicher — wenn wir von gesteigerten Unmöglichkeiten reden dürfen — gestaltet sich noch die Aufgabe, wenn es gilt, die Lust eines Andern zu bestimmen. Welche Rechnungen

kommen dabei zum Vorschein! Herr von Hartmann untersucht beispielsweise das Kapitel der Kunstgenüsse und findet, daß die mit Concertsälen, Garderoben u. s. w. verbundenen mannigfachen Nachtheile den Genuß fast vernichten. Unzählige Personen werden ihm aber erwiedern, daß das auf sie keine Anwendung findet, und daß sie diese Nachtheile gegenüber den Genüssen für sehr gering anschlagen oder gar nicht gewahr werden. Und wie in diesem Falle, so in jedem beliebigen anderen.

Kurz, von welcher Seite wir auch das aufgestellte Problem betrachten mögen, es ergiebt sich, daß es gar kein Problem ist, gar kein ernsthafter Vorwurf für die Naturforschung auf geistigem Gebiete in ihm enthalten ist. Und eben aus diesem Grunde sinkt es in der theoretischen Behandlung zur müßigen, spintisirenden Spielerei herab. Denn nichts verfällt sicherer diesem Schicksal als das, was ohne innern ernsten Gehalt ernsthaft behandelt wird.

Die Hartmann'sche Untersuchung über die Frage, ob die Welt als Ganzes glückselig oder elend sei, und wie sich demnach ihre Zukunftsaussichten gestalten, gehört, wie meistens angenommen wird, zu den gelesensten Kapiteln in dem viel gelesenen Buche. Vielleicht hängt diese Thatsache, die, wenn auch nicht unbedingt für den Werth, doch jedenfalls für die Anziehungskraft desselben spricht, mit der in der Masse der Menschheit unvertilgbaren Neigung zusammen, sich die Geheimnisse der Zukunft entschleiern zu lassen, etwas vom Ende aller Dinge zu erfahren. „Wahrsagen" läßt sich auf die verschiedenste Weise, aus den Linien der Hand und aus Träumen, aus wirklichem und aus philosophischem Kaffeesatz. Immer wird der Wahrsager ein großes, ja häufig ein sehr vornehmes, wenn auch meistens nicht sehr urtheilfähiges

Publikum um sich versammeln. Derartiges behält einen harmlosen Charakter, so lange es nicht allzu geräuschvoll auftritt. Aber die ruhige Ueberlegung des simplen Menschenverstandes ist gewiß eben so berechtigt wie berufen, Verwahrung dagegen einzulegen, wenn solche Phantasien über die nothwendige Entwickelung der Menschheit sich mit wissenschaftlicher Systematik umgeben und keinen geringeren Anspruch erheben, als „speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode" darzustellen.

XII.

Aus vergangener Zeit.

„Da war der Fuks, ein blinder Heid,
Und persönlicher Feind des Jehova,
Glaubt nur an Hegel und etwa noch
An die Venus des Canova.“

Diese Zeilen aus Heine's ungezogenem Lied: „Deutschland. Ein Wintermärchen“ flüsterte mir ein Freund ins Ohr, als ich eines Abends im Jahre 1851 vor dem Cursaal in der kleinen mecklenburgischen Wasseranstalt Stuer, einer lieblich am Plauen'schen See zwischen Buchenwaldungen und belaubten Hügelketten gelegenen norddeutschen Idylle, auf- und abschlenderte. Er warf dabei einen verstohlenen Blick auf einen Herrn, der sich in einiger Entfernung von uns mit einem Hunde vergnügte. Der Hund, ein zottelhaariges, schwarzlockiges Thierchen, pflegte die Steine, die ihm sein Herr hinwarf, mit seiner Nase vor sich hinzuschieben und zwar bergauf, wobei er das Experiment des Sisyphus mit ebenso viel Ausdauer wie jener und dem gleichen Mißgeschick unermüdlich wiederholte. Dieser Anblick schien die Heiterkeit des Herrn, der das Spiel immer von neuem wiederholte, und den Hund mit lebhaften Zurufen: „Mylord, Mylord“ anfeuerte, in hohem Grade zu erregen, und man muß gestehen, daß dasselbe einer gewissen unwillkürlichen Komik nicht entbehrte, die durch das freiwillig-

eifervolle Bestreben des Hundes, ein unmögliches Problem zu lösen, noch vermehrt wurde. Wir waren näher getreten, weniger, um das kleine Schauspiel besser zu beobachten, als weil meine Neugier durch das Citat meines Freundes einigermaßen erregt worden war. Ich richtete mein Augenmerk auf die Person, die durch Heine das Anrecht auf poetische Unsterblichkeit erworben hatte. Es war ein Mann im besten Lebensalter, vielleicht Mitte oder Ausgang der vierziger Jahre, von untersetzter, kräftiger Statur, aber von schlaffen Gesichtszügen und einer gewissen Wirrheit des Blickes, die ihn trotz der augenblicklichen aufgeräumten Heiterkeit seines Wesens nicht verließ und die dem Beobachter unangenehm auffiel. Sein Anzug war, ohne modisch zu sein, von gutem Stoff und Schnitt, aber unordentlich getragen und ungebürstet. Als er sich zum Gehen anschickte, glaubte ich zu bemerken, daß er seinen einen Fuß schleifend nachzog. In der einen Hand hatte er einen Stock, in der andern ein auffallend reich eingebundenes Buch, welches er unter den Arm nahm, als er, jetzt seinen Abendspaziergang fortsetzend, längs dem Gestade des Sees hinschreitend, zwischen den Büschen verschwand. Mein Freund stand eben im Begriff, mir die Bedeutung dieses Buches auseinanderzusetzen, in welchem Dr. Fuks im Gegensatz zu dem „Archiv des Satans", wie er die Bibel nannte, das Evangelium der neuen Zeit verehrte, als sich ein Curgast zu uns gesellte, dessen Bekanntschaft ich am Tage vorher gemacht hatte und der einen schon äußerlich scharf ausgeprägten Gegensatz zu Fuks bildete. Dieser vernachlässigt, verlebt, nichtsachtend, mit einem Anstrich sorgenlosen Proletarierthums, jener ein noch junger Mann von ernstem Gesichtsausdruck und der Vornehmheit überlegener geistiger Kraft. Es war Theodor Althaus, der sich in den vorhergegangenen Jahren ebenso als politischer Schriftsteller

und Journalist, wie durch gedankenreiche Gedichte von seltener Formvollendung rühmlich hervorgethan hatte.

Wer den leider zu früh verstorbenen Theodor Althaus kürzere oder längere Zeit gesehen hat, wird ihn nicht leicht vergessen haben. Sein äußeres Auftreten war häufig durch eine gewisse Bizarrerie charakterisirt. Ein vollkommen naives Uebersehen aller üblichen Rücksichten der Etiquette, verbunden mit einer durch nichts zu beirrenden Würde in Haltung und Geberde, machte, daß man unwillkürlich über ihn lächeln mußte. Es konnte ihm begegnen, daß er, im eifrigsten Gespräch mit einer Dame begriffen, sich plötzlich unterbrach, um einen Stuhl zu holen, dann aber selbst auf demselben Platz nahm, während er die Theilnehmerin an seiner Unterhaltung achtlos und arglos vor sich stehen ließ. Derartiges geschah aus reiner Zerstreutheit. Althaus war viel zu human und viel zu feinsinnig, um jemals unhöflich zu sein, aber er war auch durch die ganze Richtung seines hochstrebenden Geistes seiner nächsten Umgebung meistens zu sehr entrückt, um die Umstände zu beobachten, welche ein an sich gleichgültiges Thun höflich oder unhöflich erscheinen lassen. Ein eigenthümlicher Zauber des Imposanten lag trotz der mancherlei Unbeholfenheiten, die ihm im geselligen Verkehr anhafteten, über seinem Wesen ausgebreitet. Wer ihn in einer Debatte über religiöse oder philosophische Fragen mit spielender Leichtigkeit die schwierigsten Beziehungen entwirren, den entscheidenden Punkt hervorheben, den Gegner entwaffnen sah, wußte sofort, daß er es mit einem reich und umfassend gebildeten Geiste, dem es auch an der Grazie des scherzenden Humors nicht fehlte, zu thun hatte, aber gleichwohl lag der Eindruck seiner Persönlichkeit in einer ganz andern

Richtung, mehr in der Sphäre des Charakters als in der intellectuellen Begabung, mehr auf dem Gebiet des sittlichen Wollens als des gelehrten Wissens und Könnens. Und zwar bildete das sittliche Wollen in diesem Falle den schärfsten Gegensatz zu dem Spruch: Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt mir. Bei Althaus war dies das Große und Seltene: daß innerstes Sein und Wollen einerseits und Wollen und Vollbringen andererseits sich deckten. Das Wollen stand nicht da, ein schwankender Baum in gelockertem Boden, der Stütze bedürftig und der steten wachsamen Pflege, um es vor geilen Trieben, die seinem Säfteleben Gefahr brächten, zu behüten, sondern es war der volle Ausdruck seines unversehrten Wesens, das nie einen andern Trieb empfand und nie eine andere Richtung nahm als nach der Sonne, dem Quell des Lichtes und der Reinheit. Und so war auch Wollen und Vollbringen Eins in ihm. Man konnte von ihm sagen, was von so wenigen gesagt werden kann, daß er immer konnte, was er wollte, weil er stets nur wollte, was er konnte, aber dies Können war alsdann nach dem höchsten Maßstab der Leistungsfähigkeit seiner Natur entworfen. Diese ruhige Harmonie seines Wesens war wie ein tiefer vor Stürmen behüteter See, dessen glanzschimmernde Oberfläche selbst von den unsteten Wünschen des allezeit rebellischen Herzens nicht bewegt wurde. Wenn es an sich unphilosophisch ist, zu wünschen, zu verlangen, was uns durch die Umstände versagt ist, so ist doch diese Erkenntniß selten im Stande, alles Begehren, dessen Verwirklichung außerhalb der uns gesteckten Grenzen liegt, zur Ruhe zu bannen. Nur wo eine so einklangsvolle Uebereinstimmung aller seelischen Momente des innern Menschen herrscht, wie es bei Althaus der Fall war, ist Bürgschaft dafür gegeben, daß die Blutwelle immer lenksam dem Impuls von oben ge-

horcht und kein stürmisches Verlangen brausend wider die selbstgesetzten Schranken anbrandet. Aber freilich sunt certi denique fines! Wo die selbstgesetzte Schranke enger und enger gezogen werden muß, bis sie zur Verneinung alles Begehrens- und Erstrebenswerthen wird, da löst auch jene stille Harmonie der Uebereinstimmung sich in die schrille Dissonanz qualvollen Ringens auf. Althaus war schon damals unheilbar erkrankt. Aus dem Gefängniß, in welches ihn seine Theilnahme an den politischen Bestrebungen der Zeit als Redacteur der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland" gebracht hatte, wegen seines körperlich leidenden Zustandes entlassen, hatte er bei verschiedenen ärztlichen Autoritäten Rath und Hülfe gesucht und schließlich seine erfolglos gebliebenen Wanderungen in der kleinen Wasseranstalt, in der ich seine Bekanntschaft machte, geschlossen. Der Aufenthalt in der Luft, die ländliche Ruhe, die Anwendung des Wassers schienen ihm Erleichterung zu verschaffen, aber der Fortschritt in der durch sein Leiden, das als Hypertrophie der Milz bezeichnet wurde, bedingten organischen Zerstörung war gleichwohl nicht aufzuhalten. Obwohl er wie alle seine Freunde sich über den gefährlichen Charakter seiner Krankheit täuschten, die wenige Monate später seinen Tod herbeiführte, so war es doch unausbleiblich, daß eine so ernst angelegte Natur schon damals die Gegensätze innerlich zu verarbeiten anfing, die in dem großen Vermögen und der Arbeitskraft seines Geistes, in der Lebensfülle seiner Jugend — Althaus war kaum 30 Jahre alt — und dem Verhängniß, welches drohend über seinem Haupte hing, gelegen waren.

Wie verschieden wirkt die Nähe des Todes, auch die nur vorgestellte, auf den Menschen! Auch Dr. Fuks war den Todesmächten verfallen und er war dies mit mehr Bewußt-

sein wie Althaus. In der cynischen Ausdrucksweise, die ihm eigen, sprach er oft mit bestimmtester Gewißheit aus, daß er bald genug, wie er nicht im geringsten zweifle, „crepiren" würde. Was lag aber daran? Ha, sollte er sich etwa vor dem Schlusse dieser Narrenkomödie entsetzen? Er zählte doch nicht zu den „Besessenen", die von Humanitätsphrasen berauscht einen neuen Weltmorgen aufdämmern sahen und die dem großen Schauspiel nun durchaus noch persönlich mit beiwohnen mußten, ehe sie sich zum Abmarsch entschlossen. Das große, lächerliche Schauspiel, gespielt von elenden Acteurs! Was war überhaupt der Tod? Die Vernichtung. Erst im Tode kommt der Mensch gründlich los von aller „Gebundenheit", von aller Vernarrtheit in diesen oder jenen Gegenstand, erst im Tode wird den schwachherzigen Seelen eingetränkt, was es philosophisch und nicht blos als poetische Phrase heißt: „Ich hab' meine Sach' auf nichts gestellt."

Ich habe bereits erwähnt, daß Dr. Fuls bei unserer ersten Begegnung ein sehr prächtig eingebundenes Buch mit sich umherführte. Das Werk, welchem er diese besondere Ehre erzeigte, war Max Stirner's: „Der Einzige und sein Eigenthum." Jetzt beinahe verschollen, hatte diese Schrift bei ihrem Erscheinen — 1845, wenn ich nicht irre — eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie gab sich als den radicalsten Gegensatz aller Halbheiten des philosophirenden Gedankens. Hohnlachend erhob sie sich über Alles, was die philosophische Kritik, auch die am weitesten vorgeschrittene, bisher noch hatte bestehen lassen. Auch Feuerbach war überflügelt, er gab ja nur eine theologische Befreiung von der Theologie und Religion, denn er hob nur Gott, das Subject, auf, aber das Göttliche, die Prädicate Gottes, ließ er unangefochten bestehen. In der kritischen Retorte Stirner's verschwand auch dieser Rest, es verschwand auch die

Gattung als ein bloßes Abstractum und was übrig blieb, war nur das wirkliche individuelle Ich und dessen Besitz: „Der Einzige und sein Eigenthum.“ In diesem Sichzurückziehen auf den absoluten Egoismus verlor der philosophirende Gedanke, soweit man denselben noch in Max Stirner's „System“ vertreten finden will, die ihn umgebende Welt als selbständige Realität und den Zusammenhang mit den Mitmenschen aus den Augen und mit ihm, was gerade in diesem Zusammenhange beschlossen liegt: die bedingende Entwickelung für einen würdigen Lebensinhalt gesunden aufbauenden Strebens. An seine Stelle, wo ihm jedes Emporkommen gewehrt wird, tritt, aus dem Innersten des Seelenlebens als Rächer emportauchend, der sittliche Ekel und mit ihm im Bunde die Lust an den Elementen der Zerstörung, am Verwüstenden, am Wüsten. Es war nicht zufällig, sondern hatte seinen guten psychologischen Grund, wenn sich dieser Zug auch in der Lebensführung und äußerlichen Haltung ausprägte und bei mehreren jener Richtung eines angeblichen, aber keineswegs wirklichen Materialismus ergebenen Geistern übereinstimmend zum Vorschein kam. Auch Dr. Fuks hatte, wie schon vorher bemerkt, seine besondere Vorliebe an einer gewissen cynischen Ausdrucksweise und Haltung. Er war eigentlich ein guter Kerl und trotz seiner philosophischen Paradoxien ein grundgelehrtes Haus. Er hatte im Kampfe gegen eingewurzelte Vorurtheile, namentlich auf dem Gebiete der Judenemancipation, wirklich Verdienstliches geleistet und sich eine Anerkennung erworben, die sich noch gegenwärtig für ihn wohlthuend erwies. Zu einer Zeit, wo er wegen eines fortschreitenden Gehirnleidens bereits arbeits- und erwerbsunfähig geworden war, wurde er von jüdischen Familien in dem Curort, in welchem er Besserung suchte, frei erhalten und seinen letzten Lebenstagen eine Sorge abgenommen,

die ihn sonst schwer bedrückt haben würde. Leider war an Besserung bereits nicht mehr zu denken, und das um so weniger, als Dr. Fuks dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, welcher seine sehr kräftige Constitution von Grund aus zerstörte, weder entsagen konnte, noch mochte. Daß er es nicht mochte, gehörte schon mit zu jenem System wüster Gleichgültigkeit in Bezug auf Würde des Lebensinhalts, von dem wir oben gesprochen. Sonderbarer Weise wurde ein solches Verhalten damals in einen gewissen Zusammenhang mit den politischen Bestrebungen der Zeit gebracht. Zum Demokraten gehörte — nicht blos in den Augen der abgeneigten Bourgeoisie, sondern auch nach der Auffassung vieler Demokraten selbst — ein vernachlässigtes äußeres Aussehen mit Vollbart und Schlapphut, — der Wühlhuber der „fliegenden Blätter" — ein renommirender Kneipenton und ein sich im äußerlichen Auftreten unzweideutig offenbarender Haß gegen alles aristokratische Wesen. Das Scheitern der 48er Bewegung, die schonungslos den Widerstand zu Boden werfende Reaction der folgenden Jahre drängte diese Richtung noch schärfer in den Vordergrnnd. Die Demokratie wurde buchstäblich in den Staub getreten, kein Wunder, daß ihr dabei alle Eleganz der Tournüre abhanden kam, daß bald als verdächtig galt, wer sich äußerlich oder innerlich von dem großen Haufen unterschied. Mit diesem Gefühl eines tiefinnerlichen Gegensatzes stand auch Dr. Fuks Theodor Althaus gegenüber. Die ideale Geistesrichtung des letzteren einerseits, die Würde seines Benehmens andererseits, galten dem Anhänger Stirner's als sichere Anzeichen, daß jener zu den phantastischen Phrasenhelden gehöre, die er im tiefsten Grunde seines Wesens haßte und von denen er alles Unheil zu prophezeien nicht müde wurde. Beide Männer hatten trotz der beständigen Berührung, in welche sie der Aufenthalt an demselben Badeort, die Begeg-

nung an der Speisetafel, auf Spaziergängen brachte, keinen Verkehr mit einander, was sich übrigens von Seiten Althaus', der in seiner schweigsamen Weise mit nur wenigen Personen sich zu unterhalten pflegte, vollkommen ungezwungen machte.

Von Althaus' letzten Lebenstagen kann man nicht reden, ohne mit Rührung des treuen weiblichen Gefährten zu gedenken, die dem Freund der Jugend von Hamburg nach Stuer gefolgt war, um seine Pflege zu übernehmen, die nimmer müde dem schwer Erkrankten tröstend und Erquickung spendend zur Seite stand, und auch als das unheilvolle Leiden in Gotha, wohin er sich schließlich zur Cur begeben hatte, ihn völlig darniederstreckte, schützend und helfend bei ihm verweilte. Fräulein v. Meysenbug war durch innige und zarte Seelensympathie mit Althaus verbunden. Von hocharistokratischen Familienverbindungen, durch diese, so zu sagen, naturgemäß nach der Seite der conservativen Interessen hingewiesen, war sie durch Althaus für die Freiheit gewonnen worden. Gemeinsame Jugendbeziehungen, bei denen der aufstrebende Feuergeist des Freundes die enge Fessel der Standesvorurtheile und des Wahnglaubens auch für die zu ihm hinaufschauende Freundin durchbrochen hatte, lagen dem innigen Verhältniß Beider zu Grunde. Fräulein v. M. gehörte ganz zu jenen ideal gestimmten, weiblichen Naturen, denen die Hingebung ein auch außerhalb der Liebesträumerei zu befriedigendes Herzensbedürfniß war. Seit sie den Ruf vernommen hatte, wie es in dem Liede heißt, das sie häufig zu singen pflegte:

Tritt auf in hellen Waffen,
Mein Geist, und werde frei,
Es gibt noch mehr zu schaffen
Als einen Liebesmai,

seitdem war sie ganz Hingebung an die Sache des Fortschritts und der Befreiung, welche damals eins war mit der Sache der Revolution, seitdem war sie aufopfernd thätig im Dienste der zersprengten und erdrückten Partei. Sie trennte sich von ihrer Familie, sie verzichtete auf gesicherte und angenehme Lebensverhältnisse, sie lebte diensteifrig nur in dem Bestreben, ihre Kraft der Sache der Unterdrückten zu widmen und sie that dies alles ohne jeden Seitenblick, ohne schwatzhafte Ruhmseligkeit, ohne emancipirtes Hinausdrängen über die Linie ächter Weiblichkeit, nur sich und dem Drange ihres Herzens genügend. In der 48er Zeit fehlte es nicht ganz an diesen Naturen. Das Wirken für öffentliche Interessen oder für dasjenige, was man dafür hielt, war damals noch möglich ohne den Hintergrund zweckbewußter Reclame. Der Schwung der Zeit hob über das alltägliche Eitelkeitsbedürfniß hinaus. War doch die Revolution gekommen wie der erhoffte Messias zu den Gläubigen. Erlösend, triumphirend und siegbringend war sie durch das Land geschritten, jeden Widerstand lähmend, jeden Zweifel niederschlagend. „Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten", schrieb Prutz zwei Jahre später, „so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig." Wie eine Verklärung alles Seins und Strebens war es über die nüchterne Welt der Politik gekommen und ihr Abglanz reichte tief in das Gemüthsleben jedes Einzelnen hinein. Diese Stimmung hielt vor, ja sie erhielt eher noch eine höhere Weihe, als dann die Zeit der Prüfung hereinbrach, als die beseitigt geglaubten Gewalten sich

racheschnaubend und vergeltungübend erhoben und der letzte apokalyptische Kampf der Entscheidung bevorzustehen schien. Erst die nachfolgende Periode der müden Erschlaffung auf der einen, der siegreichen Reaction auf der andern Seite und der farblosen Vermittelungsbestrebungen zwischen beiden tödtete den Schwung der Stimmung, indem sie gleichzeitig als Vorbereitung für eine spätere Entwickelung die Kritik der erlebten Thatsachen, der erlittenen Täuschungen und der begangenen Irrthümer wieder in die erste Stelle setzte. Diese Zeit sich sammelnder Einkehr war aber damals noch nicht gekommen. Noch loderte es überall in den Geistern von Hoffen und Schmerz, von Zorn und Ungeduld, wenn auch die Klänge wehmüthiger Resignation sich häufig bereits in die schmetternden Kampfsignale mischten. Einen poetisch vollendeten Ausdruck erhält diese Stimmung in den nachfolgenden, den hinterlassenen Gedichten von Theodor Althaus entnommenen Strophen, welche auch wegen ihrer innigen Widmung an dieser Stelle passend eingeschaltet werden mögen:

Du bist das Leben, das ich liebe,
Deß Athem schon die Brust erquickt,
Wenn sie im öden Weltgetriebe
Wie in versengter Luft erstickt.

Du bist die Seele, deren Sehnen
In ächten Schmerzensflammen brennt,
Die der Erfüllung süße Thränen
Und selig stille Ruhe kennt.

Du bist die Braut, die hold erglühend
Den Liebeskuß des Geists empfängt,
Die stets, wie neu vermählt und blühend,
Den Hochgeliebten träumt und denkt.

Wohl küßt er dir die Stirn im Traume,
Du rührst den Saum von seinem Kleid,
Doch ach, im dämmernd fernen Raume
Entschwebt sein theures Bild so weit.

Du willst ihn fassen, willst ihn schauen,
Voll, gegenwärtig, groß und klar,
Palast und Tempel soll er bauen
Und glorreich werden offenbar.

Nicht wirst du sehn den holden Frieden,
Die schöne Zeit, das Siegesfest —
Uns ist der herbe Kampf beschieden,
Der keine Schönheit reifen läßt.

Du Kind der Freiheit, Kind der Liebe,
Das sich nach Schönheit bräutlich sehnt,
Nicht wünsch' ich dir im Weltgetriebe
Den Lebenspfad noch weit gedehnt.

Nur einen Tag, wo es sich lichtet,
Wo Geisterstrahl die Welt erhellt,
Und wo, von Geistesglück vernichtet,
Ein Sterbliches zu Asche fällt.

Im Frühjahr des nächsten Jahres sah ich Fräulein v. M. wieder. Der schwere Verlust, um den wir beide gebangt, war mittlerweile zur Wirklichkeit geworden und wir streckten uns stumm die Hände entgegen in wehmüthiger Rückerinnerung an die Vergangenheit. Sie war auf der Reise von Hamburg nach Berlin begriffen. In Hamburg war die damals von Carl Fröbel geleitete Hochschule des weiblichen Geschlechts den ungünstigen Zeitverhältnissen erlegen und Fräulein v. M., welche zu den Schülerinnen derselben gehört hatte, wurde dadurch veranlaßt, ihren Aufenthalt aus der übrigens mit großer Vorliebe von ihr gehegten Stadt zu verlegen. Nach Berlin führte sie der Besuch einer Freundin. Für sie, die mit vielen hervorragenden Männern der Actionspartei einen brieflichen Verkehr unterhielt, und die sich jedenfalls als eine in dem schwarzen Buch der Polizei mit mehreren Kreuzen Vermerkte betrachten konnte, war eine Visite im Centralpunkt der Reaction nicht ohne alle Bedenken. Vermehrt wurden diese Bedenken noch

durch den Umstand, daß sich Fräulein v. M. von den ihr theueren Correspondenzen nicht hatte trennen können, dieselben vielmehr in einem ziemlich umfangreichen Briefbeutel mit sich umherführte und durch den zweiten, daß ein Mann mit einem verdächtigen Polizeispitzeläußeren seit Wittenberge im Eisenbahncoupé ihr gegenüber Platz genommen hatte. Vermuthlich wurde dem guten Manne durch unsern Verdacht ein schmähliches Unrecht zugefügt, aber das lag in den Zeitverhältnissen, die jede schuldbelastete Seele — und dazu gehörte damals bekanntlich nicht viel — in jedem Manne, den die Natur mit einem einigermaßen inquisitorischen Blick begabt hatte, einen geheimen Polizisten wittern ließen. Der Gegenstand unserer schlimmen Ahnungen hatte das eine Auge mit einem schwarzen Tuch verbunden, was uns, der Himmel weiß warum, ganz besonders verdächtig erschien, und mit dem andern fixirte er, das war wenigstens Fräulein v. M.'s Eindruck, sie in lauernder Weise. Als er nun vollends bei einem Wechsel des Platzes, den Fräulein v. M. absichtlich vornahm, seinen Platz ebenfalls in entsprechender Weise wechselte, hätte uns Niemand den festen Glauben, daß Fräulein v. M. bereits unter preußischer Polizeiescorte reise, zu nehmen vermocht. Um ihr unangenehme Weiterungen, die aus der möglichen Beschlagnahme so vieler nicht immer in loyalstem Ton abgefaßter Schriftstücke erstehen konnten, zu ersparen, wurde beschlossen, daß ich mich mit dem verdächtigen Briefbeutel zu beladen hatte. Im Grunde hätte dessen Hereinführung allerdings als ein vollständiger Ausweis für die ungefährlichen Verschwörungskünste ihrer Besitzerin gelten müssen, indessen wer konnte wissen, ob die preußische Polizei, einmal mit der Beute befaßt, sich zu einer so menschenfreundlichen Auffassung der Sache bequemt hätte. Ich als gänzlich unverdächtig lief nicht die Gefahr einer Visitation und geleitete die

Briefschaften denn auch glücklich durch den preußischen Polizeicordon und später nach dem Monbijouplatz in die Hände ihrer hocherfreuten Eigenthümerin. Frln. v. M.'s Aufenthalt in Berlin war übrigens, trotzdem sie unangefochten ihr Reiseziel erreichte, nicht von langer Dauer. Und zwar war es wirklich die Polizei, welche nach einiger Zeit aufmerksam geworden, der jungen revolutionären Aristokratin die Unthunlichkeit eines verlängerten Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt demonstrirte. Ich weiß nicht mehr genau anzugeben, ob es zu einer eigentlichen Ausweisung kam oder ob es bei einigen nicht mißzuverstehenden Andeutungen sein Bewenden hatte. War das Letztere der Fall, so wurden dieselben jedenfalls mit hinreichendem Nachdruck ertheilt, um Frln. v. M., die sich nunmehr dem großen Zug der politischen Emigranten nach England anschloß, zum alsbaldigen Verlassen Berlins zu bewegen. Und sie hatte diese Wendung nicht zu bereuen, denn in London fand sie bald nachher in dem Hause des verstorbenen russischen Flüchtlings Alexander Herzen (Iskander Beg) die gastlichste Aufnahme, und was mehr werth war, denjenigen Wirkungskreis für die vortrefflichen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, der sie am ehesten über den schmerzlichen Lebensinhalt der verflossenen Zeit trösten und erheben konnte.

XIII.

Du Bois-Reymond und D. F. Strauß.

In seiner (als Broschüre herausgegebenen) Rede über La Mettrie sagt Professor Du Bois-Reymond nach einer Skizzirung des wesentlichen Inhalts von La Mettrie's Lehren, und nachdem er hervorgehoben, daß derselbe in seinen Schlüssen zurückhaltender gewesen sei, als z. B. in unseren Tagen D. F. Strauß: „Aber auch in den praktischen Schlußfolgen aus seiner Lehre zeigt sich La Mettrie gemäßigter, als mancher Neuere, z. B. als David Friedrich Strauß. Zwar führt er in dem Homme machine einen abscheulichen Menschen, wie er ihn nennt, redend ein, welcher behauptet, daß, wären alle Menschen Atheisten, es keine Religionskriege mehr gäbe; doch sagt La Mettrie nicht, daß er diesen Zustand für möglich oder auch nur für wünschenswerth in jeder Hinsicht halte. La Mettrie war Arzt und kannte das menschliche Leben. Ihm wäre nicht eingefallen, Dichtung und Musik als Trösterinnen statt Religion zu empfehlen. Er hätte empfunden, daß gegenüber wahrem menschlichem Elend, sagen wir einmal, in einem Saale voll krebskranker Frauen, dies ein Vorschlag sei, in welchem das Grausame an das Lächerliche grenze."

Sollte D. F. Strauß sich irgendwo in seinem letzten Buche so ausgedrückt haben, daß es gestattet wäre, eine solche

Schlußfolgerung, die an Plattheit grenzt, aus dem Inhalt des von ihm Gesagten zu ziehen? Es ist allerdings etwas lange her, daß ich das Buch gelesen, aber ich habe ein ziemlich gutes Gedächtniß, und mir ist doch auch nicht von ferne eine Stelle erinnerlich, in der Strauß als Aequivalent für den Trost der Religion den Trost, den Dichtung und Musik gewähren können, für einen Saal voll krebskranker Frauen oder für ähnliche schwere Fälle empfohlen hätte. Strauß war ja zwar nicht Arzt, indessen, da nicht bewiesen ist, daß nur der Arzt das menschliche Leben kennt, so ist ja auch nicht bewiesen, daß Strauß, weil er nicht Arzt war, es nicht kannte, und da er im Uebrigen ein denkender, einsichtsvoller Mensch gewesen ist, so wird man ihm ja auch nicht so ohne Weiteres einen Vorschlag, „in welchem das Grausame an das Lächerliche grenzt“, zuschreiben dürfen, so lange sich nicht aus seinen Worten mit zwingender Nothwendigkeit erweisen läßt, daß er einen solchen gemacht.

Ist dem nun so? Herr Du Bois-Reymond kommt uns hier zu Hülfe, indem er als Belegstelle der Strauß'schen Schrift S. 299 citirt. Mit dieser Seite beginnt der letzte Absatz des größeren Abschnitts: Wie ordnen wir unser Leben? Strauß spricht dort allerdings über „Ersatzmittel für die Kirche“, aber in welchem Sinne? Er widerlegt zunächst, „daß man sich nur in einer Kirche sammeln, nur in einer Predigt erbauen könne“, und zwar, nachdem er in dem vorhergehenden Abschnitt ausdrücklich bemerkt: „Daß bis jetzt und noch auf lange hin die Mehrheit der Menschen noch einer Kirche bedarf, verkennen wir keinen Augenblick; ob es damit bis zum Ende der menschlichen Dinge so bleiben wird, betrachten wir als eine offene Frage.“ Strauß spricht an der angezogenen Stelle also über die Art und Weise, wie Diejenigen, welche

außerhalb der hergebrachten Kirche stehen, welche in ihr sich nicht mehr zu erbauen vermögen, sich gleichwohl sammeln und erbauen können. Er will andeuten, wie er und die Wir, als deren Wortführer er sich betrachtet, es treiben. Hier folgt nun eine sehr einfache Aufzählung der in dem Leben jedes Einzelnen anerkanntesten sittlichen Stützpunkte: Freude am Beruf, am Leben in der Familie und mit den Freunden, Sinn für alle höheren Interessen der Menschheit, gehoben durch die wissenschaftlichen Hülfsmittel der Gegenwart, Anregung durch Dichtkunst und Musik. In seinen weiteren Bemerkungen wendet Strauß sich dann noch gegen den nicht ganz selten gehörten Einwand, daß für den gemeinen Mann doch nur die Bibel tauge, denn die verstehe er. Strauß erinnert daran, daß unser vermeintliches Verständniß der Bibel meistens in der Gewöhnung bestehe, sie nicht zu verstehen. Uebrigens solle die Bibel Niemandem aus der Hand genommen werden, dem sie noch vorzugsweise Erbauung gewähre. Nur dürfe man nicht bezweifeln, daß auch diese Schrifterbauung um so fruchtbarer werden könne, je mehr sie nach und nach durch Erbauung aus den besten Stücken der Nationalliteratur gekreuzt werde, und das sei durch eine Reform des Volksschulen-Unterrichts, „wenn man die Bauernkinder etwas weniger mit Palästinischer Geographie und Judengeschichte, mit unverständlichen Glaubenssätzen und unverdaulichen Sprüchen plage“, in Zukunft gewiß zu erreichen. Dies ist ungefähr der ganze Inhalt des kurzen Abschnitts, der zum Schluß nur noch auf die von jeher bestandene innige Verbindung der Kunst mit der Religion hinweist, weil die Kunst in allen ihren Zweigen den Beruf habe, „die aus dem Widerstreit der Kräfte sich wiederherstellende, uns im unendlichen Ganzen unübersehbare Harmonie des Universums anschauen oder doch ahnen zu lassen“. In

diesem Sinne wirkten die großen Schöpfungen der Künste religiös.

Der Umstand, daß das Strauß'sche Buch sich in sehr vielen Händen befindet, überhebt mich der Mühe, einen ausführlicheren Auszug zu machen. Jeder kann sich sehr leicht überzeugen, daß an der betreffenden Stelle in der That nichts wesentlich Anderes enthalten ist, und die Meisten werden wohl mit mir dieselbe Ueberraschung theilen, geradezu Nichts zu finden, was zu dem im Vorbeigehen ertheilten Seitenhieb in der Du Bois-Reymond'schen Rede die geringste Veranlassung bieten konnte. Strauß hat das Verhältniß der Tröstungen der Religion zu „wahrem menschlichem Elend" weder an dieser, noch an einer andern Stelle seiner Schrift irgendwie beleuchtet, er ist in gar keine Erörterungen darüber eingetreten, wie sich das Verhältniß der etwaigen Ersatzmittel gestaltet. Das kann eine Lücke im Zusammenhang der Entwickelung seines Themas sein, aber es berechtigt Niemanden, aus dieser Lücke einen positiven Vorschlag zu machen, „in welchem das Grausame an das Lächerliche grenzt". Denn das Vorhandensein eines solchen Vorschlags gestattet ja implicite einen Rückschluß auf eine ganze Reihe ungünstiger sittlicher und intellectueller Momente in dem Charakter dessen, der ihn macht, und auch nur angedeutet — wie in der Du Bois-Reymond'schen Rede — sind sie eben so viele schwere und — unerwiesene Beschuldigungen.

Oder ließe sich für ein solches Verfahren vielleicht eine Rechtfertigung aus dem Umstand entnehmen, daß Strauß überhaupt ein Buch, wie „Der alte und der neue Glaube" veröffentlichte? Genügt diese Thatsache allein, um die Vermuthung bis zur Gewißheit zu erheben, daß der Philosoph in seiner nichtärztlichen Unkenntniß des menschlichen Lebens Dichtung und Musik der Religion in ihrer tröstenden Kraft

für die schwersten Fälle menschlichen Elends an die Seite gestellt habe? Zu dieser Ansicht hat er sich zwar — wird mir vielleicht entgegengehalten — ausdrücklich nirgends bekannt; aber ohne dieselbe zu haben, war sein Buch, das in den weitesten Kreisen die religiösen Glaubensvorstellungen erschüttern mußte, ein Frevel, und gelinder ist daher die Beschuldigung, daß er sich über das erstere Verhältniß täuschte, als daß er, frei von dieser Täuschung, sich an Dem vergriff, was Vielen einen nimmer zu ersetzenden Trost gewährt.

Nur die gedankenloseste Oberflächlichkeit könnte meines Bedünkens in dieser oder einer ähnlichen Weise argumentiren. Welches ist denn der Trost, welchen die Religion, und speciell die christliche, für die schwersten Fälle menschlichen Leidens zu spenden vermag? Das Tröstliche, Aufrichtende liegt in zwei Momenten: einerseits in der Ueberzeugung des Christen, daß jede schwerste Heimsuchung ihm doch nur von der Hand der Liebe auferlegt wird, die nie etwas Anderes als sein wahres Beste will und im Herzen trägt. „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Andererseits in dem Hinblick darauf, daß nach allem Erdenleid, nach allen dunkelsten Prüfungsstunden ewige Himmelsfreude, die nimmer endet, unserer harret. In diesen beiden Momenten liegt der ganze Tröstungsschatz, über den das religiöse Vorstellungsgebiet verfügt. Sie sind von einer gewaltigen Kraft, wenn sie des Menschen Wesen ganz durchdringen und erfüllen; aber daß sie dies zu leisten vermögen, daß sie, diese rein idealen Potenzen, gegen die Qualen unheilbarer Krankheitszustände Stand halten, das ist für das sinnliche Menschenwesen doch von jeher eine schwere Aufgabe gewesen. Wer mit vollster Ueberzeugung und zweifellosester Sicherheit wie Luther sprechen kann: „Ich wollte nicht einen Augenblick im Himmel für aller Welt Gut und Freude geben, ob es gleich tausend

und aber tausend Jahre währte", wem der Himmel so fest und unverlierbar im Gemüthe steht, dem mag es gelingen; und gleichwohl hatte ja auch Luther, der doch ein Glaubensheld war, wie unsere modernen Christen sicherlich nicht, mit Mühen zu ringen. Selbst die Vorstellung der Auferstehung preßte ihm den Stoßseufzer aus: „Und hat mich selbst oft wunderlich und fremd angesehen, und ist wahrlich ein schwerer Artikel ins Herz zu bringen, wenn ich sehe einen Menschen todt hintragen und bescharren, daß ich doch mit solchem Herzen und Gedanken soll davongehen, daß wir werden mit einander wieder auferstehen."

Ein erschütterter Glaube ist wie ein erschüttertes Haus. Es gewährt seinen Bewohnern wohl noch Aufenthalt und Obdach bei gutem Wetter, an heiteren Tagen, aber es schützt sie nicht mehr, wenn Sturmwind und schweres Unwetter vom Himmel herniederbrausen. Oder er ist wie eine erschütterte Gesundheit: der Mensch lebt mit ihr gebrechlich dahin und kann sich bei günstigen Verhältnissen zur Noth an ihr genügen lassen; aber sie schafft ihm nicht die Kraft, deren er bedarf, um im Sturm des Lebens und unter drangsalvollen Verhältnissen ausdauernd zu bestehen. Wer und was erschüttert denn aber den Glauben in unserer Zeit? Ist es ein Mann wie Strauß, sind es die Denker überhaupt, die das nur logisch formuliren, was auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und der geistigen Arbeit an Ergebnissen zu Tage gefördert wird? Oder ist es nicht vielmehr diese Arbeit selbst und, weil diese doch nur ein Moment in dem Entwickelungsgang der Zeit, ist es nicht dieser Entwickelungsgang selbst? Welche ungeschickte Scheidungslinie zwischen Denen, die dem Denker vorarbeiten, die ihm das Material liefern, und diesem selbst, der nichts vermöchte ohne Diejenigen, welche ihm vorarbeiten! Entweder wir Alle freveln, die wir an dem Forschungsgebiet

und namentlich an dem naturwissenschaftlichen Forschungsgebiet des heutigen Standes der Wissenschaft in irgend einer Weise betheiligt sind, oder es frevelt Keiner, der sich auf demselben mit redlichem Sinn und nach bester Ueberzeugung bemüht. Entweder das Princip der freien Forschung hat seine genügende Rechtfertigung in sich selbst und in dem Gesetz der Entwickelung der Menschheit, und Alle sind gerechtfertigt, die hierauf fußend ihre Lebensarbeit verrichten, Niemandem zu Lieb und Niemandem zu Leid, oder Alle begehen das Unrecht, daß sie ihrer Zeit die Kraft der religiösen Tröstung untergraben helfen. Denn wenn mit unserm gegenwärtigen Wissensbesitz, den zu vermehren und auszubauen ja alle Arbeiter der Wissenschaft bemüht sind, auch noch ein verblaßter, pantheistisch aufgelöster Gottesbegriff, eine verschämte Hoffnung, daß der Unzerstörbarkeit des individuellen Lebens doch am Ende noch irgend eine Realität entsprechen möge, zur Noth verträglich gefunden werden mögen — darüber wird kein Streit sein, daß die naive Glaubenssicherheit einer vergangenen Zeit in dem Besitz des persönlichen, allgütigen Gottes und der Verheißung des ewigen Lebens in der Gemeinschaft der Seligen durch die wissenschaftliche Arbeit auf's empfindlichste erschüttert und in sich wankend gemacht worden ist. Nur um diese naive, unumstößliche Glaubenssicherheit handelt es sich aber hier, denn nur aus ihr quillt der Trost, der das von den schärfsten Schmerzenskrallen zerrissene sinnliche Menschenwesen auch noch auf dem Marterbett zu erquicken vermag. Ein verflauter, farbloser Glaube leistet da so wenig wie „Dichtung und Musik", und den Menschen, dem jener sichere Glaubensschatz — zum großen Theil durch die untergrabende Arbeit der Wissenschaft — abhanden gekommen, in der Stunde der Noth auf den Kupferpfennig des entwertheten Glaubens verweisen, ist ein Verfahren,

das nach meiner Auffassung die Bezeichnung der Verbindung „des Grausamen mit dem Lächerlichen“ ebenfalls vollkommen verdient.

Läßt sich also auch auf diese Weise kein indirecter Beweis dafür antreten, daß Strauß jene ihm zugeschriebene Meinung gehabt haben müsse, und ist sie andererseits aus dem Wortlaut dessen, was er gesagt, nicht nachweisbar, so bleibt für mich der Eindruck nur in verstärktem Maße bestehen, daß die gegen Strauß gerichtete Du Bois-Reymond'sche Bemerkung eine völlig unstatthafte war, der, wie mir vorkommt, eine in unseren Tagen nicht seltene Ueberhebung des Naturforschers gegen den Philosophen zu Grunde liegt.

Karl Frenzel hat irgendwo die Ansicht geäußert: „Der Glaube ist etwas so Zartes, Geheimnißvolles und Tiefstes, daß ich nicht begreife, wie sich Einer ohne Noth unaufgefordert auf den Markt hinstellen mag, um einen Gott oder Nichtgott weitläufig zu bekennen.“ Dieser Ausspruch entspricht dem Menschenwesen, wie es durchschnittlich beschaffen ist, glücklicherweise sehr wenig. „Einen Gott oder Nichtgott zu bekennen“, daran ist, richtig verstanden, recht eigentlich die Culturgeschichte der Menschheit durch alle Stadien ihres bisherigen Verlaufs geknüpft gewesen, und nicht nur die Apostel und Gesinnungshelden aller Zeiten beweisen den tiefen Trieb des Bekenntnisses auf diesem Gebiet, sondern auch der Mittelschlag der Menschheit, wenn auch weniger zu heroischen Opfern aufgelegt, thut es nach dem alten Gesetz: weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über.

Wenn gleichwohl an kritischen Wendepunkten der Entwickelung der Trieb des offenen Bekenntnisses durch vorsichtig zurückhaltende Erwägung bei Vielen, bei den Meisten gedämpft ist, so liegt die Ursache davon offenbar viel weniger in einer

Abneigung, wie die, zu der sich Frenzel bekennt, als in äußeren, eine Berücksichtigung beanspruchenden Lebensverhältnissen, ebenso wie das Gegentheil meistens auch durch die Gunst besonders glücklicher Umstände, einer gedeckten Lebensstellung u. s. w., wenn nicht veranlaßt, doch mindestens erleichtert wird. Man wird sich deshalb auch zu hüten haben, wozu sich der Parteieifer manchmal versteigt, die Ersteren unbedenklich vorzugsweise als schwächliche, die Letzteren als heldenhafte Charaktere zu bezeichnen. Ich meinerseits wünsche wenigstens nicht, in diesen Irrthum zu verfallen. Strauß war ein äußerlich völlig unabhängig gestellter Mann, der sich, soweit es davon abhängt, den Luxus erlauben konnte, eine eigene Meinung zu haben und — zu bekennen. Was er gethan haben würde ohne eine solche unabhängige Lebensstellung, läßt sich weder untersuchen noch ausmachen. Aber den Anspruch erwirbt doch wenigstens wohl Jeder, der seine Meinung offen ausspricht, und namentlich erwirbt er ihn Denen gegenüber, die sich durch Nichtaussprechen in einer viel gedeckteren Stellung befinden, daß auch ihm gegenüber die beliebte vorsichtige Zurückhaltung geübt und daß ihm kein Gran mehr zugewogen wird, als ihm nach der genauesten Prüfung seiner Worte zu Recht zuerkannt werden darf.

XIV.

Ein dunkler Philosoph.

Zu den in meinen Augen dunkelsten Schriftstellern der Gegenwart rechne ich Eduard Lasker, wenn er zu philosophiren beginnt. Im eigentlichsten Sinne des Wortes kann ich aus seinen Ausführungen nicht klug werden. Es ist das ein schweres Geständniß, welches er mir abpreßt, aber es muß einmal gemacht werden. Vielleicht ist die Klugheit ganz auf seiner, die Unklugheit ganz auf meiner Seite, vielleicht erblicken Andere lichten Tag, wo mich Nacht und Nebel umschatten, ich weiß es nicht, aber mich dünkt, wenn man sich durch einen vier Bogen langen Aufsatz durchgearbeitet und sich dabei unzählige Male in den labyrinthischen Windungen der Sätze verirrt und von unvermutheten Steinen des Anstoßes Stöße und Beulen davon getragen hat, so ist man berechtigt, einen Schmerzensschrei auszustoßen.

Ich erhebe diesen Schmerzensschrei sehr spät und darin liegt eine gern gezollte Anerkennung der Stellung und Bedeutung des Mannes, gegen den, sofern er als Schriftsteller und namentlich als philosophischer Schriftsteller auftritt, sich diese Zeilen richten. Als ich zum ersten Male seine Abhandlung: „Ueber Anlagen und Erziehung" zu lesen unternahm und sie ungenießbar fand, legte ich sie wieder aus der Hand mit dem Vorsatz, eine günstigere Stunde, eine frischere Aufnahme-

fähigkeit meinerseits abzuwarten. Der zweite Ansatz ergab kein günstigeres Resultat trotz aller angewandten Vorsicht und nun ich zum dritten Male mich vollständig festgefahren habe, muß ich die Hoffnung, durch Ausdauer das, was mir widerstrebt, zu bezwingen, aufgeben und für mich und die mir Gleichgesinnten ein Facit zu ziehen versuchen.

Welches ist nun dieses Facit? Was mich vor allen Dingen vollständig im Dunkeln einhertappen läßt, und mit dem peinlich unsicheren Gefühl erfüllt, welches Jemandem eigen sein dürfte, der nicht recht weiß, ob er am Erblinden ist oder ob es plötzlich Nacht wird, während es doch eigentlich Tag sein sollte, ist das für mich vorhandene Mißverhältniß zwischen dem pomphaft stilisirten, gewichtigen und andeutungsvollen Ton vieler Sätze und dem, was ich als Gedankeninhalt derselben nur zu entdecken vermag. Ich suche und suche nach mehr, aber ich finde nichts. Diese gravitätische Miene bei Gemeinplätzen in dem Munde eines geistreichen Mannes ist für mich rein unfaßbar. Ich werde versuchen, einige Belege für das, was ich meine, auf's Gerathewohl herauszugreifen.

Was giebt es z. B. wohl Einfacheres, Selbstverständlicheres, als daß ein Kind vom ersten Augenblick seines Bestehens an wechselnder Eindrücke durch seine Außenumgebung theilhaftig wird, daß es diese in immer steigendem Maße verarbeitet und aus ihnen heraus seine Entwickelungsgeschichte gestaltet. Das liegt, wie man zu sagen pflegt, auf der flachen Hand. Niemand, der seine fünf Sinne hat, wird an einen Widerspruch denken. Wie wunderbar nimmt sich dies nun bei unserm Schriftsteller aus! „Meistens“, sagt er, „werden die einzelnen, unaufhörlich vorbereiteten Anfänge neuer Entwickelungsstadien wie plötzlich hereinbrechende Wandlungen angestaunt. Ich aber stelle mir vor, obschon ich den voll-

ständigen Beweis dafür noch nicht habe (!), daß der Mensch in den ersten Monaten und Tagen schon seine Beziehungen zur umgebenden Welt stetig erweitert und mit entfalteten Kräften sich in die mannigfaltigsten wechselnden Lagen zu schicken übt." — Welche Wahrheit ist für eine Familie ausgemachter, aber auch trivialer, als daß der Verkehr der Amme — Lasker nennt sie mit feierlicher Umschreibung: „die Nahrungsspenderin, die bewirthende Person" — mit dem Kinde intime Wechselbeziehungen zur Folge hat. Mit einer unergründlichen Weitschweifigkeit wird diese Thatsache wie eine Wahrheit, die noch Niemand ausgesprochen, verhandelt. Der gelehrte Verfasser erspart uns, um uns ganz in die Geheimnisse der Wochenstube einzuweihen, sogar nicht die Anmerkung, daß der Neugeborene „gegen die Handhabung bis zur leichten Wandelbarkeit der Gestalt empfindlich sei", daß der Vater der Regel nach für die Pflege des Kindes nicht tauge und daß dasselbe daher, während die Mutter krank darniederliege, dem Dienstpersonal — in der Lasker'schen Sprache: „Personen, welche ihre Dienste um des Erwerbes willen ausleihen" — anheimfalle. Das Weitere wird dann so ausgeführt: „Oft zwingt eine Versagung der Natur, die Muttermilch von untergeordneten Personen zu miethen und diesen nicht allein die Verabreichung der Nahrung, sondern auch jene innigen und geheimnißvollen (!) Werke der Pflege anzuvertrauen, mit denen das Kind, wie man sagt, Säfte des Körpers und des Geistes einsaugt. Die Oekonomie der mittelwohlhabenden Stände zwingt dazu, die untergeordnetste Klasse der dienenden Kräfte mit dem beständigsten und verantwortlichsten Umgang mit dem Kinde während der ersten Lebensjahre zu betrauen. Mag noch so streng den gemietheten Personen der untergeordnete Dienst aufgegeben, die Liebe, der geistige Umgang

und die obere Leitung den Eltern vorbehalten werden, keine Verabredung schützt gegen die thatsächliche Wechselwirkung der im Umgang mit einander gesetzten Personen. Nach einem weit verbreiteten Naturgesetz (!) widmet das Kind die ersten Regungen seiner Aufmerksamkeit und Liebe den Personen, welche unmittelbar und häufig mit ihm verkehren und die meisten sichtbaren Wohlthaten ihm zuwenden" u. s. w. u. s. w., denn die Sache geht noch seitenlang so fort. Steckt hinter dieser Verschwendung — ich habe im Abschreiben schon gekürzt — von Worten, die feierlich wie Orgelton und Glockenklang ertönen, wirklich nichts weiter als die große Enthüllung eines Geheimnisses, welches keins ist, nämlich, daß Dienstboten jenachdem auf ein Kind einwirken? Ich kann nichts weiter entdecken und doch wage ich nicht zu behaupten, daß Lasker so in die Tiefe wie nach „Schätzen" bohrt und gräbt, um sich dann mit der Erbeutung von „Regenwürmern" zu begnügen.

Der ganze Abschnitt der Abhandlung „über Anlagen und Erziehung", der sich auf die Familie bezieht, leidet in meinen Augen an derselben Unverhältnißmäßigkeit eines ganz trivialen, alltäglichen und allbekannten Gedankenstoffs zu der Form, welche unisono die der Verkündung einer kaum je geahnten Wahrheit bleibt. Henriette Davidis, die Verfasserin eines weit verbreiteten Kochbuchs, die aber außerdem auch den „Beruf der Jungfrau" und die „Hausfrau" commentirt hat, sagt das Alles schon, aber viel gemeinfaßlicher und ohne alle Prätention. Will ich über diesen Punkt reden hören, so ziehe ich sie daher auch Lasker unbedingt vor. Wenn die Ausführungen dieses Letzteren von irgend welchen Familienmüttern gelesen worden sind, was ich aber sehr bezweifle, so muß der Eindruck ein geradezu überwältigender — aber nicht zum Vortheil des

Schriftstellers — gewesen sein. Mir fällt immer die von Paul Lindau bei Gelegenheit einer Besprechung der „Bekenntnisse einer Mannesseele“ hingeworfene Bemerkung ein, daß der Verfasser ein geborener „Onkel“ sei. Es ist ein Onkel, aber ein komischer Onkel, ein gar gravitätischer Herr, der hier redet. Er hat wundervolle Beobachtungen gemacht, die tiefsinnigsten Untersuchungen angestellt, er weiß Alles, nur nicht, daß das Alles schon längst auch von Anderen gewußt ist. Wie ergötzlich wirkt nicht beispielsweise die gravitas, mit der der Verfasser als „selbst wahrgenommen“ voll tiefen Nachsinnens verzeichnet, daß ein Kind „mit freudigem Verlangen zur Thür eilte“, wenn irgend eine beliebte Person, etwa der Gemüsehändler klingelte. Das schlägt ja noch Goethe, dem in seinem hohen Lebensalter auch jede Beobachtung etwas Erstaunliches zu enthalten schien. Und was gehört dann noch in den Papierkorb, wenn solche Schnitzel nicht hinein gehören? Noch frappanter wirkt vielleicht die Neigung, ein reines Nichts pomphaft einzukleiden, an einer andern Stelle. Daß es befangene und unbefangene Bräute giebt und ebenso Frauen mit langem und mit kurzem Erinnerungsvermögen für ihren Hochzeitstag, das, sollte man denn doch wirklich denken, ist dem schlichtesten Menschenverstand ohne Weiteres geläufig und braucht uns nicht erst von einem Philosophen als „in wiederholten Vergleichen wahrgenommen“ mit einer Salbung, die in der ganzen Literatur ihres Gleichen sucht, auseinandergesetzt zu werden. Herr Lasker ist aber offenbar anderer Ansicht, denn er verbreitet sich in folgender Weise über diese Thatsache: „In wiederholten Vergleichen habe ich wahrgenommen, wie die eine Braut an ihrem Hochzeitstage in die volle Größe der Feier sich zu schicken, die ihr geziemende Stellung auszufüllen verstand und die Weihe des Tages genoß, wie dagegen eine andere Braut in Verlegenheit befangen, zu

keiner Sammlung gelangte und kaum von den Begebenheiten um sie her Kenntniß erhielt. Daran hat sich gewiß der wirkungsreiche Gegensatz entwickelt, welchen ich bei verheiratheten Frauen beobachtet habe, daß die eine den bedeutungsvollen Inhalt des Hochzeitstages in ihre Nacherinnerung übernahm, die andere keine deutliche Vorstellung desselben in Erinnerung behielt. Dieser ging die reiche Ausbeute verloren, welche die inhaltsvolle, nie wiederkehrende Lage dem empfänglichen Gemüthe gewährt. Bei silbernen und goldenen Hochzeiten habe ich ähnliche Verschiedenheiten in dem Benehmen der Gefeierten beobachtet."

Wenn ich mir diese und ähnliche Sätze unseres Autors so recht genau betrachte, so steigt mir eine Erinnerung aus meiner Kindheit auf. In meiner guten Vaterstadt Hamburg gab es damals eine Corporation von officiellen Leichenträgern, die sogenannten „Reitendiener", die einen gar grotesken Anblick boten, denn ihre zum Theil recht verwitterten, alten Gestalten steckten in einem prächtigen, sammtverbrämten spanischen Mantelcostüme mit Kniehosen und, wenn ich mich recht erinnere, Degen oder wenigstens Degengriff. Wie oft hat mich der Gegensatz dieses Galaaufputzes zu dem windigen, nichtigen Inhalt, den er umschloß, in Erstaunen gesetzt, in ein ähnliches Erstaunen, wie ich jetzt jenen Auseinandersetzungen gegenüber empfinde, die mit so vielen Worten so wenig zu sagen wissen.

Aber sei dem wie ihm wolle. Lassen wir das auf sich beruhen. Auch über die für mich unendlich dunkle Stelle: „es widerstreitet jedem vernünftigen Plan, daß das Leben mit der Höhe des Glückes anfange (!) und zu verringertem Glücke sich fortentwickele" will ich mit Herrn Lasker in keine Auseinandersetzung eintreten. Ohnehin hat dies Frau Fanny

Lewald schon in einem eigenen Artikel unternommen und, wie mich dünkt, mit Glück und Eleganz besorgt. Letztere ist in der Wendung enthalten, welche Frau Lewald nimmt, indem sie während des unbarmherzigsten Zerpflückens der Lasker'schen Argumente es „für ein gewagtes Unternehmen" erklärt, dem „philosophisch geschulten Mann, dem scharfen Dialektiker mit einer abweichenden Meinung entgegenzutreten." Aber schlimmer wie alles Bisherige erscheint mir die Formel, welche unser Autor über Erziehung und Bildung aufstellt. Sie ist in einem durch besonders hervorragende Schrift ausgezeichneten Satz enthalten, will den Kernpunkt seiner Auseinandersetzungen prägnant zusammenfassen und lautet: „Die Aufgabe der Erziehung ist auf alle denkbaren Lagen des Lebens vorzubereiten, auf sie eingerichtet zu sein, ist der Inhalt der Bildung."

Es wird mir vielleicht etwas schwer fallen, das, was ich gegen diese Formel einzuwenden habe, so nachdrücklich und einleuchtend zu bezeichnen, wie es mir nothwendig erscheint; ich will es indessen versuchen. Daß in unserer Zeit, die nach meinem Dafürhalten alle Merkmale einer Uebergangsepoche von einer sittlichen Weltanschauung zu einer andern aufweist, neben anderen aber schwächeren geistigen und sittlichen Strömungen auch die einer rücksichtslosen Anwendung des Kraftprincips, einer egoistischen Verwerthung alles Vorhandenen, das in erster Linie eben nur als Stoff für den Klügern und Stärkern erfaßt wird, sich ein sehr breites Bett gegraben hat, darüber stimme ich wie mit vielen Anderen, die den Blick in die Entwickelung der Zeit nicht verloren haben, so auch wahrscheinlich mit Herrn Lasker überein. Neben dem vielen Glänzenden, das die rapide Entwickelung der Gegenwart bietet, liegt hierin vielleicht ihre stärkste Schattenseite wie auch

ihre größte Gefahr. Denn obwohl jene Tendenz das Moment ihres Rückschlages in sich selbst trägt, so kann sie doch, ehe ein solcher eintritt, noch eine recht unheilvolle Verwüstung und sittlichen Verfall über uns heraufbeschwören. Jedenfalls werden alle ernsteren Geister darüber einig sein, daß es nicht erwünscht sein kann, jener Strömung noch Vorschub zu leisten, denjenigen noch Förderung zu gewähren, die nur zu geneigt sind, ein solcher Theorie angepaßtes Verhalten im Leben für den Gipfelpunkt ächter, praktischer, „moderner" Bildung im Geiste der neuesten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung zu erklären und sich danach einzurichten. Die demoralisirende Wirkung, die durch den gerade in den Elite-Klassen so häufigen Cultus des Kraftprincips auf die unteren Stände ausgeübt wird, paralysirt meines Erachtens die von den Besonneneren und Wohlmeinenderen ausgehenden Gegenwirkungen in bedenklicher Weise.

Ist nun dies auch Herrn Lasker's Meinung, wie ich dies eigentlich gar nicht bezweifeln kann, so gestehe ich, daß mir eine unglücklicher gewählte Formel wie die seinige über den Inhalt der Bildung und ein unvorsichtigerer Commentar wie der, den er zu ihrer Erläuterung geschrieben hat, noch nie vorgekommen ist. Denn überall ist in starken Ausdrücken darauf hingewiesen, daß Erziehung und Bildung das Höchste, dessen sie überhaupt fähig sind, leisten, wenn sie den Menschen zur Herrschaft über seine Umgebung befähigen. Diese Wendung wird der Verfasser nicht müde zu wiederholen und zu begründen. Ueberall stellt er die „starke Persönlichkeit", die ihren „Willen" den Anderen auferlegt, d. h. durch kluge Benutzung ihrem Willen das Uebergewicht verschafft, in den Vordergrund und daß er damit eine für weite Kreise sehr ansprechende Melodie anstimmt, läßt sich gewiß nicht bestreiten. Ich citire einige

Hauptstellen. „Eine starke Persönlichkeit macht ihren Willen zum Mittelpunkt der wechselnden Ereignisse und zwingt diese, sich bis zur möglichen Grenze ihm anzupassen. Eine schwache Persönlichkeit wird von den Ereignissen fortgerissen, sie selbst kreist im Wechsel.“ „Erziehung ist die stete Vorbereitung, in der Mitte der sich aufdrängenden Umgebung die Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Nicht Spielball, sondern Leiter der um ihn her wirkenden Kräfte zu sein ist des Menschen Naturtrieb und berechtigtes Streben. Aber die Ueberlegenheit fällt ihm nicht von selbst zu, sondern er muß sie erwerben mit den Anlagen, welche ihm die Natur als Handhaben bietet. Zu dieser Arbeit befähigt ihn die Erziehung, welche zur Herrschaft verhilft, indem sie zu einem richtigen Benehmen in allen Lebenslagen vorbereitet.“ „Der Gehorsam der umgebenden Welt muß bedingt sein durch die überlegene Macht des Menschen, welcher jene zwingt, seinem Willen sich anzupassen. Zu dieser Herrschaft fähig ist nur, wer sich im richtigen Verhältniß weiß zu den Kräften und den Umständen, welche mitbestimmend auf ihn einwirken. ... Je nach ihrer richtigen oder falschen Schätzung, nach ihrer richtigen oder falschen Behandlung sind diejenigen Dinge, welche in das Herrschaftsgebiet des Menschen fallen, zum Widerstand, Nachgeben oder Dienen bereit. Allein durch Kenntniß und verständiges Abwägen der Kraftverhältnisse erwirbt der Mensch das höchstmögliche Maß der Herrschaft, eignet er sich ein der äußern Lage angemessenes Benehmen an. Die Erziehung, deren Ziel es ist, für alle Lagen zu einem solchen Benehmen zu befähigen, muß also darauf gerichtet sein, jene Kenntniß zu verschaffen und zur richtigen Schätzung einzuüben.“ Und abermals heißt es an einer andern Stelle: „Die Schule des Lebens bedeutet nicht die Bändigung, welche der Mensch durch

den Andrang von außen thatsächlich erfährt, sondern die fortwährend richtig zu regelnde Beziehung der Person zu der umgebenden Welt.“

Ich bezweifle, wie gesagt, gar nicht, daß diese Stellen eigentlich etwas Anderes — was freilich, scheint mir gar nicht leicht, ganz genau anzugeben — besagen wollen als was sie zu besagen scheinen; aber die Wirkung auf den Leser läßt sich nicht nach des Verfassers Absicht bemessen. Eine Definition, eine Formel hat einige Verwandtschaft mit einem geflügelten Wort. Sie flattert von einem Leserkreis zum andern und wird, wenn sie nicht die unzweifelhafteste Erläuterung ihrer Meinung in und an sich selbst trägt, so verstanden, wie es die Individualität der Leser und die Stimmung der Zeit, die auf diese einwirkt, gerade mit sich bringt. Stelle ich eine so zweideutige Formel auf, wie: „auf alle denkbaren Lagen eingerichtet sein, ist der Inhalt der Bildung“ und schreibe ich dazu noch so zweideutige Erläuterungen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß meine Meinung dahin verstanden wird, als spräche ich dem den Preis der Bildung, des Höchsten, was der Mensch überhaupt aus sich machen kann, zu, der seine ganze Umgebung sich dienstbar zu machen und alle ihre Hülfsmittel zum Zweck seiner Herrschaft mit überlegenem Geist anzuwenden weiß. Damit sind wir denn bei dem reinen Cultus des Kraftprincips angelangt. Die Ueberlegenheit an sich wird Alles, das Wozu entschwindet unseren Blicken. Herr Lasker ist einigermaßen Idealist — schon eine Bemerkung wie die folgende: „Die Entwickelung des Menschengeschlechts ist gewiß nicht bestimmt an irgend einer Altersgrenze abzubrechen oder irgendwo einen Höhepunkt zu erreichen und auf demselben zu verharren oder gar von dort zurückzuschreiten“ verräth das Bedürfniß, sich die Welt-

anschauung nach gewissen idealen Gesichtspunkten zurecht zu rücken — aber trotz seines Idealismus hat er eine Formel für den Inhalt von Erziehung und Bildung aufgestellt, die ohne es zu wollen, dem Materialismus im schlimmen Sinne eine Brücke baut. Möge es mir, der ich mich zum Materialismus bekenne, vergönnt sein, eine andere aufzustellen, die dem Idealismus näher steht und vor allen Dingen der Bildung einen höheren Inhalt zueignet, als den des lediglich klugen, überlegenen, zweckmäßigen Verhaltens. Würde schreiben wir im gewöhnlichen Leben demjenigen zu, der genau weiß, was zu seiner Stellung gehört, das leistet, was in ihr einbedungen ist, also auch allen Anderen das erweist, was sie in Folge dessen zu fordern haben und der in Folge solchen Verhaltens und des darin wurzelnden Gefühls von Selbstachtung und Selbstbewußtsein nun auch seinerseits dasjenige beansprucht, was ihm zukommt. Eingehender habe ich mich über diese Formel in meiner Schrift: „Das Leben ohne Gott" ausgesprochen. Die meisten Menschen, soweit sie überhaupt die Würde in ihrem Leben realisiren, treten dabei aus der local begrenzten Sphäre des Einzelwesens in seinem Beruf oder Stellung nicht heraus. Sie realisiren demnach die Würde des Kriegers, des Beamten, des Familienvaters u. s. w., ohne diese von der Würde des Menschen, für die ihnen die bestimmte Auffassung lange nicht so faßlich ist, mit klarem Bewußtsein und Entschluß umrahmen und begrenzen zu lassen. Kommt aber dies zu Stande, realisirt der Mensch seine Berufswürde innerhalb und unvergessen seiner Menschenwürde, so erreicht er die höchsten Zielpunkte seiner sittlichen Ausbildung. Uns zu dieser Würde der Lebensauffassung zu erheben sei der Inhalt der Erziehung, sie zu bethätigen der Inhalt der Bildung.

Non omnia possumus omnes, pflegte mein alter Rector zu sagen, der einen guten Commentar zum Demosthenes geschrieben hatte, aber sich sonst mancher Lücken in seinem gelehrten Wissen wohl bewußt war. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, auch nicht unter den Palmen von so und so viel gesetzgeberischen Commissionen und einer unausgesetzten parlamentarischen und politischen Thätigkeit. Herr Lasker ist ein so einsichtiger, uneigennütziger und im Ganzen trefflich wirkender Mann, so überzeugt bin ich davon, daß wir im öffentlichen Leben wenige seines Gleichen haben, daß es mir gar nicht zur Freude gereicht, ihn als philosophischen Schriftsteller theilweise entsetzlich zu finden und dies auszusprechen, zumal vielen Geringeren immer eine Freude damit geschieht, wenn ein Größerer kritisirt wird. Aber amicus Plato magis amica veritas. Auch Feuerbach's Reimverse auf den Tod und satyrisch-theologische Distichen habe ich mich nie entschließen können, werthvoll zu finden, obgleich er selbst ihnen großen Werth beilegte. Und thue ich Herrn Lasker durch mein offenes Bekenntniß wirklich einen Schaden oder eine Unehre an? Die Wahrheit ist ja doch nur für die Besten da.

Duboc, Julius,

Gegen den Strom

Hamburg 1883